ikon,
ones
ebuch
ners
onnanz-
fiziers

M.

# Neues Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers.

## Die Commune

von

Graf Maurice v. Hérisson.

Autorisirte Ausgabe.

Augsburg und Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Reichel
K. B. Hofbuchdruckerei.

# Neues Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers.

# Neues Tagebuch

eines

## Ordonnanz-Offiziers.

## Die Commune

von

Graf Maurice von Hérisson.

Autorisirte Ausgabe.



Augsburg und Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Reichel.
K. B. Hofbuchdruckerei.

# Vorrede.

Unbestreitbar ist die Dankbarkeit eine der schönsten menschlichen Tugenden und jeder von uns sollte sich nach ihren Gesetzen richten. Das thue ich, indem ich den Titel Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers einem Buche voransetze, welches Thatsachen schildert, die sich zutrugen, als ich schon längst nicht mehr Ordonnanz-Offizier war.

Ich wollte damit den wenigen Worten, die meinem Erstlingswerk Glück gebracht, meinen Dank abstatten. Auch gegen das Publikum, das meinem Debüt im erzählenden Genre, einen Empfang bereitete, der mich ebenso überrascht wie erfreut hat, wollte ich mich dankbar zeigen.

Wenn Männer meiner Generation ihre Erinnerungen sammeln und austauschen, so folgt in ihren Unterhaltungen auf das schwarze, kalte Gespenst des französisch-deutschen Krieges, stets das rothe brennende Gespenst der Commune.

„Was haben Sie während des Krieges gethan?“ ist eine Frage, nach der gleich die zweite kommt: „Und wie ging’s Ihnen zur Zeit der Commune?“

Auch mir ist diese Frage vorgelegt worden. Als ich die Schicksale eines armen Kapitäns bei den Mobilen, der während der Belagerung von Paris, dem Generalstabe Trochu’s attachirt war, schilderte, sagte man: „Nun erzählen Sie auch noch, was Ihnen in den Communetagen begegnet ist.“

Jetzt fing ich an, meine Notizen zu ordnen und zu sammeln. Aber da ich jederzeit die größte Hochachtung vor Ihrer Majestät Alle Welt hegte, wurde ich von gewaltigen Skrupeln ergriffen.

Nie habe ich mich Illusionen über die Bedeutung der winzigen Rolle, die ich während der Belagerung spielte, hingegeben. Mitten unter solch großartigen Ereignissen komme ich mir vor wie jener Glöckner, der, als man die Predigt eines Geistlichen lobte, sagte: „Ja, die Predigt war sehr schön, aber ich habe sie eingeläutet.“

Während der Commune habe ich auch nicht einmal die Predigt eingeläutet; ich begnügte mich damit, sie nur aus größerer Nähe einläuten zu hören, als die Anderen — das ist Alles!

Und ich machte mir Gedanken darüber, ob meine Erinnerungen auch für Ihre Majestät Alle Welt interessant und lebhaft genug sein würden.

Da ich diesem neuen Bande doch wenigstens so viel Interesse zu verleihen wünschte, daß es den Vergleich

mit seinem älteren Bruder aushält, bat ich die noch lebenden Schauspieler, die in dieser beklagenswerthen Tragödie mitgewirkt, um ihren Beistand. Derselbe wurde mir gern gewährt. Ich habe nur Zeugnisse von wirklich brennendem Interesse gesammelt und auf diese werde ich mich ebenso fest stützen, wie auf meine Erinnerungen.

Einige gute Kameraden haben mir den Vorwurf gemacht, daß ich mich in dem ersten Theil des Tagebuchs eines Ordonnanz-Offiziers, ein wenig zu sehr in den Vordergrund gestellt habe. In dem zweiten Theile werde ich mich mit einer Bescheidenheit im Hintergrunde halten, für die sie mir Dank sagen werden. Das Publikum wird dadurch nichts verlieren, denn diejenigen, die ich in diesem Buche redend auftreten lasse — indem ich ihnen nur von Zeit zu Zeit ins Wort falle — sprechen sicher viel besser als ich.

**Graf Hérisson.**

# Inhalts-Verzeichniß.

## Erstes Kapitel.

Seite

**Kriegsepilog.** — Trochu's Demission. — Ein Pferd oder ein Stuhl. — Kriegsgefangener. — Ein unrechtmäßiger Hauseigenthümer. — Einzug der deutschen Truppen. — Unter dem Arc de Triomphe. — Der Louvre und die Bettdecken . . . . . . . . . . . . . . . . 1

## Zweites Kapitel.

**Die Genesis der Commune.** — Ein Aufstand ist des andern werth. — Der 4. September und der 18. März. — Charles Nodier und Maxime du Camp. — Paris als Tyrann. — Paris als freie Stadt. — Ein Vertrag. — Die Commune und die Bonapartisten. — Rossel und Favras. — Paris hört auf, Hauptstadt zu sein . . . 23

## Drittes Kapitel.

**Der achtzehnte März.** — Kanonen und Gewehre. — Der Bericht des Grafen Beugnot. — Auf dem Montmartre. — Eine Verleumdung. — Ermordung der Generäle. — Im Kriegsministerium. — Alle Welt abgereist . . . 50

Seite

## Viertes Kapitel.

**Die Flucht der Regierung.** — Thiers hat die Commune gewollt. — Olivier Pain und das Portefeuille des Marquis von Moustiers. — Hilfe wird angeboten, aber ausgeschlagen. — Unsinnige Flucht. — In Versailles. — Die Nacht vom 18. auf den 19. März. — Erzählung des Herrn Jules Richard . . . . . . . . . . . . . 78

## Fünftes Kapitel.

**Das verlassene Paris.** — Die erste Million. — Die Commune und die Bank von Frankreich. — Eine Medaille. — Die Gegner der Commune. — Eine friedliche Proklamation. — Empfang mit Schüssen. — Bericht eines der Opfer. — Die Herren Gaston Jollivet und Charles Bocher . . . . . . . . . . . . . . . 106

## Sechstes Kapitel.

**Soldaten und Geiseln.** — Die Wahlen. — Wer wird anfangen? — Die ersten kriegerischen Bewegungen. — Sühneopfer eines Arztes. — Das Dekret betreffs der Geiseln. — Gefangennahme des Erzbischofs. — Bei Raoul Rigault. — Ein erzwungener Besuch bei der Commune . . . . . . . . . . . . . . . . 124

## Siebentes Kapitel.

**Versailles.** — Versailles während der preußischen Okkupation. — Das Hotel des Réservoirs. — Die Tafel beim Feldmarschall Moltke. — Die Nationalversammlung. — Die Verwaltung. — Sturz und Verwirrung. — Man war vor einem Scharmützel nicht sicher. — Mac-Mahon's Armee. — Die Feuersbrunst . . . . . . 149

Seite

## Achtes Kapitel.

**Die Commune und Deutschland.** — Eine Episode bei den Haussuchungen. — Die Vendômesäule. — Die Schicksale einer Statuette. — Dahinter steckt Preußen. — Herr Washburne. — Ein Frühstück in Gesellschaft Herrn Eudes. — Der Baron von Billing. — Das Anerkenntniß des Herrn von Bismarck. — General Cluseret. — Ein Brief vom Bruder des Kaisers. — Schluß . . . 183

## Neuntes Kapitel.

**Die Mission des Abbé Lagarde.** — Die Freimaurer. — Das Comité der öffentlichen Wohlfahrt. — Die Wahrheit über Monseigneur Darboy. — Ein Märtyrer. — Der Abbé Lagarde. — Eigensinn des Herrn Thiers. — Eine Verläumdung . . . . . . . . . . . . . 240

## Zehntes Kapitel.

**Die Geiseln.** — Einzug der Truppen. — Ducâtel. — Ordre, die Gefangenen von Mazas nach La Roquette zu überführen. — Der Erzbischof in La Roquette. — Zelle Nr. 23. — Die Bekehrung des Präsidenten Bonjean. — Der Aufruf der Verurtheilten. — Der Kreuzesweg. — An der Mauer. — Die Hinrichtung, von einem der Mitwirkenden geschildert. — Vater Louis. — Fortin. — Der Pater Olivaint . . . . . . . . . . . . 263

## Elftes Kapitel.

**Rue Haxo.** — Die fünfzig Geiseln. — Auf dem Wege nach der Haxostraße. — Warum nicht fliehen? — Ein reuiger Communard. — Die Schlächterei. — Das gemeinsame Grab. — Die Weiber. — Bankier Jecker. — Widerstand der in La Roquette befindlichen Geiseln. — Ihre Befreiung . . . . . . . . . . . . . . . 296

Seite

## Zwölftes Kapitel.

Angstvolle Tage. — Zu spät! — Erzählung Herrn Berthaudin's. — Eine Photographie der Barrikaden. — Einfall in den Klub. — Durstige Helden. — Ein Delegirter des Central-Ausschusses. — Der Insurgent Porthos. — Der Kommandant des 109. — Nachtronde . 332

## Dreizehntes Kapitel.

In der Schlacht. — Die Communards machen sich aus dem Staube. — Plünderung. — Die Füsilade. — Die Kanoniere. — Die Marinesoldaten. — Der Brand in der Rue Royale. — Das Petroleum. — Auf den Terrassen. — Die Befreiung. — Hinrichtungen . . . . 350

## Vierzehntes Kapitel.

Vom Konkordienplatz nach dem Père-Lachaise. — Ein Spaziergang durch das brennende Paris. — Die Brände in der Rue Royale. — Das Finanzministerium. — Die Rue de Rivoli. — Das Stadthaus. — Auf dem Père-Lachaise. — Die Granaten. — Die Pelotonfeuer. — Mauer der Insurgenten. — Achtzehn Jahre später . 384

Epilog . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 409

## Erstes Kapitel.

# Kriegsepilog.

Trochu's Demission. — Ein Pferd oder ein Stuhl. — Kriegsgefangener. — Ein unrechtmäßiger Hauseigenthümer. — Einzug der deutschen Truppen. — Unter dem Arc de Triomphe. — Der Louvre und die Bettdecken.

Am 19. Januar 1871 schlug General Trochu seine letzte unglückliche Schlacht gegen die Preußen.

Diese Schlacht hatte den seltsamen Zweck gehabt, nicht etwa die deutschen Heere zu besiegen — das hielten weder Trochu noch seine Offiziere für möglich — sondern einerseits den Parisern einen Gefallen zu erweisen, andererseits ihnen den Beweis zu liefern, daß die Stadt sich nicht länger halten könne.

Das ist ja unerhört! wird man mir einwenden. Zugegeben! Aber wenn eine Armee zu raisonniren anfängt — und Gott weiß, ob Paris in jenem Augenblick raisonnirte! — wenn sie sich ihrer eigenen Macht oder Ohnmacht nicht mehr bewußt ist, muß man ihr,

wohl oder übel, um sie zu überzeugen, die Nase ins eigene Blut einstippen. Das nennt man: Durch Thatsachen beweisen.

Zur selben Zeit, in der Trochu die Schlacht verlor, verloren seine Kollegen den Verstand. Sie ließen ein unheilvolles Telegramm veröffentlichen, welches so recht geeignet war, Paris in Bestürzung zu versetzen. Dasselbe lautete:

„Depesche des Generals Trochu

20. Januar.

Wir müssen in Sèvres dringend um einen zweitägigen Waffenstillstand parlamentiren, um unsere Verwundeten fortschaffen und die Todten beerdigen zu können.

Dazu brauchen wir Zeit, Anstrengungen, gut bespannte Wagen und viele Krankenträger. Verliert keine Zeit, sondern handelt danach."

Das war das Grabgeläute — es blieb nichts übrig, als zu kapituliren, und da General Trochu in dieser Zeit der großen Worte und der kleinen Thaten geschrieben hatte: „Der Statthalter von Paris kapitulirt nicht", mußte er, als oberster Befehlshaber der Truppen, vom Schauplatz abtreten. Demnach wurde am 21. Januar überall folgende Proklamation angeschlagen:

„Demission des Statthalters von Paris.

Der Divisionsgeneral Vinoy ist zum Oberbefehlshaber der Pariser Armee ernannt worden.

Der Titel und die Amtsbefugnisse des Statthalters von Paris sind abgeschafft.

General Trochu behält den Regierungsvorsitz.

Die Regierung der Nationalvertheidigung bestimmt, daß der Oberbefehl über die Truppen hinfort von dem Vorsitz der Regierung getrennt werde."

Das geschah am 21. Januar, dem Todestage Ludwig XVI.! Welch' ein trauriger Gedenktag! Aber man hatte genug mit dem Unglück der Gegenwart zu thun, um an vergangenes Unheil zu denken.

Am nächsten Morgen berief der General alle Generalstabsoffiziere zu sich in sein Kabinet. In bewegten Worten sprach er ihnen seinen Dank für ihre Hingebung und treue Pflichterfüllung aus und nahm Abschied von ihnen, indem er ihnen die Mittheilung machte, daß sie von diesem Tage an, dem Generalstab des neuen Hauptkommandanten der Armee von Paris attachirt seien.

Da Trochu Vorsitzender der Regierung blieb, behielt er seinen besonderen Stab um sich. Und da ihm meine bescheidenen Dienste nicht mißfallen hatten, kündigte er mir an, daß ich aus dem großen Generalstabe in seinen Privatstab versetzt sei.

So kam es, daß ich Jules Favre zur Disposition gestellt wurde und diesen Staatsmann auf seinen schmerzlichen Pilgerfahrten zwischen Paris und Versailles, die den Zweck hatten, über die Kapitulationsbedingungen und Friedenspräliminarien mit Bismarck zu verhandeln, begleiten durfte.

Als dann die Nationalversammlung in Bordeaux zusammentrat, brauchte Trochu, dessen Rolle ausgespielt war, keinen eigenen Stab mehr; ich gedachte also natür-

lich unter General Vinoy wieder aktiv ins Heer einzutreten.

Vinoy residirte im Louvre, nicht in dem alten Hauptquartier Trochu's, sondern in dem gegenüber liegenden Pavillon, an der anderen Seite des Carousselplatzes, den der Oberstallmeister, General Fleury, zur Zeit des Kaiserreiches bewohnt hatte.

Dort angekommen, führte man mich zu einem Obersten vom Generalstabe, der sehr beschäftigt und unwirsch aussah.

Merkt euch Folgendes: Wenn ihr bei Generalstabsoffizieren etwas zu erbitten habt, so thut das nie am Tage nach einer verlorenen Schlacht, denn ihr findet sie in wüthender Stimmung. Aber eben so ungünstig ist der Tag nach einem Siege, denn dann sind sie zu beschäftigt, um euch Rede zu stehen.

„Was wünschen Sie?" fragte mich der Oberst kurz.

„Den General Vinoy zu sprechen."

„Unmöglich! Was haben Sie für ein Anliegen?"

„Ich war Ordonnanzoffizier beim General Trochu und wünsche jetzt wieder aktiv ins Heer einzutreten."

Meine Eigenschaft als ehemaliger Stabsoffizier des verflossenen Statthalters schien meinen Vorgesetzten nicht eben freundlicher zu stimmen, denn er murmelte einige unverständliche Worte in den Bart und sagte dann kurz:

„Folgen Sie der Ordonnanz; sie wird Sie hinaufführen. Dort wird man Ihnen einen Stuhl anbieten, wenn einer da ist, und Ihnen Befehle ertheilen, falls es etwas zu befehlen giebt."

Militärisch grüßend verließ ich das Zimmer hinter der Ordonnanz, die ich jedoch allein die Treppe ersteigen ließ, während ich auf den Hof hinaus und von da auf die Straße eilte.

Es gefiel mir durchaus nicht, etwa aus Gnade und Barmherzigkeit im Generalstab geduldet zu werden, und beim Gedanken, mein gutes treues Roß mit einem schlechten Stuhl zu vertauschen, lief es mir eiskalt über den Rücken.

So war denn meine militärische Laufbahn zu Ende und ich war Kriegsgefangener, wie alle Offiziere, von Trochu bis zum jüngsten Sekondelieutenant. Das aktive Heer hatte die Waffen gestreckt, während die Nationalgarde die ihren behielt, um den bekannten schönen Gebrauch davon zu machen. Das war die sieghafte Idee des guten Jules Favre! Man hatte übrigens den Offizieren ihre Waffen gelassen, trotzdem waren sie Kriegsgefangene.

In meiner Wohnung in der Rue Boisy=d'Anglas baute ich, nach der allgemeinen Sitte, aus meinen Waffen eine schöne Pyramide auf und wartete dann auf die Erlaubniß, mich nach Bordeaux begeben zu dürfen, die ich bei der Militärbehörde nachgesucht hatte.

Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß ich meinen Degen noch einmal, freilich zu einer ganz friedlichen Mission, umschnallen würde, wie schon früher einmal, nämlich als Retter von Mobilien.

Freunde von mir besaßen eins der schönsten Hotels, von denen die Place de l'Etoile umsäumt ist und deren

Thüren auf die Rue de Tilsit münden, während dessen Fenster nach dem Arc de Triomphe hinausgehen.

Da sie zu den unnützen Mäulern zählten, hatten meine Freunde Paris vor der Cernirung verlassen, um — im goldigen Sonnenschein von Cannes — ein beschauliches Leben zu führen, während wir anderen fast vor Hunger und Kälte umkamen.

Sie hatten ihr Haus im Schutze ihres Concierge und seiner Frau zurückgelassen und — da sie wußten, daß ich dem Statthalter attachirt war — ihm den Befehl ertheilt, im Falle der Noth zu mir zu eilen, um meinen Schutz und Beistand anzurufen.

Um eine Idee von dem Reichthum der Hausbesitzer der Tilsiter Straße zu geben, will ich nur eine Thatsache anführen. Trotzdem sie die hervorragendsten Werthgegenstände in England in Sicherheit gebracht, blieben in ihrem Hotel noch Möbel und Kunstschätze zurück, die über zwei Millionen repräsentirten. Und ihr Concierge war nichts Geringeres als ein ehemaliger Kapitän und Ritter der Ehrenlegion. Er hatte einen Sohn im Heere, der es gleichfalls schon bis zum Range eines Kapitäns gebracht hatte.

Der Anblick dieses schwarz gekleideten Mannes, der eine Portierloge bewohnte und den Einlaßbegehrenden öffnete, hatte mich zuerst förmlich niedergeschmettert. War ich doch selbst Kapitän und von tiefster Ehrfurcht vor dem rothen Bändchen erfüllt, das zu der Zeit noch nicht so freigebig vertheilt wurde, wie heutzutage. Ich grollte dem Concierge, weil er seine ruhmreiche Ver-

gangenheit nebst dieser Auszeichnung degradirte, indem er zur Dienstbarkeit hinabgestiegen war. Eines Tages, als ich mich nicht enthalten konnte, ihm einen verblümten Vorwurf darüber zu machen, rührte er mich durch die einfachen Worte: „Die Stelle ist gut und mein Kleiner kommt mit seiner Gage nicht aus." Ich verzieh ihm nicht nur, sondern machte mir das Vergnügen, seine Brodherren dadurch in Erstaunen und Schrecken zu versetzen, indem ich ihm, so oft ich in ihrer Begleitung das Hotel verließ, herzhaft die Hand schüttelte und ihn „mein lieber Kamerad" nannte.

Dieser liebe Kamerad hatte mich schon mehrmals im Louvre aufgesucht. Als die Bewohner der Vororte sich nach Paris flüchteten, hatte ich das seinem Schutze unterstellte Hotel davor bewahrt, Einquartirung zu bekommen, und so die kostbaren Vorhänge und Teppiche vor unsauberer Berührung geschützt. Nach der Kapitulation wurde die Bevölkerung durch Maueranschläge davon benachrichtigt, daß die Preußen ihren Einzug in die Hauptstadt halten würden.

Jules Favre hatte sein Möglichstes gethan, uns diese Schmach zu ersparen; Bismarck hatte ihm jedoch durch folgende Antwort den Mund geschlossen:

„Wenn ich später, auf deutschem Boden, einem alten Invaliden begegnete, der zu mir sagte: Du bist reich, mächtig und unverwundet; ich dagegen habe bei der Belagerung von Paris ein Bein oder einen Arm verloren und Du hast mich, zum Trost, nicht einmal

diese Stadt sehen lassen — was sollte ich ihm wohl darauf erwidern?"

Endlich hatte man festgesetzt — und diese Konzession verdankten wir der Mäßigung Bismarcks, wie seinem Wunsche, Konflikte zu vermeiden, die nicht ungestraft hätten bleiben können — daß den Preußen ein Bezirk in Form eines großen Parallelogramms eingeräumt werden sollte, welches von der Seine, dem Carousselplatz, der Straße und dem Faubourg St. Honoré und der Avenue des Ternes begrenzt wurde.

Das Haus meiner Freunde lag in diesem Bezirk und ihr Concierge eilte daher sofort zu mir, um mich zu bitten, diesmal das Hotel nicht vor französischer, sondern deutscher Einquartirung zu schützen.

„Gut, mein lieber Kamerad," sagte ich, „lassen Sie mir im Vorsaal ein Bett aufstellen; die Nacht vor dem Truppeneinzug werde ich in der Tilsiter Straße schlafen und wir beide wollen dann abwarten, was sich am nächsten Tage ereignen wird."

Am Abend des 28. Februar warf ich mich in Uniform und nahm Besitz von dem Hotel. Am Morgen des 1. März war ich schon mit Tagesanbruch auf und gerüstet.

Vom Balkon des ersten Stockes aus betrachtete ich, beim Schimmer der gerade aufgehenden Sonne, die großen, verödeten, in düsterem Schweigen daliegenden Alleen, durch die der Feind defiliren mußte. Die leuchtenden Strahlen schienen hinter dem Louvre hervorzudringen und über die verwüsteten Champs-Elysées hinstreifend,

vergoldeten sie die beiden Kolossalgruppen, die den Triumphbogen zierten und Paris anschauten; die eine stellte den Krieg, die andere den Frieden dar.

Hier die wilde Kriegsgöttin, mit geschwungenem Schwert, geöffnetem Munde, die Marseillaise auf den Lippen, über den zornig erregten Menschen dahinschwebend. Indem ich an unser gefangenes Heer, an das halb getödtete Vaterland, besonders aber an die Marseillaise dachte, an der sich Paris seit sechs Monaten die Kehle heiser geschrieen hatte, um so weit zu kommen, daß jetzt unter demselben Siegesbogen die preußische Nationalhymne erschallen durfte, hätte ich am liebsten die lügnerischen Statuen in tausend Stücke zerschmettert.

Auf der anderen Seite auch nichts als Lüge! Napoleon I. mit seinem Cäsarenkopf, den Frieden personifizirend, die Hände segnend über Pflug und Aehrenbündel ausgebreitet — er, der Menschen mähte, wie man Korn mäht!

O bittere Ironie, in Stein gehauen! O düsterer Scherz dieser Götzenbilder!

Vor dem bewegungslosen Antlitz des Mannes, der der ganzen Welt Gesetze vorgeschrieben, kämpften der Stolz auf die Vergangenheit und die Demüthigung der Gegenwart einen furchtbaren Kampf in meiner Seele. Ich hatte Lust, über den Platz hin dem Standbild, als ob es Leben ausathmete, zuzurufen:

„Warum kamst Du, oder warum bist Du nicht mehr da? Wärest Du nie gekommen, so würden sich

die Preußen keine Revanche für Jena geholt haben. Und wärest Du noch unter uns, so hättest Du sie sicherlich heimgeschickt."

Ein kindlicher Einfall blitzte in meinem Hirn auf — ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß die Statue wenigstens heute nicht den Preußen in's Antlitz blicken, sondern nur ihre Rücken schauen würde, wie der, den sie darstellte, es im Leben stets gethan.

Acht Uhr! In der Avenue de la Grande Armée zeigen sich vereinzelte Gruppen; an der Place de l'Etoile sammeln sich etwas mehr Menschen, in den Champs-Elysées fast Niemand.

Vor dem Arc de Triomphe blicken etwa hundert Neugierige nach der Avenue de Neuilly, von wo die Avantgarde des deutschen Heeres sichtbar werden muß.

Bei solchen Gelegenheiten nehmen die unbedeutendsten Vorfälle ungeheure Wichtigkeit an. Ich fragte mich: Ob sie wohl unter dem Triumphbogen durchziehen oder an der Seite vorbeimarschiren werden? Und mir war, als ob meine Verzweiflung in letzterem Falle gelindert, aber in's Maßlose gesteigert werden würde, wenn die feindlichen Truppen unter dem Siegesdenkmal hindurch ihren Einzug halten würden.

Ich war übrigens nicht der einzige, der die Bitterkeit dieses Gedankens auskostete. Der Wächter des Arc de Triomphe war und ist heute noch ein braver Mann, Namens Jannaux.

Seit dem Beginn der Belagerung hatte er seinem Monument Kriegstoilette angelegt. Mit Hilfe einiger

Kameraden hatte er aus einem ausgedehnten Terrain an der Rue Lauriston Erde geholt und unter, wie um den Triumphbogen herum einen Wall von etwa einem Meter Höhe aufgeschüttet, der eine Art Matratze bildete, in die die Granaten sich eingruben und dadurch abgeschwächt wurden. Außerdem hatte er die bedeutendsten Reliefs, so gut es ging, mit Brettern verkleidet, um sie vor den Granatsplittern zu schützen.

Um nun sein theures Denkmal vor der Schmach zu bewahren, den Feind unter seinem glorreichen Bogen durchdefiliren zu sehen, hatte Jannaux am Abend zuvor, gerade unter dem Siegesthor, zwei sich kreuzende Gräben in den Erdwall gegraben.

Mit dem ersten Glockenschlag, der die achte Stunde verkündete, ritt der erste Deutsche von der äußersten Vorhut durch das Festungsthor von Neuilly ein.

Es war ein schöner, blonder, junger Mann, preußischer Husarenlieutenant, dem sechs Kavalleristen folgten. Er spornte sein Pferd an, sprengte im Galopp durch die Avenue de la Grande Armée, zerstreute durch eine Handbewegung die Leute, die vor dem Arc de Triomphe standen und ritt mit seinen Soldaten, ohne Respekt vor den Gräben des armen Jannaux, gerade unter dem Siegesbogen durch.

Als er denselben passirte, machte er eine Bewegung, als ob er mit seinem Degen salutirte. Sollte das eine Geste des Triumphes oder vielleicht eine unfreiwillige Bezeigung der Hochachtung sein? Ich weiß es nicht.

An der anderen Seite des Triumphbogens hielt er

vor einem halben Dutzend Straßenjungen und fragte sie naiv nach dem Wege zum Industriepalast.

„Gradaus,“ riefen die Gamins, worauf die Husaren im Galopp davonsprengten.

Ihre ganze Eskadron, unter dem Kommando ihres Chefs, dessen Namen ich später erfuhr, folgte dicht hinter ihnen. Er hatte einen französischen Namen — von Colomb.

Dann kam, an der Spitze der Infanterie, General von Kameke, umgeben von seinem ganzen Stabe.

Unter dieser Avantgarde befanden sich die Fouriere sämmtlicher Armeekorps, die vor Kaiser Wilhelm, 30,000 Mann stark, um 11 Uhr auf dem Rennplatze von Longchamp Revue passiren sollten. Sie vertheilten sich, bunt durcheinander, in die Gebäude an den Champs Elysées, um die Quartiere einzurichten.

Bald hörte auch ich die Glocke am Gitterpförtchen des Hotels erschallen. Ich begab mich in den Hof hinunter und sah mich einer Art von Adjutanten oder Unteroffizier gegenüber, der beim Anblick meiner Uniform mit demselben militärischen Respekt grüßte, wie vor seinen eigenen Vorgesetzten. Er bat mich um die Erlaubniß, seine Leute einzulassen, damit sie im Hof abkochen könnten.

Von den Umständen gezwungen, erlaubte ich mir eine Lüge, die sicher zu den verzeihlichen Sünden zu rechnen ist.

„Dies Haus gehört mir,“ sagte ich zu dem Adjutanten. „Ich bin französischer Offizier und es wäre

mir unlieb, wenn Sie hier Ihr Lager aufschlügen. Der Platz um das Hotel herum ist groß genug, stellen Sie Ihre Kochvorrichtungen an den Außenmauern auf. Zum Dank dafür will ich Ihnen das Holz liefern, um Ihre Suppe zu kochen, und einige Flaschen Wein dazufügen, aber unter der Bedingung, daß die Thüre geschlossen bleibt und niemand das Haus betritt."

Der Adjutant grüßte und ging mit den Worten: „Ich werde darüber die Befehle meines Kommandanten einholen."

Einige Minuten später kehrte er mit dem Kommandanten zurück; ich wiederholte demselben meine Bitte, die höflich gewährt wurde.

Der Adjutant bezeichnete nun an der Außenwand mit Kreide die Stellen, wo das Abkochen vor sich gehen sollte und ich kehrte zu meinem Beobachtungsposten zurück, denn jetzt rückte die ganze Armee ein.

Schon am frühen Morgen war unterhalb der Brücke von St. Cloud eine doppelte Schiffbrücke geschlagen worden, eine zweite in Suresnes und eine dritte ganz nahe bei Billancourt.

Ueber diese drei Brücken waren 30,000*) Mann eingezogen, die auf der Rennbahn von Longchamp, den leeren Tribünen gegenüber, in drei Linien Aufstellung nahmen: Eine Linie Infanterie, in Schlachtkolonne

*) Und zwar 8000 Mann vom elften, 11,000 vom sechsten Korps und 11,000 vom zweiten bayerischen Korps.

Anm. d. Uebers.

formirt; eine Linie Kavallerie, in Schwadronskolonne, von Artillerie flankirt, und eine Linie Train und Ambulanzen. Die Truppen hatten auf dem Felde gefrühstückt; die Infanterie hinter ihren zusammengestellten Gewehren; die Kavallerie zu Häupten ihrer Pferde.

Um halb elf Uhr ritt der Kronprinz an der Spitze eines zahlreichen Stabes, von nicht enden wollenden Hurrahs begrüßt, die Front ab.

Zehn Minuten vor elf Uhr ließ sich der Ruf: „Der König!“ vernehmen, denn noch waren die Lippen der Preußen nicht auf das Wort „Kaiser“ dressirt. Der Wagen des Kaisers, mit vier Vollblutrennern bespannt, durch Vorreiter angekündigt, erschien jetzt; hinter den Tribünen hielt er, der Kaiser stieg aus, bestieg sein Roß und in großer Generalsuniform, mit breiter Schärpe und wallendem weißen Federbusch, ritt er über die Ebene von Longchamp auf die Mühle zu, wo er von seinem Sohne begrüßt wurde.

In diesem Augenblick stimmten sämmtliche Regimentsmusikchöre die Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz“ an. Gefolgt von einer glänzenden Suite von über sechshundert Offizieren, hielt der Kaiser die Heerschau ab und nahm dann an der kaiserlichen Tribüne, die gleich allen anderen leer und verlassen dastand, mit seinem Gefolge Aufstellung. Der Kronprinz setzte sich jetzt an die Spitze der ganzen Armee, die er, unter ununterbrochenem Hurrahgeschrei, an seinem kaiserlichen Vater vorbei defiliren ließ.

Graf Bismarck befand sich unter den Offizieren

vom Großen Generalstab, in Kürassieruniform, mit blitzendem Stahlhelm, aber ohne Küraß.

Nachdem jedes Regiment dem Kaiser vorgeführt war, nahm es, sein Musikchor an der Spitze, unter den schmetternden Klängen seiner Nationalmärsche den Weg nach dem Triumphbogen. Die Preußen, durch die Avenue de l'Impératrice einrückend, marschirten um den Arc de Triomphe herum, um nach den Champs-Elysées zu gelangen. Die Bayern dagegen bogen in die Avenue des Acacias, dann in die de la Grande Armée ein und passirten, ohne abzuschwenken — trotz Jannaux' Gräben — stolz den Triumphbogen.

Während der endlose Heereszug sich langsam abwickelte, hatte ich Civilkleidung angelegt und mich auch nach den Champs-Elysées begeben, um nach Hause zu gehen.

Die Elysäischen Felder boten einen merkwürdigen Anblick dar. Alle Läden, alle Fenster geschlossen — niemand draußen, als die Deutschen. Ueberall, in den Häusern und rund umher, hatten sich schon die Soldaten einquartiert; auf dem weiten, durch den Krieg verwüsteten Raum brodelte überall die Suppe in den Kesseln. Behaglich plaudernd und rauchend saßen die preußischen Soldaten auf den Thürschwellen und Treppenstufen und ich muß gestehen, sie hatten gar nichts Wildes an sich.

Nur ein Restaurant auf den Champs-Elysées und ein Café am Rond-Point waren geöffnet und die Besitzer beider Wirthschaften schienen sich zu verdoppeln,

um allen Anforderungen gerecht zu werden. Sie lachten, sprachen deutsch, waren aber trotz aller Anstrengungen nicht im Stande, alle ihre Gäste zu befriedigen.

Später, als die deutschen Truppen wieder abgezogen waren, wurde im Volk der Wunsch laut, diese beiden Etablissements zu stürmen und dem Erdboden gleich zu machen; bald aber wurden diese Gelüste von anderen Dingen verdrängt und so kamen die Eigenthümer mit dem Schreck und der außerordentlich reichen Einnahme dieser beiden Tage davon.

Vor dem Industriepalast waren zahllose Gewehrpyramiden aufgepflanzt und durch das weit geöffnete Portal strömten Soldaten ab und zu, von denen eine große Menge im Innern einquartiert war.

Die Kavallerie bivouakirte auf dem Cours-la-Reine; man mußte unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß alle diese Krieger, bevor sie Deutschland verließen, ihren Landsmänninnen das Versprechen gegeben hatten, ihre Pferde Seinewasser kosten zu lassen, denn unter schallendem Gelächter und derben Späßen, führten Alle ihre Thiere in diese große Tränke.

Die Fährbote hatten ihren Dienst nicht eingestellt, bedienten aber nur das linke Ufer, auf welches sie auch alle ihre Pontons hinaufgezogen hatten.

Auf dem Konkordienplatz wurde schon Stroh für das nächtliche Bivouak ausgetheilt.

Am Fuße der Statue der Stadt Straßburg spielte die Musik eines der Regimenter allerlei Weisen, nach

denen die Soldaten — vor dem bleichen Monument — schwerfällig tanzten.

Der Tuileriengarten war überfüllt; die Gitter zur Rue de Rivoli waren geschlossen und die Pförtchen nach dem Carousselplatz durch große grüne Leinwandplane verhängt.

Und erst der Louvre! Mit seiner Anhäufung unergründlicher Wunder! Wie sollte man der Klugheit, Mäßigung und Festigkeit der deutschen Offiziere nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man bedenkt, daß sie selbst ihre Leute vor die historischen, die zauberhaft schönen Baudenkmäler führten, sie aber nicht einließen, indem sie ihnen sagten, die Kunstschätze seien alle fortgeschafft!

Ebenso muß man über die Disciplin dieser bewaffneten Massen staunen, die sich wie eine Herde Schafe leiten ließen.

Nur einige Offiziere betraten allein den Louvre und als sie sich an den hohen Fenstern zeigten, fing das Volk zu zischen an, worauf sie sich sofort taktvoll zurückzogen.

Wenn man bedenkt, daß Armeen ausgerüstet werden, um Feuersbrünste anzulegen, nicht sie zu löschen; wenn man bedenkt, daß es einem einzigen betrunkenen Soldaten gelungen wäre, die jahrhundertlange Arbeit des Genies für immer zu zerstören; wenn man bedenkt, daß die Franzosen drei Monate später das, was die Deutschen geschont hatten, anzuzünden versuchten und zum Theil auch einäscherten, so müßte man, wollte man den Offi-

zieren wie den Soldaten Kaiser Wilhelms die verdienten Lobsprüche nicht zuerkennen, entweder blind oder von einer an Feigheit streifenden Aengstlichkeit oder ein durch und durch ungerechter Mensch sein.

Da ich hoffe, zu keiner dieser drei Kategorien zu gehören, so spreche ich hier meine wahren Empfindungen aus, die ich noch durch den königlichen Ausspruch, dem ein berühmter Thurm*) seinen Namen verdankt, bekräftige: „Tant pis! pour qui qu'en grogne.“ **)

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß meine kleinen Kunstsammlungen ebenso respektirt worden waren, wie der glänzende Bazar meiner Freunde.

Am folgenden Morgen, den 2. März, kamen die rund um Paris lagernden Truppenkorps, eins nach dem anderen, ohne Waffen in die Stadt, um sich an der Pariser Atmosphäre zu berauschen.

Ich begab mich wieder nach der Rue de Tilsit, wo alles tadellos verlaufen war; da sonst sämmtliche Häuser der Nachbarschaft Einquartierung erhalten hatten, mußte ich mir dazu gratuliren, daß das „meinige" allein verschont blieb.

Der Bataillonskommandant, der das Unglück gehabt hatte, gerade in ein so gut bewachtes Haus hineinzufallen, hatte sich mit der Bitte begnügt, seine Wagen im Hof unterbringen zu dürfen, was ihm natürlich bereitwilligst gewährt war.

---

*) Le grognon = der Brummbär.

**) Um so schlimmer für den, der darüber brummt.

Anm. d. Uebers.

Er hatte sich erkundigt, ob der Besitzer dieses Hotels und der Parlamentär von der Sèvres-Brücke nicht identisch seien, und als der Concierge diese Frage bejahte, übergab er ihm eine Karte für mich, auf der die Namen aller Offiziere seines Bataillons verzeichnet standen.

Ich habe diese Karte aufbewahrt und schreibe sie hier ab:

Wilhelm Heye, Major und Kommandant des 1. Bat.
2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88.
Hauptmann von Hagen (Wiesbaden).
Hauptmann Seebold (Wiesbaden).
Hauptmann von Haza-Rädlitz (Posen).
Hauptmann von Schlegell (Frankfurt).
Sekonde-Lieutenant, Adjutant von Holbach (Wiesbaden).
Lieutenant Langen (Wiesbaden).
Lieutenant von Bierbrauer-Brennstein (Wiesbaden).
Lieutenant von Kaltenborn (Cassel).
Sekonde-Lieutenant von Goehingh (Minden).
Sekonde-Lieutenant Skier (Cassel).
2. März 1871.

Wenn diese Herren sich noch am Leben befinden, was ich aufrichtig wünsche, werden sie überrascht sein, ihre Karte in diesem Buche wiederzufinden. Ich hege nur den einen Wunsch, ihnen — unter denselben Bedingungen des Sieges und militärischer Höflichkeit — einst meine Karte überreichen zu können.

Am dritten Tage räumten die deutschen Heere wieder Paris.

In der Nacht vorher zerstörte eine Kompagnie preußischer Pioniere das mühsame Werk des Wächters Jannaux; sie nivellirten den Boden unter dem Arc de Triomphe und beim Abmarsch defilirten sämmtliche Truppen, Pferde und Kanonen, mit klingendem Spiel, unter dem imposanten Bogen hindurch.

Wie bei ihrer Ankunft stand Jannaux auch beim Abmarsch auf seinem Posten. Ein Kürassieroberst hielt einen Augenblick vor ihm, zeigte mit dem Degen auf die in den Stein gemeißelten Inschriften und sagte: „Jetzt müßten noch die Namen von Metz und Sedan dazugefügt werden.“

Ach! vielleicht kommt es auch noch eines Tages dahin!

Im Augenblick des Abmarsches trug sich noch ein kleiner Vorfall zu, den ich zur Charakterisirung der deutschen militärischen Sitten anführen muß.

Die Frau des Concierge — eine echte, gewöhnliche Hausmeisterin — schrie, wie wenn sie am Spieße steckte, daß ihr mehrere Bettdecken gestohlen seien.

In ihrer Gegenwart ließ der Kommandant alle Bagagewagen abladen und durchsuchen; es fand sich aber keine Decke.

Einige Tage später erhielt ich aus Châville folgendes Schreiben:

„Châville, den 8. März 1871.

Herr Graf!

Am Tage unseres Ausmarsches aus Paris will die Frau des Concierge im Hause Rue de Tilsit bemerkt haben, daß ihr einige Bettdecken fehlten.

Sobald ich Kenntniß davon erhielt, ließ ich — in Gegenwart der Frau — die Bagagewagen durchsuchen; auch später habe ich noch alle nur möglichen Nachforschungen angestellt, ohne eine der vermißten Decken zu finden. Sollte die Frau Hausmeisterin dennoch im Rechte sein, so bitte ich Sie, sehr geehrter Herr Graf, mir den Preis der fehlenden Gegenstände angeben zu wollen, damit ich Ihnen denselben wieder erstatten kann.

Indem ich meinem Bedauern über diesen Vorfall Ausdruck gebe, zeichne ich mich,

Herr Graf,
als Ihr ergebenster Diener
W. Heye." *)

Daß ich keinen Anspruch auf Entschädigung machte, versteht sich wohl von selbst.

Behaupten zu wollen, daß die Deutschen, während des französischen Feldzuges, sich niemals einen Uebergriff zu Schulden kommen ließen, nie geplündert, nie marodirt hätten, wie es alle Heere im Kriege thun, wäre lächerlich und unrichtig. Diebe gibt es überall. Auch unter den preußischen Offizieren, die zum großen Theil dem Adel angehören, gab es Lumpe, die sich nicht nur kostbare Gegenstände aus ihren Quartieren aneigneten, so daß sie wirklichen Diebstahl begingen, sondern

*) Wir geben diesen, wie alle anderen deutschen Namen genau in der Schreibweise des Herrn Verfassers wieder.

Anm. d. Uebers.

die sich auch das rohe Vergnügen machten, durch unnützes Zerstören und Besudeln die Spuren unedelster Gesinnung zurückzulassen.

Dennoch kamen solche Fälle viel vereinzelter vor, als man denkt.

Ich berichte hier nur, was mir selbst begegnet ist. Und thäte jeder in Frankreich das nämliche, so würde die berühmte Legende von den Pendulen einen derben Stoß erhalten und vor ernster Untersuchung nicht bestehen können.

Zum Schluß der Geschichte des kleinen Abenteuers in der Tilsiter Straße will ich nur noch erwähnen, daß meine Freunde bei ihrer Heimkehr entzückt waren, alles unversehrt zu finden, was sie jedoch nicht hinderte, sich einige Wochen später mit ihrem Concierge-Kapitän zu überwerfen und ihm den Laufpaß zu geben. Mein lieber Kamerad öffnete nicht mehr die Thüre, was der Ehrenlegion zu Statten kam — ein kleiner Vortheil, von dem sie freilich seither viel wieder eingebüßt hat.

Als die Preußen abgezogen waren, stand mir nun auch das Recht zu, zu gehen wohin es mir beliebte, und so begab ich mich nach Bordeaux. Am Abend vor dem 18. März traf ich wieder in Paris ein.

Zweites Kapitel.

## Die Genesis der Commune.

Ein Aufstand ist des andern werth. — Der 4. September und der 18. März. — Charles Nodier und Maxime du Camp. — Paris als Tyrann. — Paris als freie Stadt. — Ein Vertrag. — Die Commune und die Bonapartisten. -- Rossel und Favras. — Paris hört auf, Hauptstadt zu sein.

Ein englischer Philosoph hat behauptet, daß sich in allen menschlichen Irrungen doch „eine Seele der Wahrheit" befände. Ich stelle die Behauptung auf, daß ein Aufstand des anderen werth ist. Das sind die beiden Fackeln, bei deren Licht ich die Commune zu studiren gedenke. Wenn ihre Flammen mir leuchten, werde ich vielleicht entdecken, daß auch der communistischen Idee ein Körnchen Gutes zu Grunde lag; ja, ich gehe sogar soweit, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß die Männer des 18. März im Grunde ebenso achtungswerth waren, wie die des 4. September.

Es ist gewiß, daß der 18. März dem nationalen Willen, der sich in der Regierung der Nationalversamm-

lung verkörperte, durch die Wahlen bitteren Hohn sprach; aber ebenso sprach der 4. September demselben — nur im Kaiserthum Napoleons III. verkörperten — nationalen Willen durch das Plebiszit vom 8. Mai Hohn.

So lange man mich nicht die Zauberwirkung des chemischen Prozesses in der Politik erproben läßt, mittelst dessen es gestattet war, die Wahlzettel des für den Kaiser stimmenden Wählers unter die Füße zu treten, sofern man sich nur vor dem Zettel desselben — aber für Herrn Thiers votirenden — Wahlmannes neigte, so lange werde ich dabei beharren, eine Parallele zwischen den beiden Gewaltangriffen zu ziehen, welche das gutmüthige Geschöpf, das sich Nationalwille nennt, sich im Zeitraum von sechs Monaten gefallen lassen mußte.

Der Aufstand vom 18. März war gewiß viel verbrecherischer, da er sich unter den Augen des den heimischen Boden besetzt haltenden Feindes abspielte.

Aber auch der Aufstand vom 4. September vollzog sich unter den Augen des den nationalen Boden überschwemmenden Feindes.

Und so lange man mir nicht klar beweisen kann, daß eine gewisse, vom deutschen Heere zurückgelegte Strecke von so und soviel Kilometern einen wesentlichen Unterschied zwischen zwei vor seinen Augen begangenen Verbrechen hervorbringt, werde ich dabei bleiben, daß der 18. März und der 4. September auch aus diesem Gesichtspunkt mit einander zu vergleichen sind.

Wollte ich diese Analyse auf die Spitze treiben, so würde das von mir gefundene Fazit sogar zu Gunsten

der Commune ausfallen, denn die Preußen unterstützten die Männer des September mehr, als die des März.

Sie kämpften gegen den, durch den September gestürzten Kaiser, aber nicht gegen die Nationalversammlung, die der März zu stürzen gedachte.

Der September hatte die aktive Mitschuld Preußens nöthig; der März begnügte sich mit ihrer passiven Mitschuld. Begnügen auch wir uns mit Vorstehendem.

Meine Unparteilichkeit gegen die Commune und die Communards wird mir ohne Zweifel den mir schon häufig gemachten Vorwurf zuziehen, daß ich mich mit Vorliebe in Paradoxen ergehe.

Mir liegt vor Allem daran, mit größter Gewissenhaftigkeit zu verfahren, und wenn ich mich von den breit getretenen Wegen entferne, so geschieht das nur, weil man auf ihnen nicht immer der Wahrheit begegnet; man muß daher oft den Muth haben, sie da zu suchen, wo sie nicht allein im Interesse einzelner Individuen, sondern politischer Parteien, ja ganzer Kasten versteckt worden ist.

Achtzehn Jahre sind seit der furchtbaren Katastrophe verflossen, welche das Ende der Commune ward; man fängt an, die Menschen, wie die Ereignisse jener Zeit, gerechter und leidenschaftsloser zu beurtheilen.

Nach zwanzig bis dreißig Jahren wird das Urtheil, das man über jene düstere Zeit fällen wird, der Wahrheit noch näher kommen.

Unglücklicherweise werden aber dann die Augenzeugen, die die Genauigkeit und Richtigkeit der von mir er-

zählten Thatsachen bestätigen könnten, nicht mehr sein. Da wir nun jetzt vor neuen Kämpfen stehen, scheint es mir nicht unpassend, die Erinnerung an vergangene Kämpfe neu zu beleben, geschähe es auch nur zu dem Zwecke, denen, die nach mir kommen, die entsetzlichen Klippen zu zeigen, an denen ihre Vorfahren scheiterten.

Charles Nodier sagt: „Es gibt keine Regierungsgewalt, gegen die sich nicht eine Anklage erheben ließe; es gibt keine Revolution, die man nicht vertheidigen könnte."

Der Verfasser von „Les Convulsions de Paris" behauptet, daß, wenn Charles Nodier Zeuge von den Greuelthaten der Commune gewesen wäre, er das nicht geschrieben haben würde, denn bei diesem Aufstand gab es nur Verdammenswerthes. Die Gegenwart des Feindes auf unserem blutgetränkten und durch Niederlagen zerrütteten Boden machte diese Revolution zu einer Entweihung; die Art, wie sie in Scene gesetzt wurde, machte sie lächerlich; die Verbrechen, unter denen sie zusammenbrach, erregten Abscheu und Haß. Die Männer, die an ihrer Spitze standen, waren solche Nullen, daß man sie — trotz des vergossenen Blutes und Petroleums — unmöglich ernsthaft nehmen konnte.

Wenn Herr Maxime du Camp Zeuge der Schreckensherrschaft gewesen wäre, würde er wahrscheinlich ein ebenso falsches Urtheil über diese furchtbare Periode unserer Geschichte gefällt haben, denn die Statisten Robespierre's und St.-Just's waren gerade so lächerlich und gemein wie die Marionetten Raoul Rigault's und

Delescluze's. Am Schluß seines Buches scheut er sich nicht, sich in Widersprüche mit diesem vorschnellen Urtheile zu verwickeln.

Dieser Delescluze, dessen stoischen Tod er schildert, war weder ein gewöhnlicher Schurke, noch ein lächerlicher Feigling. Dieser Varlin, der all die Qualen erduldete, denen er mit Lebensgefahr die Geiseln*) zu entreißen versuchte, war ein Mensch von Gemüth und ein bedeutender Geist. Dasselbe kann man von Rossel, Jourde und B. Malon sagen; letzterer war der einzige, der einen Geleitsbrief aus Versailles erhielt. Und wer würde es wagen, Raoul Rigault der Lächerlichkeit zu zeihen? Selbst Ferré, dieser Frosch, der gern ein Ochse gewesen wäre, starb mit so fester Haltung, daß er die Achtung verdient, die man jedem schuldet, der seine Irrthümer und Fehler mit seinem Blute bezahlt hat.

Gab es denn nur Wüstlinge und Trunkenbolde unter den Mitgliedern der Commune? O nein; alle, die in dieser Bewegung die Initiative ergriffen, waren durchaus nüchtern. War es eine falsche Idee, die sie ihrem Vaterlande aufzwingen wollten? Eben so wenig. Bei den nächsten allgemeinen Wahlen wird die Frage der Commune von Neuem aufgeworfen werden, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt die Provinz ist, die sich von der entnervenden Herrschaft der tyrannischen Metropole befreien will, während im Jahre 1871 Paris — die

*) Der Erzbischof von Paris, der Präsident des Kassationshofes und andere, die ohne weiteres erschossen wurden.

Anm. d. Uebers.

Stadt, die gleichzeitig tyrannisirte und tyrannisirt wurde — sich selbst, wie der Provinz, die Freiheit wiederverschaffen wollte.

Herr Maxime du Camp hat die Konvulsionen geschildert, welche der Commune das Grab gruben und Paris mit seinen unschätzbaren Reichthümern fast in Asche gelegt hätten. Warum aber hat er den Ursprung und ersten primitiven Plan der Commune mit Stillschweigen übergangen? Ist ihm nicht eingefallen, daß diese Lücke einen großen Theil seines Buches unverständlich macht, da er schon gegen ihre ersten Thaten als Ankläger auftritt und mit einem niederschmetternden Antrag gegen Herrn Thiers und die doktrinären Holzköpfe seiner Partei schließt?

Diese Doktrinäre, für welche die Revolution gemacht wurde, hatten — von dem Augenblick, da der Besitz der dem Adel und dem Klerus konfiszirten Güter der Bürgerschaft zugesichert wurde — für die communistische Bewegung in Paris nicht mehr Verständniß, als sie heute für die volkswirthschaftliche Bewegung haben, die man unpassender Weise Boulangismus nennt und doch hatten beide im Grunde genommen dasselbe Ziel, nämlich:

Paris das Vorrecht, Hauptstadt zu sein, abzuerkennen.

Die Boulangisten werden ihren Zweck durch das Referendum erreichen, welches dem Volke die legislative Initiative und das Stimmrecht gibt, ohne welches seine Souveränität nur ein schlechter Scherz ist. Die parlamentarische und pariserische Tyrannei, die immer mit-

einander verwechselt worden sind, müssen dann ein Ende haben.

Aber diese Tyrannei setzt die Stadt Paris so vielen Gefahren und Revolutionen aus, legt ihr eine so harte Sklaverei auf, daß sie — nach den Leiden einer Belagerung, die sie nur ihrem Range als Hauptstadt verdankte — im Jahre 1871 selbst den Wunsch hegte, nicht mehr Metropole zu sein, sondern wieder freie Stadt zu werden, wie Hamburg, Bremen, Frankfurt, New-York, Cincinnati, New-Orleans*) — kurz wie jeder Zusammenfluß von zwei Millionen Einwohnern es in jedem gut organisirten Staat sein muß, möge derselbe sich Deutsches Reich oder Republik der Vereinigten Staaten nennen. Paris verlangte also nichts Neues; es forderte ganz einfach dieselben Freiheiten zurück, die Karl der Große den Reichsstädten bewilligt hatte.

In Folge des durch die Ermordung der unglücklichen Geiseln entstandenen Blutbades hatte man das ursprüngliche Ziel der großen communistischen Bewegung in Paris so völlig aus den Augen verloren, daß man mich heute wie einen Visionär behandeln würde, könnte ich nicht beweisen, was ich eben angeführt habe.

Das Dokument, welches ich hier wiedergebe, ist ein Auszug aus dem Cri du Peuple, einer Zeitung, die von Mitgliedern der Commune redigirt wurde, bevor

*) Weiß der Herr Verfasser nicht, daß Frankfurt a. M. 1866 seine Selbstständigkeit verlor und aufhörte freie Stadt zu sein? Anm. d. Uebers.

sich der Kampf zwischen Paris und Versailles entspann. Es machte die Bedingungen bekannt, unter denen die Herren von Paris sich zum Unterhandeln bereit erklärten.

Wir, die wir sofort am 19. März das Programm der Freien Stadt Paris proklamirten, schlagen unseren Mitbürgern und unserem Vaterlande folgenden Vertrag vor:

Art. 1. Paris ist von jetzt ab freie Stadt.

Die französische Regierung erkennt die Legitimität der communalen Revolution vom 18. März 1871 an. Sie enthält sich für die Zukunft jeder Einmischung in die Herrschaft dieser Stadt und für die Gegenwart jeder Untersuchung der Thatsachen, die dieser Revolution ihren Ursprung verdanken.

Art. 2. Das Gebiet der Freien Stadt Paris umfaßt das Departement der Seine, mit Ausschluß des Gemeinderaths dieses Departements, welcher sich mit Stimmenmehrheit weigern würde, die communalen Freiheiten zu genießen. Dies Gebiet kann durch alle Gemeinden der Grenzdepartements vergrößert werden, welche sich bereit erklären, sich mit der Pariser Commune zu verbünden und aller Vortheile, die dieselbe gewährt, theilhaftig zu werden wünschen.

Die Pariser Commune enthält sich jeder aufwieglerischen Provokation im übrigen Frankreich, behält sich aber vor, für die communistischen Ideen durch ihr Beispiel und die Presse Propaganda zu machen. Die Regierung verpflichtet sich ihrerseits, dieser Propaganda kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern die Selbstregierung der Gemeinden anzuerkennen, die die Commune von Paris anrufen und mit ihr ein Bündniß zu schließen wünschen.

Art. 3. Paris und die verbündeten Gemeinden bleiben unter den in diesem Vertrag ausgesprochenen Bedingungen französische Städte.

Paris bezahlt seinen Antheil an den allgemeinen Unkosten Frankreichs, d. h. an denen für die Bewaffnungen der Festungen,

an den Ausgaben für Eisenbahnen, Fahr- und Wasserstraßen, für das Unterrichtswesen, die Marine, die öffentlichen Arbeiten; dagegen hat es keinen Theil am Budget des Innern, der Finanzen, des Kultus und dem Bruchtheil, der dem stehenden Heere zukommt.

Im Falle des Krieges stellt die Stadt Paris ein Kontingent Nationalgarde, die sie mobil zu machen, zu organisiren und mit den nöthigen Geschützen auszurüsten hat.

Art. 4. Die Stadt Paris schickt Delegirte zu den legislativen Versammlungen. Sie nimmt die Beschlüsse und Stimmen nach Maßgabe ihrer Uebereinstimmung mit der communalen Verfassung an.

Sie nimmt ferner die Bestimmungen des Code civil an, unter Vorbehalt, die Artikel so zu modifiziren, daß sie dem Interesse und den Bedürfnissen, die durch das allgemeine Wahlrecht zum Ausdruck gelangen, entsprechen.

Art. 5. Die Stadt Paris verwaltet und regiert sich nach der communalen Staatsform, ohne Einmischung der französischen Regierung.

Sie wählt selbst ihre Magistratspersonen und Beamte jeder Art.

Sie allein bestimmt das Budget.

Sie hat kein anderes Heer als die Nationalgarde, der auch die städtische Vertheidigung und die Ausübung der Polizeigewalt obliegt.

Art. 6. Da jedes stehende Heer eine Gefahr für die Stadt bedingt, darf die Regierung Frankreichs im Umkreise von 25 Meilen um die Stadt oder den Pariser Bund, weder ein Feldlager noch Garnisonen errichten, außer im Falle eines nationalen Krieges. In diesem Falle hat sie sich mit der Pariser Commune in Einvernehmen zu setzen, um die vorerwähnten Bedingungen zu annulliren.

Art. 7. Da die Stadt Paris schon ihren Antheil an den allgemeinen Unkosten trägt, darf sie nicht doppelt herangezogen

werden, indem sie die Grenzsteuern bezahlt. Demgemäß werden die vom Ausland nach Paris bestimmten Waaren, Frankreich zollfrei passiren und nur den Zoll bezahlen, den die Commune festsetzt.

Art. 8. Die französische Regierung darf den Amtsbefugnissen der Kreditgesellschaften, die durch die Stadt Paris gegründet und für die Garantie geleistet wird, kein Hinderniß in den Weg legen, auch die von denselben ausgegebenen Wechsel nicht in ihrer Circulation hemmen.

Art. 9. . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Art. 10. Da Paris freie Stadt ist, die sich selbst regiert, ist es nicht statthaft, die communale Verfassung in diesen Vertrag aufzunehmen. Die französische Regierung enthält sich jeder Einmischung in die Verfassung, wie in die Regierung und Verwaltung der Stadt Paris oder des Pariser Bundes. Sie wird bei der Commune durch einen Delegirten vertreten sein.

Art. 11. Paris nimmt die Friedensbedingungen, die zwischen Frankreich und Preußen stipulirt sind, an und verpflichtet sich, dieselben treu zu halten, sowie seinen Antheil an der festgesetzten Entschädigungssumme zu tragen.

Art. 12. Die französische Regierung bezahlt einen, von ihren Delegirten wie denen der Commune festgesetzten Antheil an den Kriegskosten, die durch die Belagerung entstanden sind; ebenso trägt sie einen Theil der durch den Konflikt vom 18. März, den dieser Vertrag beendigen soll, hervorgerufenen Unkosten.

Art. 13. Da gegenwärtiger Vertrag, den beide vertragschließenden Parteien treu zu halten verpflichtet sind, in guter Absicht, im Interesse, für die Ehre und Sicherheit von Paris, Frankreich und Europa aufgesetzt ist, wird er den befreundeten Regierungen und Republiken mitgetheilt; auch hoffen die Unterzeichneten bald einen friedlichen Staatenbund sich bilden zu sehen, unter dessen Schutz sich die Commune von Paris stellt.

Der Plan, den ich mir vorgezeichnet habe, gestattet mir nicht, dieses merkwürdige Dokument eingehend zu erörtern; dennoch möchte ich meiner Ansicht über seinen Ursprung Ausdruck verleihen, weil bisher ungedruckte und unvorhergesehene Informationen über gewisse Persönlichkeiten, von deren Mitwirkung bei der Commune seither nichts bekannt war, darauf hinweisen.

Wer ist der Verfasser dieses Vertrages?

Sicher nicht Gambetta, welcher, nach St. Sebastian geflüchtet, nur auf die Gelegenheit wartete, sich — falls sie Chancen auf Erfolg bot — an die Spitze der Commune zu stellen. Man weiß, womit sich der bürgerliche Nacheiferer Mirabeaus zu der Zeit beschäftigte.

Im Gegentheil, nach meiner bescheidenen Ansicht erkennt man darin die breit angelegten Ideen, die Hyperbeln und die groteske Vergötterung, die Viktor Hugo für die Stadt Paris und ihre Nationalgarde hegte. Ferner kann ich beweisen, daß im Anfang Niemand lebhafter als er zur communistischen Sezession von Paris antrieb; er wurde jedoch so rasch über Bord geworfen, daß ihm nicht einmal die Zeit blieb, sich zu zeigen und seitdem verfolgte er die Commune mit seinem Hasse.

Was die Idee, daß Paris freie Stadt zu sein wünschte, anbetrifft, so war dieselbe schon während des Krieges in der Provinz entstanden, aus dem Vergleich des deutschen Bundes mit dem centralisirten Kaiserreich, das bei Sedan gestürzt worden war.

Wie? sagten sich die Provinzler, das ist diese von Ludwig XIV., Robespierre und Napoleon so viel ge-

rühmte Centralisation, die — wenn man der historischen Schule des Herrn Thiers glauben soll — alle Triumphe der Revolution gesichert haben würde? Nun ist diese Centralisation, die uns erstickt und uns soviel kostet, mit dem ersten Schlage von einem Bunde deutscher Fürsten und Reichsstädte, d. h. sich selbst regierender Republiken, in den Staub gestürzt worden! Warum sollen wir nicht auch zum System Karls des Großen zurückkehren? Das Land durch Agenten der Centralgewalt regiert und die Städte vollkommen unabhängig sehen?

Lyon und Marseille hatten demnach schon während der Belagerung versucht, sich zu freien Reichsstädten zu erheben. Paris folgte nur ihrem Beispiele; Frankreich hatte nichts weiter zu thun, als sich nach einer andern Hauptstadt umzusehen und dieselbe nach Versailles zu verlegen.

Darin stimmte die Commune vollständig mit Ludwig XIV. überein.

Dieser Herrscher hatte erkannt, daß die monarchische Regierungsform unmöglich war, wenn die Hauptstadt mehr als 600,000 Einwohner zählte. Die Vereinigten Staaten hatten diesen politischen Grundsatz in ein System gebracht und zum Prinzip erhoben, daß keine Stadt, die über 300,000 Seelen zählte, Hauptstadt des betreffenden Staates, noch viel weniger aber Bundeshauptstadt sein dürfe. Aus diesem Grunde war Washington in einer Gegend gegründet worden, die sich nicht zu industrieller oder kommerzieller Entwickelung eignete. Ja, wenn trotz

dieser Bedingungen die Bevölkerung die bestimmte Ziffer überschritt, würde ihr — ungeachtet aller Kosten, die die Einrichtung des Sitzes der Regierung gemacht — unerbittlich der Rang als Hauptstadt aberkannt werden, wie es kürzlich mit New-Orleans geschehen ist.

Die großen amerikanischen Städte beklagen sich über diese Einschränkungen nicht, die in allen Verfassungen Amerikas eingeführt sind. Sie verwandeln sich in autonome Republiken, wie die freien Reichsstädte Karls des Großen.

Man wird mir einwenden, daß seit der Schöpfung des neuen Deutschen Reiches die in einem Mittelpunkt zusammenlaufenden Neigungen der Hohenzollern, unterstützt von dem gewaltigen Genie des Fürsten Bismarck, danach streben, die alten Reichsstädte*) unter das gemeinsame Joch zurückzuführen und aus Berlin ein preußisches Paris zu machen. Das kann den Hohenzollern theuer zu stehen kommen. Schon jetzt zeigen sich in Berlin, das gegenwärtig 1,200,000**) Einwohner zählt, aufrührerische Symptome, die sich viel gefährlicher entwickeln werden, wenn die eiserne Hand des Kanzlers nicht mehr da sein wird, um sie zu unterdrücken. Ohne mich als Prophet aufzuspielen, kann ich doch voraus-

*) Der Herr Verfasser scheint nicht zu wissen, daß es im ganzen großen deutschen Reiche nur drei freie Städte giebt: Lübeck, Bremen und Hamburg.

**) Berlin zählt heute nahezu 1,400,000 Einwohner.

Anm. d. Uebers.

sagen, daß der Beweis für meine Behauptung nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.*)

Nachdem ich hiermit die Lücke ausgefüllt habe, die ich in dem Buch des Herrn Maxime du Camp nachwies, muß ich mit der Offenheit, die ich mir zur Regel gemacht habe, eingestehen, daß — seit dem Debut der Commune — jede der Parteien, die sich damals um Frankreich stritten, dieselbe zu ihrem Vortheil auszubeuten suchte.

Das „Echo de Bruxelles", welches das vorhin citirte Dokument abgedruckt hatte, schrieb gleichzeitig:

„Die Kaiserin ist vor einigen Tagen in Genf angekommen; wenn wir wollten, könnten wir sogar das Haus, in dem sie abgestiegen ist, namhaft machen. Napoleon III. wird erwartet. Die Generäle Bazaine, Lebeuf, La Moscowa halten sich ebenfalls in Genf auf. Der beste Kopf, Herr Piétri, befindet sich schon längere Zeit in derselben Stadt; er hält das Spiel schon für gewonnen und gibt sich der Hoffnung hin, das Kaiserreich, im Zeitraume eines Monats, wieder eingesetzt zu sehen. Um das zu erreichen, muß die revolutionäre Commune in Paris sich noch vierzehn Tage bis drei Wochen halten. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder, besonders Cluseret, arbeiten den

*) Unter den Schwingen des hohenzollernschen Aares fühlen wir uns geborgen und fürchten die Prophezeihung des Herrn Verfassers nicht. „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt!" sagt unser großer Kanzler. Anm. d. Uebers.

Bonapartisten in die Hände. Nach dieser Frist würden die Preußen in Paris interveniren und Bismarck würde Bonaparte, seinen würdigsten, ja den einzigen Bundesgenossen, den er in Frankreich haben kann, wieder einsetzen.

„Man scheint sehr auf die kaiserliche Garde zu rechnen, welche soeben zurückkehrt ist und nach Versailles dirigirt wird; sie ist in Deutschland bearbeitet worden, aber unzweifelhaft wird die Garde mehr französisch als bonapartistisch gesinnt sein.

„Die „Internationale", die von Bismarck und den Bonapartes beeinflußt wird, hat vor drei Tagen in Genf eine wichtige geheime Versammlung abgehalten. In derselben ist auch der Beschluß gefaßt worden, überall Agenten hinzuschicken, die zum Aufstand und zu Unordnungen aufhetzen sollen, damit die Versailler Nationalversammlung gezwungen wird, ihre Truppen zu zersplittern.

„Dies Alles klingt so ungeheuerlich, daß viele rechtschaffene Leute nicht an die Möglichkeit solcher Praktiken glauben wollten. Selbst wir, die wir gewöhnt sind, auch unsere Gegner zu achten, vorausgesetzt natürlich, daß sie achtungswerth seien, stutzen, wenn wir auf unserem Wege auf Informationen solcher Art stoßen. Und doch ist das, was man uns heute berichtet, für den, der die Geschichte des 2. Dezembers gründlich kennt, etwas ganz Einfaches.

„Und nun, ihr klugen, scharfsichtigen, weitblickenden,

geistvollen Republikaner, marschirt — um Bonapartes willen — gegen die Nationalversammlung."

Dieser Artikel, aus thieristischer Quelle, war bei Gelegenheit eines Circulars geschrieben worden, welches einer gewissen Anzahl von Maires im Pyrenäen-Departement zugesandt war. Die Handschrift war anscheinend die einer Frau — keine Unterschrift, kein Datum, als der des Poststempels aus Genf.

Dieses Circular lautete:

„Wir wissen, daß ihr den Kaiser liebt; wir wissen, daß auch Er den Pyrenäenbewohnern besonders wohlgeneigt ist. Betet für seine Rückkehr. Nur mit Ihm kann die Ordnung, der Wohlstand und die Ruhe in unser Vaterland wiederkehren.

Erinnert euch bei Gelegenheit daran."

Ist diese Gelegenheit nahe? fragt der Indépendant aus Pau, der dies Circular abdruckte.

Gewiß, die Gelegenheit war nahe, da ein Offizier von hoher Bedeutung, der eine große Zukunft vor sich hatte, sich zum Ritter der Kaiserin aufwarf und sich der Truppen der Commune zu bedienen suchte, um Thiers' Heer zu vernichten. Rossel unterlag ebenso gegen Versailles, wie Trochu gegen die Preußen unterlegen war. Rossel starb wie Favras, sein Geheimniß mit ins Grab nehmend, aber in seinen letzten Augenblicken leistete ihm Jules Amigues, ein bewährter Bonapartist, geistlichen Beistand — er starb als Christ, ohne sich zu dem Ruf „Es lebe die Republik!" verstehen zu

wollen. Das ist auch der Grund, weßhalb ihn die Communards aus ihrem Märtyrerbuche gestrichen haben.

Wir wollen noch einmal kurz zusammenfassen:

Was war die Commune?

Für Viele der siegreiche Aufstand über die vom Lande erwählte Nationalversammlung. Die Commune hatte sich nur zu zeigen gebraucht, um diese Provinzhasen nach Versailles zu scheuchen, wo sie sich Waffen, vor allem aber Muth holen wollten.

Für Andere war es ein Bruderkrieg, der durch die Ermordung der Geiseln, deren Manen 40,000 Menschen geopfert wurden, beendet ward.

Sei es; das Alles war jedoch nur die Entwickelung des Dramas und wir haben eben gesehen, daß das Stück ganz anders anfing; warum aber der Name Commune?

Was das damalige Paris unter Commune verstand, habe ich eben auseinander gesetzt: die administrative Selbstregierung jeder so bedeutenden Stadt, daß sie der Vormundschaft des Staates entrathen konnte.

Das war der gemeinsame Wunsch aller großen Städte Frankreichs, wie Lyon, Marseille, Bordeaux. Sie alle forderten die alten historischen Privilegien zurück, deren sie sich erfreut hatten, als sie noch freie Reichsstädte waren. Sie wollten die Einmischung der Hauptstadt Paris nicht mehr dulden und diese ihrerseits verlangte von einer Vormundschaft befreit zu sein, die unheilvoll für sie, wie für die ganze Nation war.

Es gab eine kurze Zeit, in der Alles, was einigermaßen vernünftig und scharfsichtig war, sich den Communards anschloß.

Unabhängig von diesen universellen Rücksichten, gab es andere, mehr privater Natur, die aber nicht weniger gebieterisch forderten, daß Paris aufhöre, Hauptstadt zu sein.

In zukünftigen Kriegen sollte eine vorsorgliche Regierung alle Anstrengungen machen, um der geistigen Metropole der civilisirten Welt, der reichsten Sammlung wunderbarster Kunstschätze, die es überhaupt giebt, die Gefahren einer neuen Belagerung zu ersparen. Paris hätte neutralisirt werden müssen und diese Neutralität wäre bereitwilligst von allen Großmächten, Preußen nicht ausgeschlossen, anerkannt worden, wenn der Sitz der Regierung anderswo hinverlegt worden wäre.

Die Vorsehung hatte ihn nach Versailles zurückversetzt — dort hätte er bleiben und einen gütlichen Vergleich mit der Commune anstreben sollen. Es kam ein Augenblick, wo das nicht zu den Unmöglichkeiten gehört hätte. Man brauchte nur der Pariser Armee das Recht der Kriegsführung zuzugestehen und ihre Gefangenen so zu behandeln, wie es unter civilisirten Nationen Sitte ist.

Die Vereinigten Staaten hatten in dem langen blutigen Sezessionskriege das Beispiel gegeben, aber unmöglich war es, solch gerechten und humanen Ideen in einem dem Fortschritt so verschlossenen Schädel, wie Herr Thiers und seine Helfershelfer sie hatten, Eingang zu verschaffen.

Schon beim ersten Scharmützel wurde Gustave Flourens mit einer unerhörten Barbarei niedergemetzelt. Man wußte, daß er ein Freund Viktor Hugos war. Dieser Akt der Rohheit veranlaßte Letzteren wahrscheinlich auch, sich im Hintergrunde zu halten. Aber von diesem Augenblick an hielt die Commune sich für befugt, sich der Geiseln zu bemächtigen und nun nahm der Kampf einen so wilden Charakter an, daß sein Ende voraus-zusehen war. Paris ging heil und unversehrt aus dem Bombardement der Preußen hervor. Daß es durch Thiers' Schuld nicht ganz und gar niedergebrannt wurde, ist ein reines Wunder. Aber ach! das Stadthaus und die Tuilerien, zwei Meisterwerke ohne Gleichen, sind auf ewig zerstört und man zittert noch, wenn man an die Gefahr denkt, in der der Louvre, die Nationalbibliothek, die Notre-Dame-Kirche, die Sainte-Chapelle, kurz alle Wunderwerke schwebten, die Paris zur ersten Stadt des Weltalls gemacht haben.

Was mir noch über den Ursprung der Commune zu sagen bleibt, ist viel bekannter; dennoch kann ich es nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Nach dem unseligen Tage von Sedan, der das Kaiserreich stürzte, dachten die Oppositionsmänner, die dies Unglück heraufbeschworen hatten, nur noch daran, Nutzen daraus zu ziehen und den Nationalkuchen, glühend heiß wie er aus dem Ofen kam, in Stücke zu schneiden und unter sich zu vertheilen.

In der Lage, in der das Kaiserreich Frankreich zurückließ, war es eine Tollheit, den Krieg fortzusetzen,

da derselbe nur neues Unheil herbeiführen konnte und auf Jahre die moralische Energie des ganzen Landes, wie sein Selbstvertrauen, vernichten mußte. Aber für diejenigen, die seine Geschicke lenken wollten und sich der Führung bemächtigt hatten, war der Krieg unerläßlich.

Jeder weiß, welches Ende dies Werk krönte. Ein halbes Dutzend Milliarden und zwei Provinzen weniger — aber eine Statue mehr auf dem Caroussélplatze.

Dies abscheuliche Monument ist sicherlich kein Trost für den Verlust dessen, welches ihm gegenüber Front machen sollte. Und doch mußte man, um zu diesem wunderbaren Resultat zu gelangen, den Patriotismus bis aufs Aeußerste schüren.

In Paris besonders war während der Belagerung Alles aufgeboten worden, um diesen Patriotismus, dem nichts widerstehen sollte, immer auf dem Siedepunkt zu erhalten. Um das Volk gegen die Leiden, die jeder Tag mit sich brachte, unempfindlich zu machen, hatte man den Geist der Hingebung und Aufopferung über alles Maß anfeuern müssen. Eines schönes Tages hatte man dann einer Bevölkerung von zwei Millionen Seelen, die fünf Monate des Hungerns, der Kälte und des Bombardements heroisch ertragen hatte, ohne Vorbereitung mitgetheilt, daß alles zu Ende sei; daß die Preußen ihren Einzug in Paris halten würden; daß die Stadt ihnen sofort eine Kriegsentschädigung von 200 Millionen zu zahlen habe; daß Elsaß und Lothringen auf immer verloren seien und daß man — zu

den Milliarden, die der Krieg uns schon gekostet — noch fünf hinzufügen müsse, um sich von den Preußen loszukaufen.

Es war so häufig wiederholt worden, daß wir nicht einen Zoll unseres Landes, nicht einen Stein unserer Festungen abtreten würden — und jetzt wurde zum letzten Mal an den Patriotismus der heldenmüthigen Bevölkerung appellirt; nur daß diesmal der Patriotismus sich durch eine würdevolle Zurückhaltung dem Sieger gegenüber kundgeben sollte. Die guten Pariser sollten, gleich den römischen Senatoren, die Barbaren auf ihren kurulischen Sesseln erwarten.

Sei's drum! Diese Herren von der „Défense nationale“ hatten den einzigen Sieg davon getragen, der ihnen am Herzen lag. Sie hatten die Republik. Gott allein weiß, wie theuer dieselbe dem Lande zu stehen kam, aber Gott weiß auch, welche Vortheile sie für sich selbst daraus zu ziehen hofften, indem sie sich der Vormundschaft bemächtigten. Jetzt handelte es sich darum, die ersten Schritte, besonders aber die ersten Finanzoperationen der jungen Republik zu leiten.

Wenn ein Sergeant einen Rekruten einexerzirt und dieser einen Fehler macht, ruft er ihm zu: „Au temps!“ und fängt wieder von vorne an.

Man hatte bis aufs Aeußerste Patriotismus gespielt und dabei Fehler gemacht. Jetzt hieß es: noch einmal von vorn anfangen.

Eine Stadt wie Paris läßt sich indessen nicht ungestraft aus der Hoffnung in Verzweiflung stürzen;

nicht ungestraft das Gewehr, das man ihr gegeben, um Ehre und Freiheit zu erobern, entreißen, um — zum Ersatz dafür — ihr das niedrige und undankbare Werkzeug des Arbeiters in die Hand zu drücken.

Jules Favre hatte eingesehen, welch ein schwieriges Unternehmen das sein würde, darum hatte er — in meiner Gegenwart — Herrn von Bismarck gebeten, den Parisern die Waffen zu lassen. Jener hatte erwidert:

„Gern; aber glauben Sie mir, Sie begehen eine Dummheit.“

Das war ein prophetisches Wort.

Wie recht hatte der deutsche Mann!

Von dem Augenblick an bereitete er sich darauf vor, aus dieser Dummheit Vortheil zu ziehen, wie er aus allen Dummheiten, die wir begangen haben, Kapital schlägt.

Nachdem die Regierung der Nationalvertheidigung Paris mit schönen Worten um den Bart gegangen war — nachdem sie so viel Opfer von der Stadt gefordert — sie mit einer Frechheit ohne Gleichen belogen hatte, lieferte sie Deutschland, ohne sich zu schämen, Provinzen wie Geld aus und hatte nicht einmal das Anstandsgefühl, ihren Platz Anderen abzutreten; nein, sie blieb ohne Umstände an der Spitze der Geschäfte.

Was konnten solche Männer in den Augen einer Bevölkerung bedeuten, die so leicht erregbar, gleichzeitig so tapfer und so feig, so großmüthig und so grausam, so leicht zu leiten und so schwer zu lenken ist! Sie konnten dieselben nur als Feinde der allgemeinen Inter-

essen betrachten, die man auf Tod und Leben bekämpfen, deren verabscheuungswürdigen Einfluß man um jeden Preis zerstören muß.

Das patriotische Gefühl war so irre geleitet worden, daß viele rechtschaffene und loyale Bürger anfangs der guten Sache zu dienen glaubten, indem sie sich für die Commune erklärten.

Zu der Zeit war mein Hausmeister ein tapferer Ex-Unteroffizier der kaiserlichen Garde, der sich eine Medaille verdient hatte. Als enragirter Bonapartist hatte er während der Belagerung unermüdlich seine Pflicht gethan. Seit einigen Tagen sah er traurig und niedergeschlagen aus. Eines Abends — wenn ich mich recht erinnere, war es der 16. März — fand ich bei meiner Heimkehr sein Antlitz von einem Hoffnungsstrahl erhellt.

„Mein Kapitän," sagte er in sichtbarer Rührung zu mir, „Sie wissen doch, daß wir unsere Kanonen wieder haben? Unsere Kanonen, die wir mit unserem Gelde bezahlt haben! Diese Kanaillen von Preußen bekommen sie nicht."

Das waren dieselben Kanonen, die die Commune gegen die Truppen der rechtmäßigen Regierung ins Treffen führte.

Nach der Commune wurde der brave Mann wieder Bonapartist wie zuvor; aber wie er damals dachte, dachten noch viele Andere mit ihm.

Kurz, wenn man gewisse Anführer, deren doppeltes Spiel ich später aufdecken werde, ausnimmt, ist die

Commune von Seiten des Pariser Volkes nur die Kundgebung eines in falsche Bahnen geleiteten patriotischen Gefühles gewesen. Unter denen, die eine mehr oder weniger hervorragende Rolle in dieser entsetzlichen Tragödie gespielt haben, waren alle Elemente vertreten: Echte Patrioten, wahrhaft rechtschaffene Leute, ganz gewöhnliche Streber, Anarchisten, Schufte, Schauspieler, viele, sehr viele Schauspieler, Franzosen, Deutsche, Polen und noch viele von anderen Nationen; es gab unter ihnen Helden und Feiglinge, Spione, scheinheilige Spitzbuben, Agenten Deutschlands, von denen die Commune, wie wir später sehen werden, eine Anzahl erschossen hat; aber der aufrichtige und unparteiische Geschichtsschreiber, der nur der Wahrheit huldigt, kann nicht anders als anerkennen, daß die Commune — wenn sie auch in einem Augenblick äußerster Erbitterung Fehler über Fehler, ja Verbrechen über Verbrechen beging — wenn sie, mit einem Wort, versuchte, ihr Leben theuer zu verkaufen — sich in ihren Finanzoperationen ehrlich und in ihren Verhandlungen mit Versailles loyal gezeigt hat; ja selbst die größte Missethat, die man ihr vorzuwerfen hat, die Hinrichtung der Geiseln, ist ihr nicht ausschließlich und allein zur Last zu legen.

Wenn sie nach reiflicher Ueberlegung die ersten sechs Geiseln erschießen ließ, so geschah das nicht, um ihren Blutdurst zu befriedigen, sondern um einen unerbittlichen Gegner zu großmüthigeren menschlicheren Empfindungen zurückzuführen. Durch diesen Anfang der Wiedervergeltung, die sie ja noch auf die überlebenden

1500 Geiseln hätte ausdehnen können, schmeichelte sie sich, Versailles zu zwingen, ihr wenigstens das nackte Leben zu schenken. Herr Maxime du Camp ist — so streng er auch mit der Commune ins Gericht geht — der erste, der das anerkennt.

Die Commune hatte jedoch die Rechnung ohne einen kleinen Mann gemacht, der sie an blutdürstiger Wildheit außerordentlich übertraf.

Die Soldaten der Commune waren von der Regierung der Nationalvertheidigung regelrecht angeworben worden; sie erhielten eine Löhnung, um derenwillen sich die Mehrzahl von ihnen einzig und allein schlug. Nachdem sie geschlagen worden waren, hätten sie entlassen werden müssen, wie die Truppen der Südstaaten im Sezessionskriege. Die Todesstrafe für politische Vergehen war abgeschafft worden. Die Regierung des Herrn Thiers kehrte sich nicht daran; er ließ Rossel und Adolphe Crémieux, die sich keines Verbrechens — nach dem gemeinen Recht — schuldig gemacht, hinrichten. Ja er ließ etwa den vierten Theil der arbeitenden Bevölkerung von Paris erschießen oder nach Neu-Kaledonien deportiren; diese Arbeiter mußten nun durch Fremde ersetzt werden, vor allem durch dieselben Deutschen, die Frankreich eben erst ausgesogen und geplündert hatten.

Man gestatte mir mit einem typischen Beispiel zu schließen.

Am 29. Mai kehrte mein Freund Dorcet nach dem Faubourg Montmartre, wo er vor der Belagerung gewohnt, zurück. Auf der Imperiale des Omnibus, mit

dem er heimkehrte, befand sich auch ein entlassener preußischer Ulan Derselbe redete ihn folgendermaßen an:

„Ach, ich fürchte mich so sehr! Seit meinem zehnten Jahre lebe ich in Frankreich; ich habe mich mit einer Wäscherin verheirathet und bin Vater von zwei Kindern. Da kam der Krieg; Bismarck rief und ich that wie die Anderen und nun treibt es mich, mein Weib und meine Kleinen wiederzusehen. Aber alle Welt auf dem Montmartre kennt mich; vielleicht schlagen sie mich todt. Wenn sie es thun, haben sie recht. Schlagen sie mich aber nicht todt, so lasse ich mich naturalisiren und wenn es dann je wieder Krieg gibt, kann Bismarck sich eins pfeifen."

Einige Tage später begegnete Dorcet ihm ganz munter.

„Nun, man hat Sie also doch nicht todt geschlagen?" fragte er.

„Nein," versetzte der Ex-Ulan, „im Gegentheil, sie waren sehr vergnügt, mich wieder zu haben, denn es fehlt da droben an Männern."

Und diejenigen, die Paris derart entvölkert hatten, haben noch die Schamlosigkeit, Ludwig XIV. aus der Aufhebung des Edikts von Nantes einen Vorwurf zu machen.

Wollen Sie wissen, was zur Heilung dieses armen Volkes, in dem die schlimmsten Instinkte gährten: der Groll über die Niederlage, die Wuth der Ohnmacht, der Dunst des Alkohols und die bösen Rathschläge einer sechsmonatlichen Nichtsthuerei, nothwendig gewesen wäre?

Ein Staatsmann, der — wie Casimir Périer — nach den Julitagen gesagt hätte:

„Es war gewiß sehr schön, so viele Leute aus ihrem Heim hinauszutreiben, aber es wird noch sehr viel schöner sein, sie wieder dahin zurückzuführen!"

Man brauchte einen Regenten mit großen, erhaltenden Grundsätzen und man hatte einen, dessen Grundsätze beschränkt und revolutionär waren!

Man brauchte ein wahrhaft königliches Herz und hatte nur eine ganz gemeine Bürgerseele!

Man brauchte einen Vater, der zu verzeihen wünschte, und hatte einen Aufseher, der neidisch zu strafen suchte.

Man brauchte einen Heinrich IV. und hatte einen — Thiers!

Drittes Kapitel.

## Der achtzehnte März.

Kanonen und Gewehre. — Der Bericht des Grafen Beugnot. — Auf dem Montmartre. — Eine Verleumdung. — Ermordung der Generäle. — Im Kriegsministerium. — Alle Welt abgereist.

Sofort bei meiner Rückkehr nach Paris fiel es mir auf, daß die Regierung wie das Volk von gleich feindseligen Stimmungen gegeneinander beseelt waren. Sie beobachteten sich argwöhnisch. Die Regierung wollte mit der Rotte, welche Jules Favre die Erlaubniß, ihre Waffen behalten zu dürfen, verdankte, kurzen Prozeß machen — denn eine geregelte Regierung gehörte diesem Pöbel gegenüber sowieso zu den Unmöglichkeiten.

„Man muß dies Volk um jeden Preis entwaffnen," hatte Thiers jedem, der es hören wollte, wiederholt.

Der Versuch, es zu entwaffnen, wurde also gemacht, und wie logisch ging man dabei zu Werke!

Anstatt ihnen zuerst die Gewehre nehmen zu wollen, mit denen alle umzugehen verstanden und mit denen sie sich zur Wehre setzen konnten, wollte man ihnen die Kanonen nehmen, die zu gar nichts dienten, da es an Munition fehlte, und die sie nur auf dem Montmartre aufgefahren hatten, um sie dort aufzubewahren und mit derselben Inbrunst zu verehren, die die Waldmenschen ihren Götzenbildern darbrachten.

Die Expedition des Generals Lecomte ist aller Welt bekannt, und jeder weiß daher auch, daß sie — zu der frühen Morgenstunde — glücklich ausgeschlagen wäre, hätte man nur die einfache Vorsicht gebraucht, die Kolonnen, die den Montmartre besetzen sollten, mit Gespannen zu versehen, um die Kanonen gleich fortschaffen zu können.

Da keine Gespanne anlangten, blieben die Soldaten, Gewehr bei Fuß, stehen. Die Bewohner des Montmartre traten aus ihren Häusern heraus, und da Lecomte den Verkehr zwischen seiner Truppe und dem Volk nicht hinderte, war alles verloren, wie es stets der Fall sein wird, sobald eine Abtheilung Militär vom Volk umringt, auseinandergesprengt und schließlich entwaffnet wird.

Wenn Volk und Heer gegen einander vorgehen sollen, muß stets Raum genug zwischen ihnen sein, zuerst für die Kugeln, dann für das Bajonett. Denn, wenn ein Insurgent erst Brust an Brust mit einem Soldaten steht, hat der Soldat zu existiren aufgehört.

Ich lasse hier einen Bericht über diesen unheilvollen Tag folgen, der so aufregend und interessant ist, daß

jeder Kommentar von meiner Seite überflüssig wäre. Derjenige, der ihn für die Leser dieses Buches niedergeschrieben hat, befand sich während des ganzen Tages mitten in dem Tumult, wo er beinahe das Leben eingebüßt hätte. Dieser ehemalige Offizier ist ein Enkel des Grafen Beugnot.

Graf Beugnot der Aeltere, stand zur Zeit der Restauration im Rufe, der Erfinder der berühmten Worte zu sein, mit denen sich die Fürsten brüsteten. Ihm verdankt das geflügelte Wort des Grafen von Artois,*) das derselbe nach seinem Einzug in Paris äußerte, seinen Ursprung: „Keine Spaltungen mehr; der Friede und Frankreich! Endlich sehe ich es wieder und finde nichts verändert, außer daß sich ein Franzose mehr im Lande befindet."

Der Enkel ist noch liebenswürdiger gegen mich, als der Großvater gegen einen König war. Er begnügt sich nicht damit, mir ein geflügeltes Wort zu schenken; er schreibt mir ein ganzes Kapitel, wie folgt:

Paris, den 24. Dezember 1888.

Mein Herr!

Sie stehen im Begriff, ein Buch über die Ereignisse des Jahres 1871 zu schreiben und haben sich durch einen gemeinsamen Freund mit der Bitte an mich gewandt, Ihnen eine Schilderung des 18. März

---

*) Der spätere König Karl X., 1824—1830.
Anm. d. Uebers.

zu entwerfen; da ich in der That zu den ersten Geiseln der eben entstandenen Commune gehörte — ja, es fehlte nicht viel, so wäre ich auch nach dem General Lecomte und dem unglücklichen Clément Thomas eins ihrer ersten Opfer geworden — bin ich mit allen Einzelheiten dieses Schreckenstages vertraut. Ich glaube, es ist am besten, ich schicke Ihnen den Bericht, den ich am Tage nach den Begebenheiten in der Zeitung „Le Soir" Nr. 24 und 25 vom März 1871, veröffentlichte.

Ich habe nichts hinzuzufügen, nichts zu streichen, es ist der genaue und wahrheitsgetreue Bericht dessen, was sich wirklich zutrug. Ich würde zögern, Ihnen ein achtzehn Jahre altes Dokument zu schicken, wenn ich nicht sicher wäre, daß es nur wenig bekannt ist; der „Soir" wurde zu jener Zeit in Paris nicht sehr gelesen; er wurde auswärts gedruckt, denn er war der Moniteur der Emigranten und wurde, wie eine Flugschrift, auf losen Blättern abgezogen; die Nummern jener Periode sind daher heute gar nicht mehr zu haben, so daß ich hoffe, mein Bericht werde Ihren Lesern völlig neu sein. Er lautet:

Ich habe noch in keinem Blatte einen genauen und wahrheitsgetreuen Bericht über die Ereignisse des 18. März und besonders über die scheußlichen Vorgänge, die den Tod der Generäle Clément Thomas und Lecomte zur Folge hatten, gefunden.

Niemand ist im Stande, diese düstere Geschichte treuer wiederzugeben als ich, denn ich habe allen

Wechselfällen dieser Tragödie, die eine der dunkelsten Seiten unserer Geschichte bilden wird, beigewohnt.

Um neun Uhr des Morgens wurde ich auf dem Boulevard Magenta von den Insurgenten gefangen genommen; ich war zu Pferde und wurde von zwei Kavalleristen begleitet. Der Kriegsminister, General Le Flô, hatte mir befohlen, die Viertel von Belleville und Montmartre zu inspizieren, um ihm Bericht über die geplante Wegnahme der Kanonen zu erstatten.

Trotz des Abmahnens vieler Vorübergehender, die die Sicherheit eines Offiziers gefährdet glaubten, der sich in voller Uniform nach einem im hohen Grade aufgeregten Stadttheil begab, kam ich glücklich am Nordbahnhof vorbei und wandte mich den Anhöhen zu. Kaum aber hatte ich den Punkt erreicht, wo sich der Boulevard Magenta und der alte äußere Boulevard kreuzen, als ich mich von einer Schaar von etwa dreißig bis vierzig bewaffneten Nationalgardisten umringt sah, die aus einer Wache herausstürzten, meinem Pferde in die Zügel fielen und es fast auf dem Trottoir zu Falle brachten. Schon nach wenigen Augenblicken war die wüthende Rotte bis auf vierhundert angewachsen, die mich anbrüllten und mit ihren Gewehren in nichts weniger als beruhigender Weise gestikulirten. „Man hat auf uns geschossen," riefen sie, „man hat unsere Brüder getödtet. Ihr sollt gewiß den Truppen neue Ordres überbringen! Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen!"

Mein durch dies Gebrüll scheu gewordenes Roß bäumt sich hoch auf, diese Bewegung wird von den Kerlen benutzt, mich durch einen Stoß mit dem Bein aus dem Sattel zu heben. Meine Eskorte, die, wie ich, von der wild aufgeregten Menge umringt war, konnte mir nicht zu Hilfe kommen. Jetzt wurde ich von hundert bis hundertfünfzig bewaffneten Nationalgardisten in die Mitte genommen und nach dem Central-Ausschuß geführt, wie sie sagten; derselbe tagte in dem Château-Rouge, einem öffentlichen Balllokal in der Straße Clignancourt. Während des Weges, der etwa eine halbe Stunde dauerte, steigerte sich ihre Wuth immer mehr und ich wurde mit Drohungen und Beleidigungen überschüttet. Eine vorbereitete Scene reizte den bewaffneten Pöbel noch mehr gegen mich auf. Man trug mir nämlich eine leere Tragbahre vorauf, die so mit Leinwand überdeckt war, als ob ein von unseren Schüssen getroffenes Opfer darauf läge.

Endlich kamen wir im Rothen Schloß an, durchschritten den Garten und nun wurde ich in den Pavillon geführt, wo ich dem Comité Rechenschaft über mein Verhalten ablegen sollte. Man ließ mich länger als eine halbe Stunde vor der Thüre stehen; noch immer war ich von einer Schaar Nationalgarden umringt, die immer drohender wurden, da Niemand da war, um Befehle zu ertheilen. Ein alter Kapitän der Nationalgarde mit silberweißem Haar und Bart, mit der Medaille der Juli-Revolution dekorirt, ge-

berdete sich wie rasend und wiederholte immer wieder mit Entzücken, daß er seit vierzig Jahren Revolutionen machen helfe. Er schien wüthend auf mich, kündete mir an, daß ich's nicht lange mehr treiben würde und ich verhehlte mir nicht mehr die Gefahr, in der ich schwebte, sondern faßte meine Lage fest in's Auge.

Mittlerweile war es ungefähr zehn Uhr geworden. Die Einen wollten mich im Garten lassen, wahrscheinlich, um mir rascher vom Leben zum Tode zu verhelfen; die Anderen wollten mich in's Haus hineinführen und dem Ausschuß übergeben; diese Letzteren trugen den Sieg davon und schleppten mich, nach einer hitzigen Rauferei mit ihren Kameraden, in den ersten Stock hinauf. Dort wurde ich in ein Zimmer geführt, wo ich einen Kapitän vom 79. Bataillon der Nationalgarde fand, der mich außerordentlich höflich behandelte, ohne mir jedoch darüber Aufklärung zu geben, in wessen Namen er mich hier vorforderte und mit welchem Recht man mich arretirt hatte. Er begnügte sich damit, mir in ausweichender, aber immer sehr höflicher Manier zu sagen, daß seine Partei Bürgen für diesen Tag brauchte und daß wir G e i s e l n seien; das große Wort war ausgesprochen und nun wurden alle Repressalien gegen mich möglich. Ich bat diesen Kapitän, mir seinen Namen zu nennen; er hieß Mayer, war Journalist und hatte einen Sohn im Heer, der in Preußen gefangen war; er fügte hinzu, daß er bestrebt sein werde, so viel

als möglich die Härte meiner Lage zu lindern. Auch erfuhr ich durch ihn, daß General Lecomte von einer wüthenden Schaar, die sich auf ihn gestürzt, zum Gefangenen gemacht worden sei, daß seine Truppen von ihm abgefallen seien und nur ein junger Kapitän vom 18. Jägerbataillon zu Fuß, Herr Franck, hatte bis zum letzten Augenblick Versuche zu seiner Befreiung gemacht und ihn auch hierher begleitet. Ich bemerkte jetzt in der That den Kapitän Franck, den ich bisher für einen Offizier der Nationalgarde gehalten hatte.

Wir wurden von zwei bewaffneten Nationalgardisten bewacht, so daß wir uns dem General Lecomte nicht nähern konnten.

Während dieser Verhandlungen wurden noch mehr Gefangene hereingebracht: Herr von Poussargues, Kommandant des 18. Jägerbataillons zu Fuß, der unter Oberbefehl des Generals Lecomte stand und, nachdem er von dessen Gefangennahme gehört, sich edelmüthig nach seinem Schicksal erkundigen wollte, wobei er den Insurgenten in die Hände fiel; dann ein Bataillonschef der 89er; ferner, glaube ich, zwei Kapitäns des 115. Linienregiments, die von ihren Leuten im Nordbahnhof im Stiche gelassen worden waren, und ein Kapitän der 84er in Civil, der, aus der Gefangenschaft in Deutschland zurückkehrend, beim Verlassen des Coupés als Spion, wie es hieß, festgenommen wurde. Bis halb vier Uhr blieb ich in Gesellschaft dieser Herren; der Kapitän Mayer, den

wir immer wieder baten, uns doch endlich vor das Comité zu führen, von dem alle Welt sprach, wurde sehr verlegen, da er uns nichts zu antworten wußte, blieb aber höflich und zuvorkommend gegen uns.

In diesem Augenblick trat ich an's Fenster und bemerkte eine nichts Gutes weissagende Bewegung im Garten. Die Nationalgarden stellten sich in Reih und Glied, steckten das Bajonett auf's Gewehr und schienen sich zum Abmarsch vorzubereiten. Es war klar, wir sollten wieder vom Château-Rouge fortgebracht werden. Kapitän Mayer benachrichtigte uns denn auch bald, daß er die Ordre erhalten habe, uns nach den Buttes-Montmartre führen zu lassen, wo der seit dem frühen Morgen gesuchte Central-Ausschuß sich thatsächlich aufhalte. Ich merkte nun wohl, daß dieser Ausschuß entweder noch gar nicht existirte, oder nichts mit uns zu schaffen haben wollte; daraus schloß ich, daß es schlecht um uns stand, daß wir zu der Tragödie des am 24. Juni 1848, an der Barriere von Fontainebleau feig ermordeten Generals Bréa und seines Adjutanten, den zweiten Akt liefern sollten.

Wir gingen hinab und nun sah ich zum ersten Mal den General Lecomte, der in einem abgesonderten Zimmer streng bewacht worden war. Wir grüßten ihn und auch die Offiziere der Nationalgarde bezeugten ihm die militärische Ehre, nur die spalierbildende Rotte beleidigte uns und drohte, daß unser letztes Stündlein nahe sei. Ich war vollkommen darauf vorbereitet.

Jetzt fing erst unsere Qual, unser wahrer Kreuzesweg an.

Unter ununterbrochenem Zischen und Verwünschungen der Menge, legen wir den ganzen Weg bis zum Montmartre zurück. Die Offiziere suchten uns zwar energisch zu schützen, aber sie hätten wissen müssen, daß — uns dieser rasenden Schaar, ihren eigenen wild gewordenen Truppen aussetzen — uns zum Tode verurtheilen hieß. Wir ersteigen den Calvarienberg, der Buttes-Montmartre in einem dichten Nebel beim Klang der Attacke, zu der (o bitterer Hohn!) ein Trompeter der Nationalgarde blies. Weiber, oder vielmehr toll gewordene Hündinnen, drohen uns mit den Fäusten, beschimpfen uns und schreien uns zu, daß wir dem Tode entgegen gehen.

In dieser höllischen Begleitung kommen wir endlich oben an und werden in ein kleines Haus in der Rue des Rosiers geführt; ich habe mir den Namen der Straße gut gemerkt. Das Haus besteht aus einem Thorweg, einem großen unbedeckten Hof, einem Parterre und zwei Stockwerken. Die Menge will mit uns in den Hof eindringen, da sie sich aber bis auf fast zweitausend Köpfe beläuft, ist's unmöglich, daß uns alle folgen.

Im Augenblick, da wir den Hof betreten, wird ein Schuß auf uns abgefeuert, der aber zum Glück Niemand trifft.

Man stößt uns in einen schmalen dunklen Saal des Parterres und der alte Juli-Revolutionär mit

dem weißen Barte und der Medaille sagt uns, daß der Ausschuß jetzt über uns zu Gericht sitzen wird.

General Lecomte verlangt augenblicklich vor den Ausschuß geführt zu werden und wiederholt mehrmals, daß wir seit dem frühen Morgen ohne Grund und Ursache gefangen gehalten werden. Er erhält zur Antwort, daß der Ausschuß schon gesucht wird. Kapitän Mayer, der uns vor den Rohheiten der bewaffneten Bande im Château-Rouge geschützt hatte, war nicht mit uns nach der Rue des Rosiers gepilgert, dennoch hatten wir einen seiner würdigen Stellvertreter in dem Lieutenant Meyer vom 79ten Bataillon gefunden, der uns oft mit seinem Körper deckte. Ebenso großen Dank schulden wir einem jungen Nationalgardisten, dessen Namen ich leider vergessen habe, der mich wohl zwanzig Mal vor den Thätlichkeiten der Menge schützte.

Der Ausschuß ließ sich immer noch nicht blicken. Die draußen harrende Schaar wurde des langen Wartens müde, brach die Fensterscheiben entzwei und fast in jedem Augenblick sahen wir einen Gewehrlauf auf uns gerichtet. Die Offiziere der Nationalgarde, denen der ganze Ernst unserer Lage klar ward und die zu spät den Leichtsinn bereuten, uns aus dem Rothen Schloß fortgeführt und dadurch der Wuth eines Pöbels ausgesetzt zu haben, der sich einredete, daß jeder von uns am Morgen mindestens zehn Personen mit eigener Hand umgebracht hätte, schlugen die auf unsere Brust gerichteten Gewehre zurück, redeten der Menge zu,

die unabläſſig „A mort!“ brüllte und verſuchten wenigſtens Zeit zu gewinnen; ja, ſie verſprachen uns, daß ſie ihr eigenes Leben aufs Spiel ſetzen würden, um das unſere zu retten.

Das alles reizte indeſſen die Bande draußen, die nach unſerem Blut lechzte, immer mehr.

Der Fenſterrahmen gibt dem gewaltigen Druck der Andrängenden nach, zerbricht und gewährt den Wüthendſten freien Zugang. Soll ich ſagen, daß die Erſten, die es wagten, Hand an den General zu legen, ein Korporal des dritten Jägerbataillons zu Fuß, ein Soldat der 88er und zwei Mobilgarden waren? Einer dieſer Elenden ſchlug ihm mit der Fauſt ins Geſicht und ſchrie:

„Du haſt mir einmal acht Tage Arreſt gegeben, dafür werde ich den erſten Schuß auf Dich abfeuern!“

Eine ſcheußliche Scene, zum Verrücktwerden, obgleich wir Alle darauf gefaßt waren, unſer Leben zu opfern. Es war 5 Uhr. Plötzlich entſteht im Hof ein furchtbarer Tumult und ein Toben, das allen anderen Lärm übertönt, und nun fliegt in unſere Mitte ein Greis mit weißem Barte, in ſchwarzer Civilkleidung, einen Cylinderhut auf dem Kopfe. Wir wußten nicht, wer dieſer neue Gefangene war und beklagten, ohne ihn zu kennen, den alten Herrn, der augenſcheinlich nur noch wenige Sekunden zu leben hatte.

Lieutenant Meyer theilte mir mit, daß dieser Unglückliche Clément Thomas sei; er war in der Rue Pigalle arretirt worden, als er harmlos spazieren ging, war von den Nationalgarden erkannt und nach den Buttes-Montmartre geschleppt, um unser Loos zu theilen.

Jetzt kannte die Wuth der Nationalgarden keine Grenzen mehr; es fehlte nicht viel, so hätten sie ihre eigenen muthigen Offiziere getödtet, die uns mit verzweifelter Energie zu schützen suchten, denn sie sahen ein, daß sie nicht lange mehr die Macht haben würden, uns zu vertheidigen. Vergebens klettert ein mit einer rothen Blouse bekleidetes Individuum auf eine Mauer und beschwört, von diesem erhöhten Standpunkt aus, die Menge, ein Kriegsgericht zu ernennen, welches über das Schicksal der Gefangenen berathen soll — vergebens warnt er sie vor feigem Meuchelmord, der die Republik, die sie so hoch halten, beflecken würde.

Alles umsonst! Die unvorhergesehene Ankunft des unglücklichen Generals Thomas, der wegen seiner gerechten Strenge zur Zeit der Belagerung, sich den Haß der Bataillone von Montmartre und Belleville zugezogen, stürzt uns Alle ins Verderben. Die Bande, deren Wuth entfesselt ist, fordert Blut. Das des unglücklichen Clément Thomas fließt zuerst; man faßt ihn beim Kragen, trotz des energischen Widerstandes des Lieutenant Meyer und einiger anderer muthiger Bürger, die erschöpft ablassen müssen, während wir

— auf die jeden Augenblick angelegt wird und die wir aufs Strengste bewacht werden — machtlos dastehen und uns nicht rühren können. Der alte Julirevolutionär ist einer von denen, die den unglücklichen General mit Schmähungen überhäufen. Derselbe verschwindet aus unserem Gesichtskreis, wird einige Schritte fortgeschleift und mit zehn oder zwölf Schüssen, die einen düsteren Widerhall in unserem Herzen finden, füsilirt. Es war kein Pelotonfeuer, sondern die Schüsse wurden einzeln abgegeben, wie beim Tirailleurfeuer. Einige Augenblicke später wurde der unglückliche General Lecomte ganz auf dieselbe Weise hingemordet — es war $^1/_2$6 Uhr.

Dieser nichtswürdigen Hinrichtung wohnten wir nicht bei, sind daher auch nicht in der Lage, Aufschluß über die letzten Worte dieser beiden edeln Märtyrer zu geben. So lange die beiden Generäle unter uns weilten, verhielten sie sich ruhig, schweigsam und in ihr Schicksal ergeben. Sie starben wie Soldaten der alten Schule.

Jetzt kamen wir an die Reihe. Wir waren zum Tode bereit und jeder von uns erwartete, den düsteren Reigen zu eröffnen. Aber nach der Ermordung der beiden Generäle hatte sich ein Theil der wüsten Rotte zerstreut und nun gelang es unseren Vertheidigern von der Garde, nach einer halben Stunde außerordentlichster Anstrengungen, die Zurückgebliebenen so weit zu besänftigen, daß es gestattet wurde, uns nach unserem Gefängniß im Rothen Schloß zurückzuführen,

wo wir endlich dem Centralausschuß zur Disposition gestellt werden sollten.

Sechs Uhr! Wir verlassen dies blutgetränkte Haus, wo wir zwei endlose qualvolle Stunden zugebracht und aus dem keiner von uns lebend zu scheiden glaubte. Die Nationalgarden, die uns in die Mitte genommen, scheinen von dem Blutdurst des Morgens zurückgekommen zu sein; das entsetzliche Verbrechen, das soeben begangen worden, lastet schwer auf ihrem Gewissen und beklemmt vielen den Athem. Kaum haben wir einige Schritte die Anhöhe hinab gemacht, als wir einen todtenblassen, aufgeregten Mann uns entgegen eilen sehen, der schwarz gekleidet ist und die dreifarbige Schärpe angelegt hat.

„Wohin führen Sie diese Offiziere?" ruft er. Er glaubt, daß man uns zur Hinrichtung führt, und durch dies Mißverständniß verlieren wir nicht nur kostbare Zeit, sondern die Bande erhitzt sich wieder so, daß uns dieser Zwischenfall fast verhängnißvoll geworden wäre. Wir fragen nach dem Namen dieses Mannes und erfahren, daß es Herr Clémenceau ist, der Maire des XVIII. Arrondissements und Abgeordneter in Paris. Später hat Herr Clémenceau sein Verhalten an diesem Tage vor dem Tribunal der Nationalversammlung erklärt. Wir begnügen uns damit, zu konstatiren, daß er erst um 6 Uhr Abends, nach der Ermordung der beiden Generäle, auf dem Schauplatz dieser scheußlichen, blutigen Scenen, die er früher vielleicht hätte verhindern können, erschien.

Endlich erreichen wir das Rothe Schloß und in demselben Augenblick, in dem wir eintreten sollen, begegnen wir dem Kapitän Mayer, ein Papier in der Hand, welches — wie er sagt — den Befehl enthält, sämmtliche Gefangenen, die unglücklichen Generäle mit eingeschlossen, in Freiheit zu setzen. Die zahlreichen Wege, die er machen mußte, um diese Ordre vom Ausschuß zu erlangen, haben so viel Zeit in Anspruch genommen, daß er zu spät kam, so daß das gräßliche Verbrechen nicht mehr ungeschehen zu machen war.

Wir werden von Neuem in den Pavillon des Château-Rouge geführt, wo wir, immer streng von Nationalgarden bewacht, auf die Entscheidung des unsichtbaren Ausschusses warten sollen. Endlich um 7 Uhr kommt Lieutenant Meyer mit einer Vorladung für mich, augenblicklich vor dem Centralausschuß zu erscheinen. Ist's ein Todesurtheil oder ein Hoffnungsstrahl? Ich ahnte es nicht, aber nach den Erschütterungen dieses entsetzlichen Tages konnte mir nichts Schlimmeres widerfahren und so folgte ich meinem Führer ruhig bis zu einem Hause, Rue Clignancourt, das nicht weit vom Rothen Schloß gelegen war und wo sich mein Schicksal definitiv entscheiden sollte.

Im Erdgeschoß dieses Hauses waren zwei Zimmer zu Bureaux eingerichtet worden, in denen mehrere Männer eifrig schrieben; ich wurde in ein drittes, sehr kleines Gemach, zu einem Bataillonschef der

Nationalgarde, Namens Jaclard, geführt, der mir in seinem Amt noch wenig beschlagen schien, da er ziemlich konfuse Fragen stellte. Ich mußte Bericht über die Ereignisse des Tages erstatten und Herr Jaclard legte meinen Worten offenbar große Wichtigkeit bei, da er sie zu Protokoll nehmen ließ. Nachdem dies Verhör beendet war, wurde ich frei gelassen, doch schien mir für meine Sicherheit noch wenig gewonnen, denn die Straße wimmelte von Nationalgarden und rohem, trunkenen Volk. Dank der hereinbrechenden Dunkelheit, mehr aber noch Dank der Anwesenheit des Lieutenants Meyer und des schon erwähnten jungen Nationalgardisten, gelang es mir, mit heiler Haut zu entkommen und ungefährdet meine Wohnung zu erreichen. Eine Stunde später wurde auch Kapitän Franck aus dem Rothen Schloß entlassen; die übrigen Gefangenen, zu denen auch der Kommandant von Pousargues gehörte, wurden erst am nächsten Morgen in Freiheit gesetzt, denn die Nationalgarden, die sie gefangen genommen hatten, wollten die Befehle des Bureaus, dem ich die Freilassung verdankte, nicht anerkennen.

Dies ist die genaue wahrheitsgetreue Schilderung des 18. März, soweit es sich um die Ermordung der beiden Generäle und die Ereignisse auf dem Montmartre und im Château-Rouge handelt.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich noch hervorheben, daß die Offiziere der Nationalgarde, die die Insurrektion geleitet, als sie die fürchterlichen

Folgen, die sie damit heraufbeschworen, einzusehen anfingen, ihr Möglichstes thaten, um die beiden Opfer und die anderen Gefangenen, die zwei Stunden lang in höchster Lebensgefahr schwebten, zu retten.

Was mir am schwersten zu berichten fällt und mir am traurigsten erscheint, ist die Thatsache, daß es französische Soldaten waren — diese Elenden — die zuerst auf ihren eigenen unbewaffneten wehrlosen General feuerten, und daß weder der Gemeinderath des Montmartre, noch der berühmte Ausschuß, den man uns jeden Augenblick vorhielt, sich sehen ließen und sich während des ganzen Tages nicht einmal — wenn auch nur, um den Schein zu wahren — um die Ereignisse im Château-Rouge oder in der Rue des Rosiers kümmerten.

Sie wünschen außer diesem Bericht noch die Beobachtungen, die ich als Augenzeuge über den Zustand machte, in dem sich Paris in der Nacht des 18. März und am folgenden Tage befand, zu vernehmen.

Da ich der Ueberzeugung lebe, daß Sie nur ein Ziel — die Erforschung, die unparteiische Erforschung der Wahrheit — im Auge haben, will ich meine Schilderung des 18. März, durch die Erinnerungen alles dessen, was ich sah und erlebte, bis ich Paris verließ, ergänzen.

Es ist mein fester unerschütterlicher Glaube, daß für die rechtmäßige Regierung — selbst nach dem

Abfall einiger Abtheilungen der Truppen des Generals Lecomte und der Ermordung der beiden unglücklichen Opfer der Rue des Rosiers — noch nichts verloren war. Daß Herr Thiers hierauf sofort Paris den Rücken kehrte, ist ein unbegreifliches Verfahren. Die Insurrektion war so weit davon entfernt, sich einen solchen Sieg träumen zu lassen, daß erst am Abend des folgenden Tages die Ministerien besetzt wurden; nur das Stadthaus allein befand sich schon in der Nacht des 18. März im Besitz der Commune. Das linke Seineufer war noch ganz unberührt; die Infanteriedivision des General Susbielle (die Brigaden Bocher und Paturel) befand sich in ihren Quartieren in den Invalides und auf der Esplanade durchaus in den Händen ihrer Kommandanten, denn da sie am 18. nicht betheiligt gewesen waren, waren sie auch mit den Bataillonen des Centralausschusses noch in keine Berührung gekommen. Die communistische Bewegung, die in latentem Zustand seit dem 31. Oktober existirte, die sich am 22. Januar bei dem Angriff auf das Stadthaus schon recht gewaltsam geäußert hatte, war am 18. März früh nicht organisirt worden, um sich Paris und der Regierung Frankreichs zu bemächtigen. Man wollte einen kleinen Aufstand haben und die von Kopf bis Fuß bewaffnete und betrunkene Bevölkerung, ergriff die Gelegenheit zu einem kleinen Putsch mit Freuden. Die wachthabenden Ausschüsse und der Centralausschuß waren in Permanenz erklärt; aber diese revolutionäre Organisation war seit

zwei Monaten der normale Zustand geworden und mehr als einer von denen, die in diesen Ausschüssen Sitz und Stimme hatten, waren weit davon entfernt, dieselben ernst zu nehmen; einer raschen, siegreichen That hätten sie sie sicher nicht für fähig gehalten. Da die Regierung die Partie für verloren gab, wurde unter diesen Umständen der Centralausschuß wider Willen, binnen heute und morgen, Regierung. Vielleicht wäre es für Ihre Leser nicht uninteressant, zu erfahren, was im Augenblick der wüsten Unordnung in einem der Haupträderwerke der großen, aus der Fassung gebrachten Staatsmaschine — im Kriegsministerium — vor sich ging? Ich half in das Räderwerk eingreifen; meine Erinnerungen daran sind nicht verblaßt, denn in solchen Zeiten zählen die Stunden wie Tage und ihre dramatische Reihenfolge hinterläßt im Herzen, wie im Geist, einen unauslöschlichen Eindruck.

Kaum den Händen Ferrés, des Vorsitzenden des wachthabenden Ausschusses für das Quartier Montmartre, entschlüpft, stürzte ich mich nach der Straße Lafayette, wo — ein echt pariser Kontrast — alle Läden offen, alle Kaffeehäuser besetzt waren; die Omnibusse, die Droschken, das Publikum bewegten sich frei und schienen sich um den neuen Aufstand, der vorläufig für Jedermann nur eine Wiederholung des 31. Oktober und 22. Januar war, wenig zu kümmern. Das Leichenbegängniß Ch. Hugos, das in größter Ordnung auf dem Père-Lachaise stattge-

funden, wurde mehr besprochen, als das Scharmützel auf dem Montmartre. Ich sprang in eine Droschke und kam in wenigen Minuten im Kriegsministerium an, wo ich General Le Flô in Berathung mit dem Marschall Mac-Mahon und dem General Borel antraf. Der Marschall war erst an demselben Tage aus der Gefangenschaft heimgekehrt, hatte sich sofort zum Kriegsminister begeben und wußte noch nichts von den Vorfällen auf dem Montmartre.

Ich stattete dem Minister eiligst Bericht über das Vorgefallene ab, von dem er auch noch kaum Kenntniß hatte, denn seit dem Morgen war Niemand nach dem Montmartre geschickt worden, um Erkundigungen über den Aufruhr einzuziehen oder zu fragen, was aus mir geworden sei. Dann sagte General Le Flô: „Was ist Ihre Ansicht über die Sache? Halten Sie es für einen kleinen Aufstand oder für eine Revolution?"

„Mein General, es ist ein Aufstand, bei dem unglücklicherweise Blut geflossen ist; aber bis jetzt ist's nichts weiter. Am 22. Januar hatte ich bei Ew. Excellenz auf dem Stadthausplatze Dienst: Der heutige Krawall ist sozusagen mit jenem identisch, nur darf er keine weitere Ausdehnung annehmen."

„Gut, wir werden's ja erfahren; ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, denn es hieß, Sie seien füsilirt. Gehen Sie nach Hause, kleiden Sie sich um (meine Uniform hing mir in Fetzen vom Leibe) und kommen Sie um acht Uhr wieder hierher."

Zur festgesetzten Stunde betrat ich von Neuem das Kriegsministerium; der Huissier des Ministerialkabinets sagte mir, daß General Le Flô mit den anderen Mitgliedern der Regierung Konferenz bei Herrn Calmon habe, dem Chef des Privatkabinets des Herrn Thiers, in der Straße der Pépinière, gegenüber der Straße von Courcelles; der Minister sei fortgegangen, ohne irgend welche Befehle zu hinterlassen, ich würde ihn, wenn ich sehr eilte, vielleicht noch bei Herrn Calmon antreffen, da die Regierung Paris verlassen und sich schleunigst nach Versailles begeben wolle!

Ich ließ mir das vom Huissier zweimal wiederholen, denn ich meinte, während dieses Schreckenstages noch nichts von solcher Ungeheuerlichkeit vernommen zu haben! Aber meine Zweifel schwanden bald. Ich stürzte nach der Straße de la Pépinière und erfuhr bei Herrn Calmon, daß Niemand mehr da sei. Nun kehrte ich nach dem ganz verödeten Kriegsministerium zurück. In der Annahme, daß sich noch ernstere Ereignisse, als die am Tage, abgespielt haben müßten, ohne daß ich etwas davon gehört, denn nur so war diese hastige Abreise zu erklären, gab ich dem wachthabenden Offizier Ordre, alle Thüren nach der Rue St.-Dominique zu schließen und sie lieber einrennen zu lassen, als sie zu öffnen; dann verschloß ich Alles, was auf den Schreibtischen im Ministerium herum lag, sorgfältig in den Schränken, verwahrte die Stempel und blieb dann auf dem

Hof auf der Lauer, in der Erwartung, jeden Augenblick Kolbenschläge gegen die Thüren dröhnen zu hören.

Aber nichts von alledem geschah, tiefstes Schweigen herrschte rund umher, die Nacht war mild und ruhig, in ganz Paris hallte kein Schuß wieder und mir war, als träumte ich, daß die Regierung unter solchen Umständen die Flinte in's Korn warf.

Um Mitternacht (es war die Stunde, in der meine Dienstzeit ablief) verließ ich das Ministerium, nachdem ich der Wache den Befehl ertheilt, Niemandem als dem Minister zu öffnen und sagte, daß ich mit Tagesanbruch wiederkommen würde. Zu Hause angelangt, warf ich mich in Civil, um ohne Gefahr nachforschen zu können, was die Regierung zu diesem Entschlusse getrieben. Ich glaubte, auf dem Montmartre mich besser als sonst wo unterrichten zu können und eine halbe Stunde später war ich schon dort. Die Straßen waren fast menschenleer, denn da die Bewohner dieses Viertels, wie die Nationalgarden, circa zwanzig Stunden lang in unbeschreiblicher Erregung auf den Füßen gewesen waren, hatten sie sich endlich nach Hause begeben.

Ich kehrte nach dem Rothen Schloß zurück, wo ein Bataillon des Central-Ausschusses vor ihren Gewehrpyramiden hielt; in der Rue Ramey und in den anderen Straßen, die nach den Höhen führen, hie und da einzelne Patrouillen und einige Nationalgarden auf Wache — das ist Alles. Niemand hält

mich an; erst, als ich die steile Treppe, die damals auf den Hügel hinauf führte, ersteigen will, tritt mir ein Offizier mit einem kleinen Detachement von Nationalgarden in den Weg und ruft mir zu: „Platz da!"

Ich kehrte nach Paris zurück, nachdem ich unterwegs verschiedene Personen angesprochen und von ihnen erfahren hatte, daß sich am Abend auf dem Montmartre nichts Neues ereignet habe. Nur auf dem Stadthausplatze sei eine Proklamation angeschlagen. Da aber zu der Zeit wöchentlich mindestens eine bis zwei erschienen und sich nirgends der Knall von Schüssen hören ließ, hielt ich es nicht für nöthig, mich nach dem Stadthausplatze zu begeben, sondern kehrte zu Fuß am linken Ufer heim; ich sagte mir, daß man mit zwei von den im Invalidenviertel garnisonirenden Regimentern den Montmartre und seine Kanonen ebenso leicht zurück erobern könnte, wie man sie am Tage verloren hatte. Wie oft haben General Bocher und ich von der Nacht des 18. März gesprochen! Der General befehligte eine Brigade, die während der ganzen Nacht in den Baracken der Esplanade in voller Uniform auf ihren Feldbetten sitzen mußte, da es streng verboten war, sich schlafen zu legen, so fest rechnete er darauf, in jedem Augenblick den Befehl zu erhalten, einen Angriff auf den Montmartre zu machen.

Die Generäle wußten von der Abreise der Regierung nach Versailles in dieser Nacht nichts; auch

in ganz Paris hatte man — mit Ausnahme einer kleinen Zahl von Eingeweihten — keine Ahnung davon. Bocher hat mir wohl zwanzig Mal wiederholt, daß er der beiden Regimenter, die unter ihm die ganze Belagerung durchgemacht, vollkommen sicher sei, während die 88er, unter denen der Abfall stattfand, in ihren Reihen Soldaten oder vielmehr Männer zählten, die von überall bunt zusammengewürfelt waren.

Am folgenden Morgen, Sonntag den 19. März, lachte eine strahlende Sonne auf Paris herab. Nach kurzem Schlummer erhob ich mich und mein erster Gang ist nach der Straße St.-Dominique; der Wachthabende, die Huissiers und ich, wir bildeten die ganze Einwohnerschaft dieses Riesengebäudes; die Nacht war ruhig und ungestört verlaufen, wie der Offizier mir meldete, nur seine Leute, denen man am Abend ihre Suppe nicht gebracht und die nun schon vierundzwanzig Stunden fasteten, fingen an zu murren. Ich gab ihm Geld zur Anschaffung von Lebensmitteln und das Murren hörte auf.

Gegen acht Uhr kommt General d'Abzac, der Adjutant des Marschalls Mac-Mahon, Erkundigungen einzuziehen; als er vernimmt, daß das Ministerium verlassen dasteht und sich die ganze Regierung in Versailles befindet, glaubt er seinen Ohren nicht zu trauen.

Ich bitte ihn — nicht um Befehle, denn er hatte mir keine zu geben — sondern um Rathschläge. Er

räth mir, die wichtigen Dokumente in Sicherheit zu bringen und lobt meinen Entschluß, bis zum letzten Moment im Ministerium auszuharren. Später bin ich noch oft mit dem General d'Abzac zusammengekommen und jedes Mal erinnerte er mich an den Morgen des 19. März im Kriegsministerium — auch ich werde denselben nie vergessen. Wie leicht fällt in Paris eine Regierung zusammen!

Nach dem General d'Abzac eilt ein Eskadronchef der Artillerie, Tardif de Moidrey, übellaunig herbei; man hat ihn mit vier Batterien in den Tuilerien vergessen; er hat von der Auswanderung nach Versailles gehört und verlangt seine Ordres.

„Mein Kommandant, im ganzen Ministerium finden Sie nur mich und den Huissier; schicken Sie zum Gouverneur von Paris."

„Ich komme ja eben von dort; es ist Niemand da; hier finde ich doch wenigstens einen Offizier."

„Was kann ich denn machen?"

„Haben Sie noch die Ministerialstempel?"

„Ja."

„Gut, dann fertigen Sie mir eine Ordre aus, untersiegelt und unterstempelt, die mir freien Durchzug durch das Thor Dauphine gewährt, damit ich mich mit meinen Batterien nach Versailles begeben kann. Welche Idee, so aus Paris zu flüchten!"

Einige Tage später traf ich diesen braven Offizier in Versailles wieder; er sagte mir, daß ihn die Nationalgarden, nachdem er ihnen die schriftliche Ordre

gezeigt, ungehindert passiren ließen, und daß er nicht einen Mann in Paris zurückgelassen habe, trotz der wild erregten Volksmassen, die sich jetzt als Herren geberdeten und ihrem Jubel freien Lauf ließen.

Allmählich fanden sich immer neue Gäste im Kriegsministerium ein: Gute Rathgeber, Lügner, Reporter, die auf Sensationsnachrichten fahndeten ꝛc. Ich gab den Befehl, nur noch Offiziere einzulassen; aber es kamen wenige, da sich mittlerweile das Gerücht verbreitete, daß die Regierung ihren Sitz nach Versailles verlegt habe, wohin sich alle Offiziere ohne Truppen unverzüglich begaben.

Am Nachmittag kamen der Divisionsgeneral Pajol und Graf Arthur de Vogüé, Offizier bei den Mobilen in Paris, sich erkundigen, da sie an die allgemeine Fahnenflucht nicht glauben wollten. Je weiter der Tag vorrückte, desto sicherer stand zu erwarten, daß die Sieger das Ministerium bald besetzen würden. Ein leichter Sieg! Aber jede Vertheidigung war nutzlos. Ich ließ den Posten herausrufen, inspicirte ihn und gab dann mit lauter Stimme dem wachthabenden Offizier den Befehl, die Gewehre laden zu lassen, sie in keinem Falle Niemandem, wer es auch sei, auszuliefern und sofort nach Versailles zu marschiren. Auch sie sah ich, wie die Artillerie aus den Tuilerien, einige Tage später in Versailles wieder. Diese kleine Abtheilung des 110. Linienregiments marschirte unter Befehl eines energischen Offiziers mitten durch das aufständische Paris, ohne

nur die geringste Lust, zu desertiren, kund zu geben. Ich berühre diese unbedeutenden Einzelheiten, weil sie unerläßlich sind, um den Beweis zu führen, daß nicht, wie es behauptet worden ist, am 19. März und noch viel weniger in der Nacht des 18., alle Disciplin im stehenden Heere aufgehört hatte. Eine rasche Rückkehr zum Angriff auf den Montmartre hätte das ganze Bild umgestaltet; es waren also einzig und allein nur politische Rücksichten, die Herrn Thiers veranlaßten, Paris aufzugeben; aber ich will ja nur von dem sprechen, was ich selbst mit eigenen Augen geschaut.

Uebrigens war meine Aufgabe zu Ende; ich hatte nichts mehr im Ministerium zu thun, konnte mich keinem von unseren Offizieren mehr nützlich erweisen und meine Pflicht war es, meinem Chef nach Versailles nachzureisen. Gegen vier Uhr meldet mir der Huissier, daß von der Gartenterrasse aus, ein starkes Detachement Nationalgarden zu sehen ist, die die Rue Bourgogne hinuntermarschiren.

Bald darauf wirbeln die Trommeln der Tambours; kein Zweifel, die erste Wache der Commune zieht auf, um das Ministerium zu besetzen. Ich entfernte mich durch die Gärten, begab mich sofort nach dem Bahnhof St.-Lazare und war um sechs Uhr in Versailles.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Vicomte Beugnot.

Viertes Kapitel.

## Die Flucht der Regierung.

Thiers hat die Commune gewollt. — Olivier Pain und das Portefeuille des Marquis von Moustiers. — Hilfe wird angeboten, aber ausgeschlagen. — Unsinnige Flucht. — In Versailles. — Die Nacht vom 18. auf den 19. März. — Erzählung des Herrn Jules Richard.

Die Wegnahme der Kanonen vom Montmartre hätte, da das Militär Sonnabend den 18. März, schon früh um drei Uhr anrückte, ganz leicht bewerkstelligt werden können, ehe das Volk seine Behausungen verließ. Und dann wäre das Unternehmen vollständig geglückt.

Es scheiterte zunächst an einem Fehler: der Verspätung der Gespanne. Dies Mißgeschick wurde durch einen zweiten Fehler so vergrößert, daß es eine Zersprengung aller Bande der Ordnung und Disciplin zur Folge hatte.

Da man glaubte, das Attentat auf die Kanonen noch am Morgen glücklich zu beenden, so daß die Truppen zum Mittagessen schon wieder in ihren Kasernen sein konnten, hatte Niemand daran gedacht, Lebensmittel mitzuführen. So mußte die Infanterie nun viele Stunden in ihrer Position ausharren, ohne sich durch Speise und Trank stärken zu können.

Bei Soldaten, die an strenge Disciplin gewöhnt sind, hat das Hungern, vorausgesetzt, daß es nicht gar zu lange dauert, nicht viel auf sich. In unserer Kriegsgeschichte finden sich unzählige Fälle, in denen die Infanterie sechsunddreißig Stunden in einem Zuge zu marschiren hatte, ohne einen Bissen über die Lippen zu bringen — nichts indessen wirkt so nachtheilig auf die Disciplin, als eine Niederlage.

Bei einem geschlagenen Heer haben die Generäle und Offiziere ihr ganzes Ansehen eingebüßt.

Auf dem Schlachtfeld wird ihnen der Gehorsam noch nicht verweigert, weil der Soldat ein Thier ist, das sich gewöhnt hat, in Herden zu leben; weil die Offiziere eine größere moralische Kraft besitzen als ihre Leute, die der irre gemachte gemeine Mann wie eine Art magnetischen Reservoirs betrachtet, aus dem er instinktiv schöpfen kommt; endlich, weil der Soldat vor dem Feinde fühlt, daß er, ohne Führung und allein, einem sicheren Tode preisgegeben sein würde.

Aber mitten unter seinen Landsleuten, im Labyrinth der Häuser, fesselt — sobald ein Offizier nicht mehr den Sieg oder die Sicherheit repräsentirt, sobald die

Regierung, in deren Namen er heute kommandirt, morgen nichts mehr zu sagen hat — kein Band die Soldaten an ihre Vorgesetzten, außer den künstlichen Regeln der Disciplin, die durch die Niederlage und das Schauspiel der nationalen Zügellosigkeit, schon gewaltig gelockert sind.

Dann vermag der gemeine Mann den Rathschlägen des Hungers ebensowenig Widerstand zu leisten, als denen einer dummen, weinseligen Brüderlichkeit, die ihn den Meuterern in die Arme stößt.

Die französische Armee bestand sozusagen nicht mehr aus alten Soldaten, ja man möchte behaupten, daß die Truppen, welche den Montmartre cernirten, Nationalgarden in Uniform der Linien-Infanterie seien. Und bald fraternisirten sie denn auch mit der Nationalgarde.

Bürger und Bürgerinnen brachten Fleisch, Wein, Brot, Tabak und geizten nicht mit guten Worten; die Soldaten ließen sich von Straßenjungen die Gewehre halten oder streckten den Kolben nach oben. Wenn die Offiziere dazwischen traten, wurden sie erst mit Schmähungen empfangen, dann mit Schlägen traktirt und so riß allmählich der menschliche Rosenkranz entzwei und die Perlen verstreuten sich.

Ein Theil der Korps trat den Rückzug an, andere gingen auseinander und die von ihren Soldaten verlassenen oder gar verfolgten Offiziere waren nur zu froh, diesem Fegfeuer zu entrinnen und sich in den Schutz, der auf dem Rückweg begriffenen Munitionswagen zu flüchten.

Es ist eine von allen Militärs anerkannte Thatsache, die sich sehr gut wissenschaftlich erklären läßt, daß die Kavallerie bei einem Aufstand weniger leicht aus Rand und Band geräth, als die Infanterie, und die Artillerie noch schwerer als die Kavallerie.

Das kommt daher, weil eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der Infanterie und einem Aufstand nachzuweisen ist, denn beide bestehen aus Männern zu Fuß. Der Besitz eines Pferdes bildet einen großen Unterschied zwischen der Kavallerie und der Meuterei. Ein Infanterist giebt sein Gewehr preis, nicht aber ein Kavallerist sein Pferd, das ihn trägt und das er als sein Eigenthum ansieht.

Die Artillerie nun gar besteht aus Menschen, die einen bespannten Wagen, eine fürchterliche und kolossale Waffe, zum gemeinsamen Mittelpunkt haben; sie kann sich daher noch weniger auflösen und zerstreuen als die Kavallerie.

Die Gesetze der Armee sind das gerade Gegentheil von den Gesetzen der Chemie, wo die einfachen Körper stabil und die zusammengesetzten unbeständig sind. Aus je mehr verschiedenen Atomen sich die militärischen Molekülen zusammensetzen, desto stabiler sind sie.

So kam es, daß der Aufstand am Sonnabend Nachmittag den Sieg davontrug und die Regierung besiegt ward.

Wer waren nun die Anführer dieses Aufstandes? Unbekannte, die den Central-Ausschuß der Nationalgarde bildeten, die kein rechtmäßiges Mandat hatten,

die mehr von ihrem Ehrgeiz als von ihren Kollegen delegirt waren, denen man in ihrer eigenen Partei nur deshalb gehorchte, weil man es so wollte und die nicht fünfzig Centimes in der Kasse hatten.

Und Denen überließ die Regierung eine Riesenstadt mit zwei Millionen Einwohnern; ein Budget, das so bedeutend war, wie das von ganz Belgien; unerschöpfliche Hilfsquellen und Kunstschätze, die das Genie vergangener Zeiten aufgehäuft hatte.

An der Spitze dieser Regierung stand ein Mann, dessen Sarg — o blutige Ironie des Schicksals — als sein Leichenzug sich durch Paris bewegte, nur von Republikanern umgeben war.

Dieser Mann, Herr Thiers, ist — meiner Ansicht nach — in seiner ganzen politischen, litterarischen und administrativen Laufbahn ein gleichzeitig unseliges und verächtliches Geschöpf gewesen.

Nicht allein, daß er der direkte Urheber der Commune war, nein ihm ist auch das größte Verbrechen, das dieselbe begangen: die Ermordung der Geiseln, zur Last zu legen. Ich kann meine Behauptung durch unzählige moralische, wie thatsächliche Beweise bekräftigen.

Thiers' ganze Karriere zeigt von Anfang an — seit der schmachvollen Einkerkerung der mit einem wahren Netz von Spionen umgebenen Herzogin von Berry*) — daß er in der Wahl seiner Mittel keine Skrupel kannte. Nun ist's sonnenklar, daß es Herrn Thiers nicht mög-

*) Im November 1832. Anm. d. Uebers.

lich war, eine regelrechte Regierung einzusetzen, ohne die Nationalgarde zu entwaffnen; ebenso klar ist es aber auch, daß er nicht Macht genug besaß, diese Entwaffnung rund heraus zu dekretiren.

Deßhalb brauchte er einen Aufstand und zwar einen nicht unbedeutenden, um sich mit einem Fischzug aller Waffen bemächtigen zu können, die seit sechs Monaten der Pariser Bevölkerung in den Schooß geschüttet waren, zu gleicher Zeit wollte er diese Bevölkerung durch einen tüchtigen Aderlaß von allen aufrührerischen Elementen, die sie enthielt, säubern.

Wir haben soeben gesehen, wie er diesen Aufstand provozirte. Ja, wenn man die Geschichte des 18. März studirt, kommt man fast dahin, sich zu fragen, ob es Herrn Thiers wohl ernst damit war, die Kanonen des Montmartre fortnehmen zu lassen? Ob er nicht vielmehr nur einen Volksaufruhr erregen wollte, der ihm gestattete, zunächst Paris zu räumen, um es dann wieder zu erobern, indem er es in Blut tränkte?

Sicher ist, daß er den Aufstand, den er hervorgerufen, längst vorbereitet hatte; ja, man kann dreist behaupten, daß — da er ihn im Handumdrehen erdrücken zu können glaubte — er ihn wachsen ließ, wie ein Chirurg, der von einer epochemachenden Operation träumt, das Wachsen eines Geschwürs, das er im Entstehen mit einem kleinen Schnitt hätte beseitigen können, zu begünstigen pflegt.

Ein merkwürdiger Aufschluß, welcher den Beweis liefert, daß Herr Thiers in Uebereinstimmung mit

mehreren seiner Minister, schon seit den ersten Märztagen die Commune in Gährung zu bringen trachtete, möge hier seinen Platz finden.

Er ließ zu der Zeit 300 Gefangene aus dem Zuchthaus von Poissy in Freiheit setzen, denen er bedeutete, recht thatkräftig bei dem Aufstand mitzuwirken. Diese 300 Lumpenkerle waren nicht dazu angethan — wenn bald hier, bald da welche von ihnen festgenommen werden würden — der Volksbewegung den Stempel der Ehrbarkeit und des Anstandes aufzudrücken.

Olivier Pain, Attaché im Ministerium des Auswärtigen unter Grousset, hatte im Kabinet des Ministers, in einem Geheimfach, einen höchst kompromittirenden Depeschenwechsel zwischen Thiers und Ernest Picard gefunden, aus dem es auf's Klarste, ja unumstößlich erwiesen war, daß diese Herren schon seit Beginn des Monats an dem Konflikt gearbeitet hatten, der am 18. März zum Ausbruch kam.

Bis in die kleinsten Einzelheiten war alles, wie es sich zutragen sollte, im Voraus bestimmt. Mit Hilfe dieser Depeschen konnte man ihre Urheber vernichten, sie — mit sammt ihrem Patriotismus — unter die Erde bringen. Olivier Pain sammelte alle diese gefährlichen Dokumente, steckte sie in ein Portefeuille, das er im Kabinet des Ministers fand und das in Golddruck den Namen des Marquis von Moustiers trug und nahm es mit nach Hause.

Als Olivier Pain flüchten mußte, hatte er anderes

zu retten, als das Portefeuille des Marquis von Moustiers; er ließ es also liegen.

Seine Frau wollte, aus Furcht vor einer polizeilichen Haussuchung alle Papiere, von denen sie glaubte, daß sie eine Waffe gegen ihren Gatten bilden könnten, vernichten, und da sie überdies keine Ahnung von der Wichtigkeit dessen, was sie zu zerstören im Begriffe stand, hatte, verbrannte sie auch den ganzen Inhalt des Portefeuilles.

Aber mit echter Frauenzimmerlogik fiel es ihr gar nicht ein, daß das Portefeuille ein ebenso beredtes Zeugniß gegen ihren Gatten abzugeben im Stande sei, als sein Inhalt, daher bewahrte sie es sorgfältig auf.

Im Jahre 1875 wurde ein höherer Beamter der Commune, ein Pole, der nach London geflüchtet war, von seiner Maitresse — die, wie die meisten Maitressen der Politiker, im Solde der Polizei stand — nach Paris gelockt. Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt.

Rochefort und Olivier Pain, die aus Neu-Kaledonien entwichen waren, befanden sich zu der Zeit in Genf. Frau Pain, die ihrem Gemahl dorthin nacheilte, hatte natürlich das berühmte leere Portefeuille mitgebracht.

Rochefort kam nun auf die Idee, diesen Umstand auszubeuten, um dem Polen das Leben zu retten.

Der Minister Dufaure erhielt ein anonymes Schreiben, in dem man ihn benachrichtigte, daß ein geheimer Depeschenwechsel (der, von dem ich vorhin sprach) zwischen

Herrn Thiers und Ernest Picard, sich in den Händen gewisser Personen in Genf befände.

Wenn der höhere Beamte der Commune begnadigt werden würde, verpflichteten sich die Besitzer der in Frage stehenden Schriftstücke, dieselben zu verbrennen, anderenfalls würden sie veröffentlicht werden. Um Herrn Dufaure von der Wahrheit der behaupteten Thatsachen zu überzeugen, hieß es in dem Briefe weiter, erhalte er anbei das Portefeuille, in welchem die Korrespondenz aufbewahrt gewesen, zugesandt. Das Portefeuille, welches von einem Minister des Auswärtigen herstammte, war natürlich im Ministerium bekannt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß der Pole begnadigt wurde.

Olivier Pain weilt nicht mehr unter den Lebenden; ich mußte mich also zur Bestätigung dessen, was ich eben erzählt habe, an Herrn Henri Rochefort wenden. Ich habe die ganze Geschichte aus dem Munde eines Mitgliedes der Commune, das ich kürzlich in Genf gesprochen, wohin es übergesiedelt ist, da ihm der Aufenthalt in Frankreich für immer verleidet war.

Henri Rochefort hat mir die Versicherung gegeben, daß alles auf strengster Wahrheit beruhe; daß er selbst jenen anonymen Brief geschrieben, den ersten und einzigen seines Lebens; daß er das Portefeuille eigenhändig zur Post gegeben; daß es nicht schwer halten würde, die Spuren desselben aufzufinden und endlich, daß sich unter seinen Schicksalsgenossen in Neu-Kaledonien, auch einige Sträflinge aus Poissy befanden.

Ich kann noch einen, nicht weniger merkwürdigen Beweis dafür erbringen, daß Herr Thiers vom ersten Tage des Commune-Aufstandes an, die Hilfe zurückwies, die ihm gestattet haben würde, der Bewegung sofort Herr zu werden.

General Farre stand im Februar 1871 als Generalmajor bei der Armee, die der General de Pointe de Gévigny in Cherbourg befehligte.

Dies Heer war aus der Nordarmee, die nach dem Tage von St. Quentin aufgelöst wurde, gebildet; es bestand ungefähr aus 35,000 Mann und einem so bedeutenden, fast intakten Eisenbahnmaterial, daß diese 35,000 Mann in 48 Stunden in Paris sein konnten.

Sofort, als die erste Nachricht vom Aufstand der Commune bekannt wurde, befahl der kommandirende General dem General Farre, einen seiner Ordonnanzoffiziere zu Thiers zu schicken, um demselben den Beistand der Cherbourger Armee anzubieten, deren er in moralischer Beziehung so sicher war, daß er sich verpflichtete, nach Ablauf von 48 Stunden, Paris ohne Schwertstreich zu nehmen.

Dieser Ordonnanzoffizier war Herr Xavier Feuillant.

Er kam nach Paris, sah sich die Lage der Dinge an, besuchte beiläufig den Abbé Deguerry in seinem Bureau in der Assomption und begab sich dann nach Versailles zu Herrn Thiers.

In seiner Unterhaltung mit dem Abbé Deguerry rieth Herr Feuillant ihm, ohne Zeitverlust abzureisen.

Der Abbé erwiderte: „Ein Priester ist ein Soldat,

der auf seinem Posten bis zum Tode ausharrt." Die Zukunft hatte ihm in der That auch dies Schicksal aufbehalten.

Herr Feuillant hatte den Besuch bei dem Pfarrherrn der Madeleine in Begleitung seiner Mutter gemacht; bei dieser, in ihrem Hause, Rue Royale Nr. 13, wurden die Schätze und Werthsachen der Madeleine, in Sicherheit gebracht.

Durch Herrn André's Vermittelung wird Herrn Feuillant eine sofortige Audienz bei Thiers gewährt. Nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet, gibt Thiers folgende Antwort:

„Der General de Pointe de Gévigny ist verrückt. Ich danke ihm für seinen guten Willen, kann aber absolut keinen Gebrauch davon machen." —

Zum Schluß dieser liebenswürdigen Unterredung sagt Thiers noch, es werde in Versailles schon ein Heer zusammengezogen, das für alle Eventualitäten vollkommen ausreichend sei.

Herr St.-Genest vom „Figaro" und Herr von Pressensé haben von diesen Unterhandlungen Kenntniß erhalten.

Herr Feuillant theilt seinem Kommandanten in einem Schreiben den Ausfall dieser Verhandlungen mit, worauf General Farre folgende Antwort verfaßt:

„Mein lieber Freund!

„Wir danken Ihnen, fürchten aber, daß Sie zu schwarz sehen. Der einzige Rath, den wir Ihnen geben

können, ist der, die Regierung — da Sie versichern, die Mittel dazu zu besitzen — genau von allem, was Sie vernommen, in Kenntniß zu setzen.

„Bemühen Sie sich zu erfahren, was er*) vor hat, denn nichts kann ohne seine Genehmigung und ohne seine Initiative geschehen. Da wir Grund zu der Annahme haben, daß wir jeden Augenblick von Cherbourg abberufen werden können, bitten wir Sie, noch in Paris zu bleiben. Thun Sie die Schritte, zu denen wir Ihnen rathen, mit Lust, Energie und dem Muthe, der Sie stets ausgezeichnet und lassen Sie uns das Resultat derselben bald wissen. Geben Sie uns Ihre Adresse in Versailles, damit wir Ihnen, wenn nöthig, Brief oder Telegramm dorthin senden können. — Ihr Bote wartet. Ich beeile mich zu schließen, indem ich Sie in meinem Namen, wie in dem des kommandirenden Generals, unserer aufrichtigen Freundschaft versichere.

„Farre."

„den 31. März 1871.

„P. S. Die gegenwärtige Kammer könnte vielleicht, in Folge der Spaltungen der Parteien, selbst von Seiten der ehrlichen Leute in Paris, ein Verdachtsobjekt geworden sein.

„Wenn die Regierung nicht die Energie hat, zu handeln, müßte sie die Kammern auflösen und sofort zu neuen Wahlen schreiten, ohne jedoch die Existenz

*) Thiers.

der Republik in Frage zu stellen, die allein — wenn auch nicht die verschiedenen Parteien zu versöhnen — so doch die Leidenschaften und Ansprüche zu mildern und zu unterdrücken vermag.

„Sprechen Sie ohne Zeitverlust mit der Regierung, theilen Sie ihr Alles mit, was Sie in Erfahrung gebracht und was wir gesagt haben.

„Nochmals Adieu!

„Herrn Xavier Feuillant,

Ordonnanzoffizier."

Kehren wir jetzt zu dem denkwürdigen 18. März und dem plötzlichen Entschluß Herrn Thiers, Paris zu verlassen, sobald er von den Ereignissen des Tages Nachricht erhalten, zurück. Dieser Entschluß ist übrigens schon früher von dem Herrn Vicomte Beugnot richtig gewürdigt worden.

Herr Thiers war, was man einen „Militär bei sich zu Hause" nennt; aber von einem Kriegshelden hatte er nichts an sich. Alle seine Geschichtsschreiber, besonders der Graf von Martel, stimmen darin überein, daß die Verwegenheit, mit der er sich in die außerordentlichsten Abenteuer stürzte, von einer Verzagtheit in Schach gehalten wurde, die so gewaltig war, daß er angesichts einer wirklichen Gefahr, vollständig den Kopf verlor.

Er hatte die Revolution von 1830 eingeleitet; als es aber in Paris zum Kampfe kam, rettete er sich nach Enghien.

Er bereitete die Revolution von 1848 durch die Reformbankette in allen Theilen des Landes, deren wirklicher Urheber er war, vor.

Als der Aufstand ausbrach, fand er nur die Worte: „Die Fluth steigt,“ legte Verkleidung an und floh.

Vier Monate später, in den Junitagen, ließ er in der Wohnung eines redigirenden Sekretärs der Kammer, einen Wandschrank ausräumen, um sich darin zu verstecken.

Das Verhalten eines solchen Helden war daher durch seine Antecedencien schon vorgezeichnet.

Am 18. März hielt er mit seinen Ministern, in den Sälen des Ministeriums des Auswärtigen, eine Rathssitzung ab, während draußen auf dem Hof, dessen Gitterthüren fest verschlossen waren, die Pferde des Generals Vinoy und seines Stabes hielten, von einer Schwadron leichter Kavallerie, die als Eskorte dienen sollte, umringt.

In jeder Minute wurden die Thore geöffnet, um neue Unglücksboten, neue Augenzeugen der Vorfälle einzulassen. Plötzlich ertönt Geschrei von der Esplanade her; es ist ein Bataillon Nationalgarden aus Grenelle, welches sich mit der rothen Fahne nach dem Stadthaus begibt und dabei brüllt: „Vive la Commune!“

Nun zögert Thiers nicht länger. Er gibt den Befehl, Paris und sämmtliche Forts zu räumen, stürzt die Treppen hinunter, indem er Vinoy zuruft: „Herr General, ich nehme Ihnen Ihre Eskorte“ und springt in sein Coupé.

Dann zieht er — wie Jemand, der etwas Wichtiges vergessen hat — sein Notizbuch heraus und wirft mit Bleistift den Befehl aufs Papier, den Mont-Valérien, d. h. ein uneinnehmbares Hinderniß zwischen Paris und Versailles, zu räumen. Und nun gebietet er loszufahren, was die Pferde jagen können. Von Kavallerie umgeben, saust das Coupé die Quais entlang. Weit glücklicher als sein König Louis Philipp, der sich mit einer Droschke begnügen mußte, fuhr Thiers mit zwei guten Rossen; aber so pfeilschnell dieselben auch dahinflogen, er fand, daß sie wie Schildkröten krochen. In jedem Augenblick streckte er den Kopf zum Wagenschlag hinaus und rief: „Schneller! Schneller! So lange wir noch nicht auf der Sèvresbrücke sind, ist die Gefahr groß."

Der Kapitän, der die Schwadron anführte, und der neben dem Coupé galoppirte, hatte gut antworten: „Wir können nicht schneller vorwärts kommen, unsere Pferde werden ja lahm geritten;" Thiers blieb dabei: „Schneller, nur schneller!"

Endlich wurde die heiß ersehnte Sèvresbrücke ungehindert passirt und man ließ die Thiere, da wo der Weg nach Châville ansteigt, ein wenig verschnaufen. Jetzt hatte sich Thiers etwas beruhigt, denn er sah sich schon in Versailles in Sicherheit; auch faßte er bereits den Gedanken ins Auge, es beim ersten Waffenruf wieder zu verlassen und sich nach Le Mans zu flüchten, denn er hatte schon angeordnet, daß der Bahnhof um jeden Preis gehalten werden sollte.

Als er sich in der Präfektur in Versailles häuslich

eingerichtet hatte, wurde er wieder er selbst, das heißt der Schlaukopf par excellence und statt sich schleunigst mit dem General Appert, dem Kommandanten von Versailles, in Verbindung zu setzen, that er so, als wäre er nur zum Vergnügen hingekommen, um sich mit der Konstituirung der Nationalversammlung zu befassen, die am folgenden Tage zusammentreten sollte.

Niemandem machte er Mittheilung von dem Vorgefallenen. Das ist eine historische Thatsache, die unglaublich scheinen würde, wenn sie nicht durch untenstehendes und mit Jules Richard unterzeichnetes Zeugniß verbürgt würde.

„Paris, den 16. Mai 1888.

„Geehrter Herr und Kollege!

„Sie fragen mich, ob ich mich noch einer Unterredung erinnere, die ich in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1871, mit Herrn Thiers hatte?

„Ich erinnere mich derselben nicht nur sehr genau, ich habe sogar einen Bericht über dies wenig denkwürdige, aber doch nicht unwichtige Ereigniß veröffentlicht; denn möglicherweise dachte Thiers erst nach dem stattgehabten Gespräch an die Gefahr, die Versailles lief, wenn die Insurgenten Paris auf der Straße von Courbevoie zu verlassen gewagt hätten, während Vinoy's Heer auf seinen (Thiers') ausdrücklichen Befehl, auf dem Wege von Point-du-Jour anrückte.

„In der Eile, mit der er sein geliebtes Ich aus dem Bereich der Communards zu retten suchte, hatte der Chef der Exekutivgewalt nicht einmal eine Karte

der Umgegend zu Rathe gezogen. Er hatte dem Kapitän Bruat und dem General Appert die Vorfälle in Paris verschwiegen. Kurz, der „kleine Junker Heißsporn“ — wie ihn Herr Molé zur Erwiderung auf das Ephiteton „großer Pinsel“ nannte (die Leute gingen im Jahre 1851 fein säuberlich mit einander um!) — hatte die Räumung der Hauptstadt, der Forts am linken Seineufer und des Mont-Valérien angeordnet, in dem Glauben, daß die Communards, bestürzt über ihren unerwarteten, erstaunlichen, unwahrscheinlichen Sieg, sich die erste Nacht ohne Zweifel mit ganz unnützen Dingen aufhalten würden.

„Ich lasse jetzt meinen Bericht folgen:

„. . . . Von Herrn H. de Villemessant damit beauftragt, für den „Figaro“ über die Sitzungen der Nationalversammlung zu schreiben, hatte ich in Versailles, in der Avenue de la Reine, eine Wohnung gemiethet. Als ich mich am Samstag Abend, den 18. März, zum ½10 Uhr-Zuge auf den Bahnhof St.-Lazare begab, wohnte ich auf dem Platz du Nouvel Opéra einer merkwürdigen und bedeutungsvollen Szene bei. Mehrere verbündete Bataillone, in deren Reihen ich eine große Masse von kürzlich erst aus der Provinz angekommenen 88ern und 120ern von der Linie, die während der Belagerung in Paris stand, bemerkte, erzwangen sich — nachdem sie einen Augenblick mit den Nationalgarden, die die Straße de la Paix versperrten, parlamentirt hatten — mit Gewalt freie Passage. Sofort wurden die Läden

geschlossen und im ganzen neunten Arrondissement verbreitete sich Entsetzen. Im Café de la Paix, das von vielen Leuten, die Neues zu hören hofften, besucht war, sah jeder schon die Hauptstadt in Flammen aufgehen und fragte sich ängstlich, was in der Nacht vorgehen würde, da dem siegreichen Aufstand nirgends ein Hinderniß in den Weg trat.

„Auf dem Bahnhofe war es ziemlich leer. Das Coupé, in welches ich einstieg, war nur von drei Personen besetzt, von denen ein — wahrscheinlich dem Erzbisthum von Paris attachirter — junger Priester erzählt, wie er im Laufe des Tages mehrere Geistliche der Grande Banlieue wieder in ihre Pfarreien eingesetzt habe. Im Uebrigen schien er noch nichts davon zu wissen, daß die Hauptstadt sich in den Händen der Parteigänger der Commune befand. Ich war sehr voll Sorge und Bekümmerniß und überließ ihn daher der Freude an seinen apostolischen Erzählungen. Als ich in Versailles ausstieg, begegnete ich einem Freunde, dem ich ein ziemlich düsteres Bild der Ereignisse des Morgens entrollte: die Ermordung der Generäle Lecomte und Clément Thomas, die Niederlage der Armee auf dem Montmartre und in Belleville — kurz, Alles was ich an diesem Unglückstage erlebt; ein Mordversuch an einem Gendarmen, den ein Sergeant der Nationalgarde auf dem Stadthausplatz sich zu Schulden kommen ließ; die Versammlung sämmtlicher Offiziere Garibaldi's vor dem Café du Helder, endlich den Durchbruch der Ver-

bündeten in der Rue de Rivoli. Mein Freund sah mich an, als ob er einen Wahnsinnigen vor sich hätte, ließ mich meine vertraulichen Mittheilungen nochmals wiederholen und sagte dann:

„Wir wissen hier noch kein Sterbenswörtchen davon. Ich habe mit mehreren Generälen und höheren Offizieren, die Herrn Thiers seit seiner Rückkehr aus Paris gesprochen haben, zu Mittag gespeist; er hat ihnen nichts von alledem erzählt. Würde es Ihnen sehr unangenehm sein, wenn ich Sie zu dem Schiffskapitän Bruat führte? Er kommandirt die Division, die das Amt hat, über die Sicherheit der Nationalversammlung, welche Montag zusammentritt, zu wachen und es wird ihm lieb sein, diese Vorfälle kennen zu lernen."

„Mein Freund führte mich in ein an der Ecke der Rue des Réservoirs und nicht weit von der Place d'Armes gelegenes Hotel.

„Der Herr Kapitän Bruat konferirte gerade mit dem Brigadegeneral Appert, der später Gesandter in Petersburg und dann Platzkommandant von Versailles und dem Departement Seine-et-Oise wurde. Diese beiden Herren hörten mich mit größter Aufmerksamkeit und ungeheurer Ueberraschung an. Wäre ihnen mein Name völlig unbekannt gewesen, so würden sie mich wahrscheinlich für einen aus Charenton*) Entsprungenen gehalten haben. Noch vor einer

*) Das berühmte Irrenhaus. Anm. d. Uebers.

Stunde hatten sie Vortrag bei Herrn Thiers gehabt und er hatte kein Wort, auch nicht das kleinste Wörtchen von der Insurrektion in Paris verlauten lassen.

Mit großer Höflichkeit erklärte mich Herr Bruat für seinen Gefangenen.

„Erschrecken Sie nicht," fügte er hinzu, „das ist nur eine Verhaftung der Form nach. Aber auf meinen Schultern liegt eine zu große Verantwortlichkeit; ich soll die Nationalvertretung schützen und habe kein anderes Mittel, aus Thiers' Munde die Wahrheit zu erfahren, als indem ich Sie, mit General Appert zu ihm schicke."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," versetzte ich. „Ich kenne Herrn Thiers und habe die Ehre, von ihm gekannt zu sein. Er weiß, daß ich nicht unüberlegt spreche und wenn er wirklich — was mich auf's Höchste überrascht — nicht von den Zuständen in Paris unterrichtet sein sollte, kann er einen Expreßboten hinschicken, der ihm die Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen eben mitgetheilt, bestätigen wird."

Von der Place d'Armes bis zur Präfektur der Seine-et-Oise, wo Herr Thiers residirte, war ein Weg von zehn Minuten. Es mochte etwa halb zwölf oder Mitternacht sein, als wir bei dem Chef der Exekutivgewalt anlangten.

Früher war ich sehr gut bei ihm angeschrieben gewesen und hatte die Ehre, von ihm unter die am

wenigsten „aufschneiderischen“ Journalisten gerechnet zu werden; kürzlich aber war ich sehr in der Achtung des Herrn Thiers gesunken. Eines Tages, als er in meiner Gegenwart erklärte, daß man dem Kaiserreich alle Mittel an Truppen wie an Geld verweigern müsse, um den Gegnern des Auslandes Stand zu halten, hatte ich mir eine ziemlich scharfe Antwort erlaubt und das hatte ihn verschnupft. Ich machte mir daher jetzt keine Illusionen über einen freundschaftlichen Empfang, fürchtete aber doch nicht, als Eindringling behandelt zu werden. General Appert erklärte in zwei Worten, daß — da Herr Bruat von mir gehört, Paris befände sich in den Händen einer furchtbaren Insurrektion, der schon zwei Generäle zum Opfer gefallen seien — er es in Anbetracht dieser geradezu ungeheuerlichen Ereignisse für seine Pflicht gehalten habe, mich nach der Präfektur zu schicken, damit ich selbst Herrn Thiers Bericht erstatten könne.

Dieser schien durchaus nicht erstaunt, sondern wandte sich — als ob die erwähnten Vorfälle gerade den Gesprächsstoff zwischen ihm und seiner Umgebung gebildet hätten — mit den Worten zu mir:

„Daß die Generäle Lecomte und Clément Thomas füsilirt worden, ist nicht wahr. Die Herren Langlois und Lockroy, die mich soeben verlassen haben, versicherten, dafür einstehen zu können, daß sich beide Generäle am Leben befinden.“

„Und ich gebe Ihnen die Versicherung, Herr

Thiers, daß beide heute früh erschossen wurden. Vor noch nicht ganz drei Stunden hörte ich in Paris im Tabaksdebit der Place du Nouvel Opéra, wie ein Soldat sich rühmte, diese Hinrichtung vollstrecken geholfen zu haben."

„Aber," entgegnete Thiers, der offenbar die Wahrheit kannte und nur Zeit gewinnen wollte, ehe seine Umgebung davon erfuhr, „wie gelangten diese Vorgänge zu Ihrer Kenntniß?"

„Ich wohne in dem Viertel und hörte um sechs Uhr Abends durch Augenzeugen davon."

„Ach! Wenn Sie nicht dabei gewesen sind, läuft die ganze Geschichte auf ein Gerücht heraus," wandte Herr Barthélemy St. Hilaire ein.

Diesem alten Peripatetiker hochachtungsvoll zu begegnen, war mir nicht möglich, ich erwiderte daher kurz:

„Nein, dabei gewesen bin ich nicht, aber wenn ich dabei gewesen wäre, würde ich mich höchst wahrscheinlich entweder unter den Insurgenten befunden, oder mich mit Aufbietung aller Kräfte, diesem zwiefachen Meuchelmord widersetzt haben und in beiden Fällen würden Sie mich nicht hier sehen."

„Sie kommen von Paris," nahm Herr Thiers, etwas beschämt über die Naivetät seines Generalsekretärs, wieder das Wort: „Mit welchem Zuge? Was haben Sie gesehen? Was wissen Sie mehr?"

Er ließ sich nun ausführlich und ohne die ge-

ringsten Zeichen von Ungeduld erzählen, was ich erlebt und erfahren hatte. Vieles war ihm immer noch nicht genau genug, aber ich war natürlich nicht im Stande, ihm mehr mitzutheilen, als ich selber wußte. So fragte er mich z. B., warum die gute Nationalgarde nicht auf seinen Appell geantwortet hätte? Und er schien erstaunt, als ich ihm erzählte, daß die gute Nationalgarde so in der schlechten untergegangen sei, daß das Verhältniß sich wie 1:10 stellte. Auch von dem Bunde und dem Central-Ausschuß wußte er nichts. Offenbar hatten die Minister, die er unter den Mitgliedern der Regierung der Défense nationale gewählt, ihm die Wahrheit verborgen und sich wohl gehütet, ihm ihre Unvorsichtigkeiten einzugestehen. Als ich ihm sagte, daß ich gegen vier Uhr, in der Rue de Rivoli, einer Brigade begegnet sei, die, nachdem sie den Bastillenplatz geräumt, auf drei Kolonnen durch die Straße St. Honoré und über die Quais den Rückzug antraten, erwiderte er mir freimüthig, daß die vier Divisionen der Armee des Generals Vinoy den Befehl erhalten hätten, sich bei der Ecole-Militaire zu sammeln, insgesammt Paris zu räumen und sich auf Versailles zurückzuziehen. Als ich bei dieser Erklärung förmlich versteinert dastand, fragte er heftig:

„Was hätte ich nach Ihrer Meinung denn thun sollen?"

„Ja," meinte Fräulein Dosne, näher herantretend, „sagen Sie, mein Herr, was hätten Sie gethan?"

Da ich den Frauen stets die größte Hochachtung erwiesen habe, blieb ich die Antwort schuldig. Nun ließ sich Thiers mit der gewohnten Weitschweifigkeit los, indem er mir, oder vielmehr der Gruppe, die sich um ihn geschaart, erklärte, daß die Pariser Vertrauen zu ihm hätten haben sollen, daß er glaube, genug öffentliche Beweise seiner Liebe zur Freiheit gegeben zu haben (ich hatte schon auf den Lippen: Beweis, die Septembergesetze und das Gesetz vom 31. Mai 1850), aber er könne doch nicht zugeben, daß die einzige Armee, die der Friedensvertrag ihm an den Ufern der Seine zu halten gestatte, sich in einem Pariser Aufstande kompromittire. Unter den Augen der Nationalversammlung werde sie sich wieder erholen, sich stärken und vermehren und die Umsturzarmee bald zu Paaren treiben.

In dieser Begeisterung der herrschenden Macht, die seine Seele erfüllte, wurde der kleine Mann wirklich schön. Herr Thiers hat in seinen Adern Jakobinerblut; er ist — politisch gesprochen — als Jakobiner geboren und gestorben; auf ganz jakobinische Weise hat er Frankreich im Jahre 1871 den Communards entrissen. Beklagen wir uns also nicht zu sehr. Es war zu der Zeit niemand Andres da, der diese Arbeit übernommen hätte. Er hätte sie vielleicht milder handhaben und zu besserem Ende führen können, aber er war eben Jakobiner und — Humanität hat nie in seiner Seele Platz gehabt. Ich habe Herrn Thiers auf der Rednerbühne oft ganz nahe gesehen, aber

nur ein einziges Mal habe ich ihn ebenso groß, so erhaben, so beredt gefunden, wie jetzt. Das war an dem Tage, als er die Abgeordneten von Paris fragte, ob einer von ihnen, mit seinem Ehrenwort dafür bürgen könne und wolle, daß die Mitglieder des Central-Ausschusses und ihre Hintermänner, sich mit den Privilegien zufrieden erklären würden, die sie, die Abgeordneten von Paris, für Paris forderten. Das hieß so viel wie: „Eure Wähler stehen nicht hinter Euch — Ihr steht hinter Euren Wählern."

Bei allen anderen Gelegenheiten habe ich Herrn Thiers unbedeutend gefunden, weil er dann für sich selbst sprach, für seine Macht, seine vielgeliebte Macht, während sich in den beiden Fällen, an die ich hier erinnere, seine Liebe zur Herrschaft mit dem Interesse des Landes verschmolz, und das verlieh seinem richtigen Urtheil und seinem herrschsüchtigen Egoismus, diese ungeahnte Kraft, diesen großen Adel.

Jemand, ich weiß nicht wer, machte die Bemerkung, daß, wenn der Central-Ausschuß klug und flink sei, er mit den verbündeten Bataillonen zu gleicher Zeit wie das Heer des Generals Vinoy, in Versailles eintreffen werde.

„Das ist unmöglich," rief Herr Thiers mit seinem dünnen Stimmchen, zornig mit dem Fuß stampfend.

„Wenn — während General Vinoy über die Quais und die Sèvres-Brücke nach Versailles marschirt — sie die Idee hätten, die Straße von Cour-

bevoie einzuschlagen, können sie morgen früh hier sein," ließ sich dieselbe Stimme von Neuem vernehmen.

Der General machte eine zustimmende Bewegung. Thiers zog ihn in eine Fensternische und sprach lange auf ihn ein. Die Gruppe löste sich auf; ich stand allein in der Mitte der Gallerie. Als der Chef der Exekutivgewalt mich, nachdem er seine Vorschriften ertheilt, bemerkte, machte er eine ungeduldige Geste, die ich mir so deutete: „Wird der Mensch etwa noch lange dableiben?"

Da ich vollkommen verstanden hatte, sagte ich mit tiefer Verbeugung:

„Ich bin als Kriegsgefangener hier; der General hat Ihnen nicht gemeldet, daß Herr Kapitän Bruat . . . ."

Der General hatte mich in der That wie einen Gast, nicht wie einen Staatsgefangenen, eingeführt. Mit zwei Worten gab er Herrn Thiers Aufklärung. Dieser sagte mir, ohne ein Wort des Dankes, mit stolzer Miene:

„Sie sind frei!"

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, wohnte ich auf der Place d'Armes dem Einzug der künftigen Versailler Armee bei. Sie defilirte mit ziemlicher Ordnung, aber düster und niedergeschlagen, durch die Straßen, um die Kasernen und die Baracken von Satory zu erreichen. Es that einem weh, diese

armen, in der Provinz ausgehobenen Soldaten der Marschregimenter zu sehen, so jung, so schlecht ausgerüstet und so wenig einexercirt waren sie. Die Division Faron, aus dem 35. und 42. (alte Regimenter) und einigen Marschbataillonen gebildet, die die Belagerung von Paris tapfer ausgehalten hatten, sah, außer der Gendarmerie, noch einigermaßen militärisch aus. Vierzehn Tage später hatten diese jungen Kerle, gestärkt, gut einexercirt, gut genährt und gekleidet, wieder frischen Muth gefaßt; andere Regimenter stießen zu ihnen, und wenn diese Verschmelzung auch nicht „eins der schönsten Heere Frankreichs" bildete, wie Herr Thiers später unpolitischer und ungeschickter Weise behauptete, so rettete es doch die Gesellschaft und gab Frankreich am 21. Mai die Hauptstadt zurück, von der es seit dem 18. September 1870 getrennt gewesen war.

Zum Schluß dieser Episode muß ich noch erwähnen, daß Herr Thiers diese Nacht vom 18. auf den 19. März in einer furchtbaren Angst zubrachte. Er behielt alle höheren Offiziere und Generäle, die sich im Präfekturgebäude vorstellten, dort; ja, die böse Welt sagte, daß zwei der Tapfersten unter den Tapfern, die aus der deutschen Gefangenschaft heimgekehrt waren, vor der Thür seines Schlafzimmers die Nacht verbringen mußten.

Ich könnte zu diesem Bericht noch viel hinzufügen, aber nichts davon streichen.

Ich erwähne nur noch kurz, daß ich vor etwa

acht Tagen den General Appert gesprochen habe und daß er mir, was er schon früher gethan, bestätigt, daß mein Referat genau der Wahrheit entspricht.

Machen Sie damit, was Ihnen gut dünkt und erlauben Sie mir, mich zu zeichnen als Ihr

ganz ergebener Kollege

Jules Richard."

Fünftes Kapitel.

## Das verlassene Paris.

Die erste Million. — Die Commune und die Bank von Frankreich. — Eine Medaille. — Die Gegner der Commune. — Eine friedliche Proklamation. — Empfang mit Schüssen. — Bericht eines der Opfer. — Die Herren Gaston Jollivet und Charles Bocher.

So steht Paris denn ohne Regierung da. Der Central-Ausschuß der Nationalgarde fängt seine Herrschaft mit zwei Proklamationen an, von denen eine die Wahlen für die Commune auf Mittwoch den 22. März festsetzt und die sich alle beide durch den bombastischen Stil auszeichnen, der für diese traurige Periode des Krieges und der Commune charakteristisch ist. Ich verschone meine Leser damit, denn ich schreibe ja keine detaillirte Geschichte des Aufstandes vom achtzehnten März.

Dann, nach Erlaß dieser Proklamationen, theilt der Centralausschuß, inmitten dieser fieberhaft erregten Stadt, deren Straßen von bewaffneten Bürgern, die der künf-

tigen Commune zujauchzen, wimmeln, die Ministerien unter sich — gerade so, wie es die Männer vom vierten September gemacht — und richten sich im Stadthaus häuslich ein.

Um eine wirkliche Regierung zu sein, fehlte nur eine Kleinigkeit: Geld.

Am 20. März fangen die Leiter der Bewegung an, sich ernstlich beunruhigt zu fühlen. Es war gar kein Geld da. Und wenn das Geld der Nerv des Krieges ist, so ist es das Blut und Fleisch der Revolution. Die Herren kratzten sich hinter den Ohren: Was war zu thun, um sich die nöthigen Baarmittel zu verschaffen?

Eudes bot sich an, muthig nach der Bank von Frankreich zu gehen, um Geld zu holen.

„Wie! Sie wollen dorthin gehen? So nehmen Sie wenigstens ein Bataillon mit."

„Nein, wenn ich hingehe, gehe ich allein."

Villoray, ein Mitglied des Central-Ausschusses, sagte sofort:

„Ich will Sie begleiten."

„Gut!" versetzte Eudes, und beide machten sich auf den Weg.

Vor der Bank angekommen, klopften die Herren an das Hauptportal, das erst beim dritten Klopfen ein klein wenig geöffnet wurde. Eine Stimme fragte:

„Wer sind Sie? Und was wünschen Sie?"

„Wir sind Abgesandte des Central-Ausschusses und wünschen den Direktor zu sprechen."

„Sind Sie allein?"

„Ja."

„Dann bitte einzutreten."

Die beiden Herren traten nun durch den engen Spalt ein, worauf das Portal sogleich wieder zufiel. Sie befanden sich in dem inneren Hof, wo die sämmtlichen Bankbeamten, zum großen Theil alte tapfere Militärs, die sich während der Belagerung zu Bataillonen organisirt hatten, um ihre zu Pyramiden zusammengestellten Gewehre herummarschirten.

Es war 5 Uhr Abends. Nachdem sie in das Gebäude rechts, das auf die Straße der Bons Enfants mündet, eingetreten waren, wurden sie in das Kabinet des Marquis von Ploeuc eingeführt, der sich erhob, um sie zu begrüßen und dann auf zwei Sessel deutete, auf denen sie Platz nahmen.

General Eudes hat mir die Anekdote, die ich hier wiedergebe, ausführlich erzählt; er schildert den Marquis von Ploeuc als einen kleinen alten Mann, eine Art zweiter Auflage des Herrn Thiers. Er schien ihnen lebhaft, höflich und ungewöhnlich intelligent.

Nach dem ersten Austausch der üblichen Höflichkeitsphrasen fragte der Marquis:

„Was steht zu Ihren Diensten, meine Herren?"

„Wir sind vom Central-Ausschuß, der sich in dringender Geldverlegenheit befindet, hergesandt, um Sie um eine Zahlung zu ersuchen."

„Ah! Sie kommen vom Central-Ausschuß? Und Sie brauchen Geld? Das wundert mich nicht; ja, ich muß gestehen, ich war schon auf Ihren Besuch gefaßt."

„Wie? Sie waren auf unseren Besuch gefaßt, Herr Marquis?"

„Gewiß. Man kann doch nicht ohne Geld regieren! Das weiß Niemand besser als ich, der ich den Sold der Nationalgarde seit dem 4. September bezahle. Ich habe Ihre Publikationen gelesen, sie sind gar nicht übel, und dann habe ich eine Vorliebe für die jungen Kräfte; übrigens wird Ihre Regierung gerade so viel leisten wie die, an deren Stelle sie getreten ist. Brauchen Sie viel Geld?"

„O ja, Herr Direktor, mit wenig ist uns nicht gedient."

„Wir wollen einmal sehen! Ich kenne Ihre Bedürfnisse. Sie brauchen .... Sie brauchen .... für die ersten Tage .... sagen wir .... 600,000 Franken."

„Ja, für die ersten Tage wird das wohl genügen."

„Wenn's nicht reicht, machen wir die Million lieber gleich voll. Mit einer Million müssen Sie für's Erste im Stande sein, Ordnung in Ihre Angelegenheiten zu bringen. Hm! Wir wollen den Betrag sofort erheben. Ich werde klingeln und die Anordnung treffen, daß man Ihnen augenblicklich eine Million aushändigt."

Hierauf erklärte Eudes, daß er den Auftrag habe, um Geld zu bitten, sich aber nicht für befugt halte, eine so große Summe gleich mitzunehmen. Er wolle den Delegirten der Finanzen benachrichtigen, damit dieser die erste Zahlung in Empfang nehmen könne.

„Sehr schön! Holen Sie den Finanzdelegirten; ich

werde unterdessen die Million aufzählen lassen, so daß Sie, bei Ihrer Rückkehr, alles bereit finden werden."

Die Herren standen auf, um sich zu verabschieden und nun wandte sich das Gespräch der Bewachung der Bank zu. Eudes machte den Vorschlag, ein Bataillon Bundestruppen zum Schutz herzubeordern.

„Nein," versetzte Herr von Ploeuc, „das halte ich nicht für nöthig. Sie haben sicher bemerkt, daß wir hier gar nicht übel beschützt sind; auch haben wir unsere kleinen Angewohnheiten. Warum also eine Sache ändern, die ganz gut geht? Wenn der Central-Ausschuß verlangt, daß wir hier eines seiner Bataillone stationiren sollen, so werden wir es selbstverständlich thun, aber was wird dadurch gewonnen? Ich wiederhole Ihnen, wir sind keine so kleinen Kinder, daß wir unsere Angelegenheiten nicht selbst in Acht nehmen könnten. Wozu die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen uns bestehen müssen, dadurch stören?"

Die Herren trennten sich. Eudes und Billoray warfen sich in eine gerade vorüberfahrende Droschke und ließen sich nach dem Finanzministerium, Rue de Rivoli, fahren, wo sich Jourde und Varlin befanden.

Als die beiden Mitglieder des Finanzausschusses den Verlauf der Verhandlungen gehört hatten, konnten sie — wie ein paar echte große Kinder — ihre Freude und ihr Staunen nicht zurückhalten. Sie sahen sich lachend an und dann, wie aus einem Impuls, standen alle vier auf und umarmten sich unter dem Ausruf: ‚Ça va! ça va!"

Hierauf erzählte Eudes, daß er dem Marquis von Ploeuc ein Bataillon Bundestruppen angeboten habe.

„Das war nicht klug von Dir," sagte Jourde. „Nur nichts auf's Spiel setzen, es geht ja alles vortrefflich. Was könnten wir denn noch mehr wünschen?"

Rückkehr nach der Bank. Die Million lag aufgezählt da und wurde in die unten haltende Droschke gebracht.

Als die Herren die Bank verließen, war es kaum 6 Uhr. Die Geschäfte hatten sich in der That überraschend glatt abgewickelt; sie nahmen 800,000 Franken in Papier und 200,000 in Silber und Gold mit, die in Beuteln verwahrt waren, welche sich die Bank diesmal — ganz gegen ihre Gewohnheit — nicht hatte bezahlen lassen.

Der Marquis von Ploeuc hatte sich die Mitglieder des Central-Ausschusses durch seine Gutmüthigkeit, seine Heiterkeit und sein gemüthliches Wesen zu Freunden gemacht. Er schoß der Commune während der zwei Monate, die dieselbe existirte, ungefähr 20 Millionen vor. Immer denselben jovialen Ton anschlagend, wie bei seiner ersten Zusammenkunft mit Eudes, wies er doch hartnäckig den ihm angebotenen Schutz der Bundestruppen, als überflüssig zurück, und wirklich wurde kein Bataillon nach der Bank beordert.

Nachdem die Commune aufgehört hatte, ließ die Bank von Frankreich eine Medaille schlagen, die ihren Vertheidigern zum Andenken verliehen wurde.

Diese kleine Genugthuung wünschte der Marquis

von Ploeuc seinen Beamten zu geben, deren Verdienst er übertrieb, um sich selbst dadurch zu erhöhen. Die Wahrheit ist, daß die Angestellten der Bank von Frankreich nichts zu vertheidigen nöthig hatten. Wäre die Commune aus Dieben und Räubern zusammengesetzt gewesen; hätte dieselbe ernstlich die Bank angreifen und ihr ihre Schätze rauben wollen, so würde keiner der Braven, die im inneren Hofe (sehr platonisch) auf die Wache zogen, mit dem Leben davon gekommen sein. Das Bankgebäude selbst ist nie bedroht worden; aber ich will das Verdienst des Marquis von Ploeuc nicht schmälern, der mit vielem Takt die rechte Haltung anzunehmen wußte, die — ich wiederhole das Wort noch einmal — so großen Kindern gegenüber, welche baten, als sie in der Lage waren zu nehmen, die passendste war.

Ich ließ mir die Medaille von den Beamten zeigen und machte dabei eine Entdeckung, die mir interessant genug scheint, um sie hier wiederzugeben. Ist's nicht wirklich hochinteressant, ja merkwürdig, daß diese Medaille, welche lange Zeit nach dem Sturz des Kaiserreichs, nach dem Zusammenbruch der Regierungen vom 4. September und der Commune, geprägt wurde, den kaiserlichen Aar, mit der Krone der Cäsaren auf dem Haupte darstellt! Zu welchem Zweck? In wessen Interesse verfuhr man so? Mögen Andere eine Erklärung dafür suchen!

War Paris nun ganz erobert?

Nein, nicht ganz. Es gab Laue, ja sogar Gegner.

Die Lauen gingen aus den Radikalen von gestern hervor, unter ihnen befanden sich fast sämmtliche Maires der verschiedenen Arrondissements, welche durch das Wechselspiel der Ereignisse zu einer Art linken Centrums geworden waren.

Die moralische Insurrektion gegen die reaktionäre Nationalversammlung mißfiel ihnen noch nicht; aber die thatsächliche Insurrektion gegen die Regierung ging ihnen denn doch über den Spaß. Sie thaten, was die linken Centren immer thun, sie gaben allen Unrecht, um es mit keinem zu verderben. Sie verfaßten Proklamationen, unter denen sich die Namen der Floquet,*) der Lockroy, kurz aller Derer breit machten, die die heutige Regierung bilden; in diesen Proklamationen erklärten sie, daß Paris ein Recht auf die communale Freiheit, auf die Ernennung der Offiziere der Nationalgarde, den kommandirenden General mit inbegriffen, hätte, und daß man diese Wohlthaten von der Regierung auf andere Weise erlangen müsse, als durch Flintenschüsse.

Das einzige Resultat, was diese Lauen erreichten — und sie verdienten nichts Besseres — war, daß sie in den Augen der Communards, wie der Versailler, für Verräther galten, zu welcher Ansicht beide gleich berechtigt waren.

Und die Gegner?

---

*) Am 14. Februar d. J. auch schon wieder gestürzt.
Anm. d. Uebers.

Die Gegner waren die Konservativen. Als Konservative waren sie höchst achtungswerth, als Gegner aber sehr verächtlich.

Die Konservativen hatten ein Hauptquartier in der Mairie des zweiten Arrondissements; bald hatten sie auch einen General, den Admiral Saisset.

Dieser Admiral wurde in einer Straße erkannt und ihm von den Vorübergehenden feurige Hochs gebracht. Das erfuhr Herr Thiers, der ihn sofort zum kommandirenden General der Nationalarmee von Paris ernannte. Er wies ihm das Grand-Hôtel zur Wohnung an und da er weder einen Stab noch Truppen hatte, da er außerdem durch den Verlust seines im Kriege gefallenen Sohnes tief gebeugt war, so leistete er in den zwei bis drei Tagen, die sein Kommando dauerte, was er leisten sollte, nämlich — nichts!

Dienstag den 21. März bot sich in Paris ein seltsames Schauspiel dar: Ein Trupp Konservativer hinter einer Fahne hermarschirend, auf der die Worte standen: „Liga der Freunde der Ordnung. Es lebe die Republik!"

Diese öffentliche Kundgebung bewegte sich durch die Straße Drouot, und die Theilnehmer daran gaben sich für den folgenden Tag ein Rendezvous gegenüber der Oper, um auf dem Vendômeplatz, wo sich der Generalstab der Nationalgarde befand, gleichfalls für diese Kundgebung Propaganda zu machen.

Als sie über den Boulevard zog, sah ich sie vom

Perron bei Tortoni aus, wo ich ruhig eine Friedenspfeife rauchte, und da die Leute, die an mir vorüberdefilirten, mir zum großen Theil derselben socialen Stellung anzugehören schienen, wie ich, so schloß ich mich ihnen aus Neugierde an.

Als man die Zusammenkunft für den nächsten Tag verabredete, sagte ich zu meinen Nachbarn: „Bravo! Vortrefflich! Man wird wohl seine Gewehre und die Taschen voll Patronen mitbringen, nicht wahr?"

„Nein, nein!" erwiderte man mir von allen Seiten. „Keine Gewehre! Eine friedliche Demonstration wird viel mehr imponiren."

Schüchtern wandte ich ein: „Aber die Anderen werden Waffen haben!"

„Eben, gerade deshalb!"

„Und wenn sie auf uns schießen?"

Ein dicker Krämer, den ich noch heute vor mir sehe und der es verdient hätte, am folgenden Tage die Erde in der Friedensstraße zu küssen, versetzte in peremptorischem Tone:

„Mein Herr, das werden sie nimmer wagen!"

Ich zündete mir eine neue Cigarre an und kehrte nach Hause zurück, bei mir denkend:

„Was für brave Leute, aber wie blödsinnig!"

Der französische Konservative ist von der Mutter Natur eigenthümlich bedacht worden, sie hat ihm die Fähigkeit zu *wollen* mitgegeben, aber die, das Ge-

wollte auch auszuführen, versagt. Das Centrum des Verstandes — das Gehirn — ist hinreichend vorhanden, aber ihm fehlt das Rückenmark, das Centrum der Bewegung.

Da ich in etwas den Handwerkern gleiche, die sich, ehe sie auf Arbeit gehen, mit ihrem Handwerkszeug versehen und die ihrem Arbeitgeber ins Gesicht lachen würden, wenn es ihm einfiele, ihnen zu befehlen, ihren Hobel zu Hause zu lassen, begnügte ich mich damit, am folgenden Tage die Kundgebung auf dem Vendômeplatz, sich bilden und vorüberziehen zu sehen.

Es ist daher nur gerecht, wenn ich zwei bei diesem Drama mitwirkenden Schauspielern die Ehre lasse, es vorzutragen.

Mein Kamerad Jollivet schreibt mir darüber:

„Lieber Freund!

Sie haben den Wunsch geäußert, meine Eindrücke vom 22. März 1871 kennen zu lernen. Wenn ich Ihnen dieselben auch ein bischen konfus und ungeordnet übermittle, so sind sie doch authentisch, denn sie sind treu und unverrückbar meinen Erinnerungen eingegraben.

Ich beginne damit Ihnen zu erzählen, daß ich für mein Theil, zu der friedlichen Kundgebung sehr wenig friedliche Gesinnungen mitbrachte.

Meiner bescheidenen Ansicht nach, hielt ich es nicht für angezeigt, mit den Bundestruppen zu parlamentiren, sondern — nach der üblichen Ansprache —

schien es mir das einzig Richtige, auf sie zu feuern, falls unsere Schaar nicht zu sehr in der Minderzahl war. So erkühnte ich mich denn auch, den braven Leuten, die sich nach dem Vendômeplatz begaben, zuzurufen: „Wir wollen noch einmal nach Hause gehen, unsere Gewehre holen, zu festgesetzter Stunde uns in der Gegend der Oper in großen Massen sammeln und dann vorwärts nach der Friedensstraße!" Wahrscheinlich hat der gütige Himmel mir die Gabe der Beredsamkeit versagt, denn ich gewann Niemand für meine Idee. Die Majorität der Bürger, die ich anredete, glaubte fest an das gute Herz Derer, die bald darauf den Erzbischof füsilirten. Ohne Waffen stellten sie sich den auf dem Vendômeplatz aufmarschirten Bataillonen gegenüber und — das Uebrige ist Ihnen bekannt.

Ich folgte den Manifestanten mit einigen Freunden, die, gleich mir, sich bis zuletzt der Hoffnung hingaben, daß die „Freunde der Ordnung" endlich doch von Worten zu Thätlichkeiten übergehen würden. Allmählich drängte ich mich aus Neugierde bis in die vorderste Reihe vor, so daß ich den Vordermännern der Bundestruppen Auge in Auge gegenüberstand.

So hörte ich den großmüthigen Aufruf zur Versöhnung und zum Frieden, der an Letztere gerichtet wurde. Keiner der Manifestanten, ich versichere Sie, wenigstens keiner von denen, die in meiner Nähe standen, hat eine herausfordernde Sprache geführt. Ihre Verwarnung war oft in leidenschaftliche Worte

gekleidet, enthielt aber nichts Beleidigendes. Was nun die Interpellirten betrifft, die ich mir einzeln, einen nach dem andern betrachtete (und ich wiederhole es, meine Erinnerungen sind vollständig zuverlässig), so verriethen ihre verzerrten Züge, die stieren Blicke, die Schlaffheit, mit der sie sich auf ihre Gewehre stützten, daß sie den Rausch vom Tage vorher noch nicht ausgeschlafen hatten. Sie sahen lange nicht so wild aus, wie ich gedacht, dafür aber desto verthierter. Ich gehe jede Wette ein, daß die Kerle — wenigstens die aus der vordersten Reihe — wenn man sie sich selbst überlassen hätte, nicht auf die „Freunde der Ordnung“ geschossen haben würden. Auch kamen die ersten Schüsse über ihre Köpfe hinweg, aus den hinteren Reihen, die nicht in direkte Berührung mit der friedlichen Manifestation gekommen waren.

Nach diesen ersten Eröffnungen der Feindseligkeiten, machte ich es — da ich nicht wünschte, Gefangener der Commune zu werden — wie alle Anderen, das heißt: ich nahm meine Beine in die Hände, aber erhielt doch noch aus nächster Nähe eine Kugel in den Arm.

Andere pfiffen mir um den Kopf, die Lage wurde kritisch. Zum Glück fiel mir, mit der Plötzlichkeit, die den Eingebungen in höchster seelischer Erregung eigen zu sein pflegt, eine Aeußerung ein, die Herr Ranc zur Zeit des Kaiserreichs zu mir machte: „Wenn ich,“

so sagte der berühmte Verschwörer, „bei einem Volksaufstand betroffen werde und man auf mich schießt, so flüchte ich mich stets auf die Mittelstraße; denn wenn man dicht an den Häusern hineilt, dient man den Soldaten zu leicht zur Zielscheibe.“

Setzen Sie an Stelle des Wortes „Soldaten“ „Communards“ und die gute Lehre war Punkt für Punkt zu beherzigen; wie richtig sie war, lernte ich gleich an mir kennen. Keine der mir nachgesandten Kugeln traf mich, während ich in vollem Lauf viele Unglückliche rechts und links stürzen sah, um nie mehr aufzustehen; sie hatten sich dicht an den Mauern entlang geschlichen oder, was noch unkluger war, sich gegen die Thorbogen der Häuser gedrückt, die von den von rasender Furcht befangenen Concierges unerbittlich geschlossen gehalten wurden.

Da Sie meine eigensten Gedanken über jenen unheilvollen Tag zu wissen wünschen, so sage ich Ihnen kurz, daß die Communards sehr recht hatten, auf mich zu schießen, denn sie kamen nur meinem glühenden Wunsche, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, zuvor; aber Sie werden mir zugeben, daß das keine Entschuldigung dafür ist, daß sie so viele Andere erschossen, die — ich wiederhole es — von den edelsten, wenn auch merkwürdig optimistischen Gefühlen beseelt, die Ruchlosigkeit eines Bürgerkrieges, im Angesicht der Preußen, durch ihre dringenden Ermahnungen zu beschwören hofften.

Gestatten Sie mir hinzuzufügen, daß ich seit jener Zeit häufig Gelegenheit hatte, über den 22. März und die Chancen zu sprechen, die die Sache der „Freunde der Ordnung" gehabt, wenn sie wenigstens durch etwa tausend entschlossene Gewehre unterstützt worden wäre. Gott weiß, daß man weit mehr hätte auftreiben können! Alle Welt ist mit mir der Ueberzeugung, daß die Konservativen damals eine schöne Gelegenheit zur Verständigung verloren haben. Ihre Manifestation war eine ganz unnützerweise heroische. Wieviel mehr würde sie vom praktischen Gesichtspunkt aus gewonnen haben, wenn sie sich zu einer Schilderhebung aufgeschwungen hätte! Und wie rasch wäre man, mittels einiger Schüsse, dieses alkoholisirten Bataillons Herr geworden! Dann wäre es ein Kinderspiel gewesen, vom Vendômeplatz aus, durch die Rue de Rivoli das Stadthaus zu erreichen und seinen Vertheidigern, die während der Nacht die Vorräthe an Branntwein und Absinth bei den benachbarten Weinhändlern gewiß nicht geschont hatten, in die Flanke zu fallen. Mit diesem doppelten Siege würden die Angreifer nur noch den Montmartre und seine Kanonen vor sich gehabt haben. Man wäre also gerade so weit gewesen, wie am Abend vor der Insurrektion, nur mit weniger Verwirrung und mehr Selbstvertrauen. Wieviel Trauer wäre auf diese Weise, bis zu der blutigen Woche (dieselbe mit einbegriffen), erspart worden, wenn die Illusionen und das mangelnde Verständniß der Konservativen aus

dem 22. März nicht ein trauriges Pendant zu dem Tage der Enttäuschungen*) geschaffen hätten!

Ihr ergebenster

Gaston Jollivet."

Des Weiteren gebe ich hier ein Schreiben meines Freundes Charles Bocher wieder:

„Mein lieber Freund!

Sie haben mich gebeten, Ihnen meine Erinnerungen aus der scheußlichen Zeit der Communeherrschaft mitzutheilen. Ich beeile mich, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Auch ich war, wie Sie, von der Widerstandspartei zu der Kundgebung auf dem Vendômeplatz aufgerufen. Bevor ich mich zu dem Appell begab, wollte ich — um mich militärisch auszudrücken — eine Recognoscirung anstellen.

Der ganze Platz war von bewaffneten Banden eingenommen und sehr gut bewacht; ich wollte ihn passiren und bediente mich dazu einer Kriegslist, indem ich zu einem daselbst wohnenden Freunde, der gar nicht in Paris war, zu müssen vorgab.

Man läßt mich unter Bedeckung von zwei Communards, die mich verhaften sollten, sobald sich meine

*) La Journée des Dupes, der Tag, an dem Kardinal Richelieu, den man für in Ungnade gefallen hielt, trotz aller gegen ihn angezettelten Verschwörungen seinen Einfluß auf Ludwig XIII. wieder gewann. Anm. d. Uebers.

Aussage nicht bewahrheitete, passiren. Auf diese Weise wurde es mir möglich, über ihre Vertheidigungsmittel in's Klare zu kommen. Dieselben waren sehr gut getroffen. Eine ganze Kompagnie, in drei Reihen, Gewehr bei Fuß, war am Eingang zur Rue de la Paix aufgestellt; sie bereitete sich vor, jede, auch die friedlichste Manifestation, mit Gewalt zurückzuschlagen.

Nachdem meine beiden Wächter mich bis hinter ihre Linien geleitet, begab ich mich auf den Opernplatz, wo sich eine große Menge von Vertretern der Ordnung zusammengefunden hatten.

Unsere Freunde St. Vallier, de Pène, Rudolf Hottinger waren höchst angeregt. Ich theilte ihnen das Resultat meiner Recognoscirung und meine Befürchtungen mit.

„Wir haben keine Waffen," sagte ich, „und das geringste, was uns widerfahren kann, ist, daß man uns mit gefälltem Bajonett empfängt."

Aber sie wollten davon nichts hören; sie waren im höchsten Grade aufgeregt und rissen unsere Anhänger mit; die Trikolore, von einem riesenhaften Neger getragen, voran, zogen sie den Bundestruppen entgegen.

Vor der Kompagnie, von der ich Ihnen gesagt, angelangt, wurden sie zuerst mit blanker Waffe zurückgestoßen, und als sie die erste Vertheidigungslinie zu durchbrechen suchten, gab man Feuer auf sie.

Eine Panik entstand. Die Unverletzten flüch-

teten nach allen Richtungen, schrien: „Zu den Waffen!“ und „Man mordet uns!“ aber dieser Ruf blieb ungehört und die Partei der „Freunde der Ordnung“ ward nach diesem Gewaltakt in Paris nicht mehr gesehen.

Unser muthiger Freund de Pène und der tapfere Rudolf Hottinger, der mehr als jeder Andere bei diesem gefährlichen Abenteuer zu verlieren hatte, befanden sich unter der Zahl der Schwerverwundeten.

Die lebhafteste Sympathie und zahlreiche Beweise der Hochachtung, die ihnen während ihrer Krankheit zu Theil wurden, waren der Lohn für ihre schöne Haltung.

Wenn viele sich so benommen hätten wie sie, wäre Alles anders gekommen.

Unter den anderen Verwundeten entsinne ich mich noch des bekannten Namens Gaston Jollivet. Ein Marineoffizier in Uniform blieb todt, seinen Namen würden Sie gewiß im Ministerium der Rue Royale erfahren können.

Genehmigen Sie u. s. w.

Charles Bocher.“

Sechstes Kapitel.

## Soldaten und Geiseln.

Die Wahlen. — Wer wird anfangen? — Die ersten kriegerischen Bewegungen. — Sühneopfer eines Arztes. — Das Dekret betreffs der Geiseln. — Gefangennahme des Erzbischofs. — Bei Raoul Rigault. — Ein erzwungener Besuch bei der Commune.

Ich habe schon einmal erwähnt, daß man von mir keine Geschichte der Commune in chronologischer Reihenfolge erwarten darf; ich gebe nur Bemerkungen, Eindrücke, ja bisher ungedruckte Dokumente und Berichte über die hervorragendsten Ereignisse dieser Periode der einundsiebzig Tage wieder, die am 18. März mit dem Blut der beiden französischen Generäle ihren Anfang nahm und am 28. Mai, nachdem die französische Armee sich im Blute der Pariser Demokraten gebadet hatte, ihren Abschluß fand; dieses Blutbad wurde beleuchtet durch die in Brand gesteckten herrlichen Baudenkmäler, welche wie Fackeln ihr Licht über diese grandiose und fürchterliche Scene ausgossen.

Augenzeugen haben dem Leser bereits ihre Aussagen über den Meuchelmord der Generäle auf dem Montmartre und über die Manifestation in der Rue de la Paix abgegeben. Letztere fand Mittwoch, den 22. März, an dem Tage statt, der schon im voraus vom Central-Ausschuß für die Wahlen zur Commune festgesetzt war. Da die Wähler von Paris diesen Tag dazu benutzten, sich gegenseitig todt zu schießen, so hatten sie keine Zeit, ihre Stimmzettel abzugeben. Die Abstimmung mußte daher auf den folgenden Sonntag, den 26., verschoben werden.

Paris zählt ungefähr 435,000 Wahlmänner; etwa 60,000 davon gaben ihre Stimmen ab. Jedes der zwanzig Arrondissements ernannte eine gewisse Zahl von Mitgliedern der Commune, der Bevölkerungsziffer entsprechend, und die Commune setzte sich dann aus 94 Mitgliedern zusammen.

Es wäre zwecklos, die ganze Liste der Erwählten hier wiederzugeben. Alle Stände vereinigten sich in der Gruppe. Da waren Politiker aus dem Bürgerstande, wie Herr Méline, der gegenwärtige Präsident der Deputirtenkammer; Herr Tirard, gegenwärtig Minister; Ranc, Gambon, Marmottan, de Boutellier, Robinet u. s. w., welche bald wieder demissionirten. Ferner gab es in der Commune Arbeiter, Tagediebe, Künstler, ganz besonders viel Dummköpfe, ja auch einige brave Leute, die ernstlich an den guten Stern der Sache glaubten.

Sie Alle traten im Stadthaus zusammen, ganz wie

die Männer des vierten September, und theilten sich in die Ministerien — genau so wie die Männer des vierten September. Nur, während die Septembermänner einen Präsidenten auf Lebenszeit wählten, ernannten die Märzhelden ihren Präsidenten von Woche zu Woche. Und während die Septembermänner an die Spitze jeder Abtheilung der öffentlichen Verwaltung nur einen Vorsitzenden stellten, ernannten die Märzhelden mehrere, denn sie theilten sich in zehn Kommissionen.

Ihre erste Handlung war höchst unbillig, aber durchaus nicht dumm.

Sie bestand darin, daß sie den Parisern die Miethe für drei Quartale schenkten. Das war eine erfreuliche Gabe zum Regierungsantritt, die den Hausbesitzern aus den Taschen genommen wurde und die der Commune viele Anhänger zuführte.

Eine zweite Verordnung, die ungeheuer populär wurde, war die Abschaffung der Konskription. Sie wäre geradezu erhaben gewesen, ohne einen kleinen Paragraphen, der den Militärdienst in der Nationalgarde vom neunzehnten bis zum vierzigsten Jahre einführte.

Man kann nicht Alles für das Wohl des Volkes thun. Im Grunde bleibt die Last, die es auf seinen Schultern zu tragen hat, immer dieselbe — es wird ihr nur ein anderer Name gegeben.

Jahrhundertelang hat die arme Menschheit gegen die militärische Aushebung der Monarchie protestirt: man gab ihr zum Ersatz die Konskription der Republik

und des Kaiserreichs. Als es auch dagegen zu murren anfing, schaffte man die Konskription ab und führte den obligatorischen Militärdienst ein.

Dies tapfere Volk fand sein Loos unerträglich, als es in jedem Jahr dem Heere hunderttausend Mann stellen mußte. Durch sein vieles Klagen ist es jetzt dahin gekommen, etwa dreimalhunderttausend Mann stellen zu müssen und es findet das ganz in der Ordnung.

Es hatte unaufhörlich geschrien: Wir wollen keine Zehnten! keine Abgaben! keine Frohndienste mehr leisten!

Nun antwortete man ihm: Du hast recht. Fort mit den Zehnten, den Abgaben, den Frohndiensten! Wir geben dir dafür direkte Steuern! Und die direkten Steuern repräsentiren drei- bis viermal so viel wie die Zehnten und Abgaben.

Ebenso hatte es beständig geschrien: Wir wollen keine Ein- und Ausfuhrzölle mehr!

Du hast recht! hieß es auch diesmal. Keine Ein- und Ausfuhrzölle mehr! dafür aber indirekte Steuern! Und die indirekten Steuern repräsentiren das Fünf- bis Sechsfache der Ein- und Ausfuhrzölle.

Der joviale Mönch Gorenflot aß lieber ein junges Hühnchen als Karpfen; um nun seine Leckerhaftigkeit mit seinen religiösen Skrupeln in Einklang zu bringen, ließ er sich am Freitag einen fetten Kapaun serviren, den er feierlich also anredete: Ich taufe dich „Karpfen".

Die Regierungen haben alle das umgekehrte Verfahren eingeschlagen. Sie setzen den Leuten, die junges

Huhn haben möchten, Karpfen vor und sagen zu dem Fisch: Wir taufen dich „Hühnchen". Und das Merkwürdigste dabei ist, daß die Mehrzahl der Steuerpflichtigen sich durch die feierlichen Worte täuschen läßt.

Die Commune benahm sich also wie eine wirkliche Regierung. Sie dekretirte, daß jeder, der mit den Behörden in Versailles unterhandeln würde, für einen Verräther angesehen und als solcher behandelt werden sollte. Eine kleine Zahl von kühnen, verwegenen Männern hätte am liebsten gleich nach ihrer Bestallung alles, was es an kampffähigen Kräften gab, zusammengerafft und sich auf Versailles geworfen.

Hätte man auf sie gehört, so würden Thiers und die Nationalversammlung bald gezwungen worden sein, sich weiter rückwärts zu concentriren, denn in der ersten Zeit waren die in Versailles zusammengezogenen Truppen vollständig unzulänglich. Aus verschiedenen Gründen hörte Niemand auf die Rathschläge dieser kriegslustigen Leute. Erstens, weil bei allen Versammlungen die Gemäßigten, die es vorziehen abzuwarten, den Haupteinfluß erlangen, sobald der Einfluß der Gewaltthätigen aufgehört hat.

Zweitens gab es zwar eine Menge Soldaten in Paris, aber dieselben waren weder gut organisirt, noch hatten sie wirklich militärisch geschulte Kommandanten.

Im Anfang war das Haupt der Commune Bergeret, das heißt die Mensch gewordene Dummheit. Dann kam Eudes an die Spitze, ein an sich tapferer Mann, der aber keine Ahnung von der Kriegskunst hatte.

Später wurde Cluseret Chef; er war das gerade Gegentheil von Eudes, das heißt ein zweideutiger Charakter, über den ich mich noch des Weiteren auslassen werde, aber ein tüchtiger Offizier.

Dieser Cluseret, der einige Tage Kriegsminister blieb und vergebens gegen die Unfähigkeit, von welcher er umgeben war, ankämpfte, würde sicher ein Embryo einer communistischen Armee zusammengebracht haben, wenn die schöpferische Macht, die etwas aus dem Nichts zu schaffen, aus dem Chaos eine Welt zu gestalten vermag, dem Menschen gegeben wäre. Er gab der Commune die beiden einzigen Generäle, die dieses Ranges einigermaßen würdig waren und beide waren — Polen, Namens Dombrowski und Wroblewski. Dann wurde er abberufen und in's Gefängniß geworfen, weil die Communetruppen das Fort Issy aufgegeben hatten. Sein Generalstabschef war der berühmte Rossel, ein Geniekapitän von 28 Jahren, der an seiner Stelle zum Kriegsminister ernannt wurde, weil er das Fort Issy eroberte, was nicht schwierig war, da es nicht von regulären Truppen vertheidigt wurde.

Nun kam die Reihe, abgesetzt und eingesteckt zu werden, auch an Rossel und zwar deshalb, weil dieselben Communetruppen nun definitiv dasselbe Fort Issy aufgaben. Endlich hatte die Commune, gerade so wie die Republik unter Präsident Carnot, einen Civilvertreter im Kriege: Delescluze. Derselbe fiel in den letzten Tagen des Kampfes. Die Akten seines Kabinets sind noch vorhanden; sie sind nach London verbracht worden

und mir wurde ein Einblick darin gestattet. Sie enthüllen den erbärmlichen Zustand der militärischen Organisation der Commune. Da finden sich Rapporte von Offizieren über ihre Befehlshaber; Klagen von Unteroffizieren, die von ihren Kommandanten in trunkenem Zustande durchgeprügelt worden; eine Reklamation des Pharmaceuten Parisel, der sich darüber beschwert, daß man ihm keinen Platz für seine Petroleum-Bomben anweist; Stellengesuche von durchtriebenen Journalisten; Petitionen von politischen und socialdemokratischen Damen, die für die Frauenfrage und für die Frauenarbeit eintreten wollen; kurz, man findet in diesen Aktenstößen alles, nur nicht die Dokumente, die das Arbeitsmaterial eines richtigen Generalstabes bilden.

Je mehr man die militärischen Operationen der Commune wie der Regierungstruppen in Versailles studirt, desto klarer wird einem folgendes Doppelfaktum: Wenn die Commune in den ersten acht Tagen ihres Bestehens Versailles angegriffen hätte, würde sie — trotz der Banden ohne alle Disciplin, die ihr zur Verfügung standen — die rechtmäßige Regierung in die Flucht geschlagen oder gefangen genommen haben. Andererseits, wenn die Regierung sich nach acht Tagen, nur mit einer kleinen Kerntruppe blindlings auf Paris geworfen hätte, würde sie so mühelos und leicht Eingang gefunden haben, wie in Butter.

Die Commune ließ Versailles Zeit, sich ein ordentliches Heer zu bilden und Versailles revanchirte sich dafür, indem es ihr Zeit ließ, Barrikaden zu bauen —

die Geiseln niederzumetzeln und Paris in Brand zu stecken.

Wenn man die Frage des Rechts außer Acht läßt und nur nach dem Erfolg urtheilt, kann man wohl behaupten, daß die Männer der Commune noch zu entschuldigen waren, denn — als Neulinge — verstanden sie ihr Handwerk noch nicht. Für die Männer von Versailles gibt es dagegen keine Entschuldigung; sie mußten ihre Regierungsgeschäfte verstehen und wurden dafür besoldet, daß sie ihres Amtes würdig walteten.

Herr Thiers wird von der Nachwelt gerichtet werden und zwar besonders aus dem Grunde, weil er — in verdammenswerther Berechnung — das Uebel sich absichtlich verschlimmern ließ, nur um seiner chirurgischen Operation einen blutigeren und dadurch scheinbar ruhmreicheren Ausgang zu sichern.

Die Feindseligkeiten nahmen mit dem 21. April ihren Anfang; wir wollen uns zunächst erst ein richtiges Bild von der Lage der kriegführenden Mächte entwerfen.

Die Deutschen standen im Norden und Osten von Paris; sie hielten Saint-Denis, Vincennes und Charenton besetzt — von der Seite war also nichts zu machen. Die Commune war dort durch die deutschen Heere geschützt; ihre Truppen und die Versailler konnten also nur im Süden und Westen, von der Seite von Neuilly, Meudon und Chatillon her, mit einander in Berührung kommen. Paris war also nur theilweise cernirt und Neuilly, Courbevoie und Boulogne bildeten

die Punkte, wo sich die Communards und die Versailler angriffen. Ob die Anführer der Insurgenten großes Vertrauen in ihre Soldaten setzten, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die Versailler Kommandanten sich über die Haltung ihrer Truppen nicht gerade sehr großen Illusionen hingaben.

Im Süden hatte du Barail, welcher dort mit seiner Kavallerie manöverirte, ein Peloton, das den äußersten Flügel seiner Avantgarde bildete, zu den Communards übergehen sehen. Er mußte sich persönlich an die Spitze seiner Truppen stellen, um dieselben zusammen zu halten.

In Courbevoie und Neuilly fragten sich die Generäle voller Unruhe, wie sich ihre Avantgarde halten und ob sie auf die Pariser schießen würde? Ein unglücklicher Stabsarzt löste diese schwierige Frage. Doktor Pasquier, Oberstabsarzt der Gendarmerie, vertraute zu sehr auf die Feldbinde um seinen Arm und verließ den Generalstab der ersten Versailler Truppen, um mit den Soldaten der Commune, die auf dem Rond-Point von Courbevoie Aufstellung genommen hatten, zu parlamentiren. Die Communards schossen auf ihn und er fiel.

Nun gab's für die Infanterie, die so lange unschlüssig gewesen, kein Halten mehr. „Ah!" riefen die Truppen, „diese Banditen erschießen unsere Aerzte! Wartet nur!"

Ein wüthendes Kleingewehrfeuer begann nun, in welches sich bald die dröhnende Stimme des Mont-Valérien mischte. Der Würfel war gefallen, der Bürgerkrieg

entfesselt, die Armee der Versailler hatte die Bluttaufe empfangen.

Das Sühneopfer des armen Stabsarztes hatte genügt. Eine Mitrailleuse zerplatzte in den Reihen der Communards, die „Verrath!“ schrieen und die Flucht ergriffen, gerade wie zur Zeit der Belagerung, als die Preußen einem auf den Fersen waren. Die Commune erließ eine Proklamation des Inhalts, daß die Zuaven aus Charette das Feuer eröffnet hätten, daß aber Bergeret selbst sich in Neuilly befände, worauf die Pariser Bergeret verspotteten und verhöhnten.

Hierauf verfügten die Männer im Stadthaus, daß am folgenden Tage drei Kolonnen auf Versailles marschiren würden.

Dieser Angriff fiel unglücklich aus. Bergeret mußte sich auf Neuilly zurückziehen. Duval, welcher die Kolonne, die nach Clamart bestimmt war, befehligte, wurde gefangen und füsilirt. Eudes, der sich auf Meudon warf, mußte den Rückzug antreten und Flourens, der bis nach Chatou gekommen war, traf dort auf eine Kompagnie alter Gardesoldaten, die ins Gendarmeriekorps übergetreten waren; ihr Kapitän, Namens Desmaretz, spaltete ihm mit einem Schwertstreich den Kopf. Dieser Kapitän Desmaretz ist gegenwärtig — wenn ich mich nicht irre — Friedensrichter in La Garnache in der Vendée, dem Hauptort des ganzen Kreises, in dem auch das Schloß des Herrn Baudry d'Asson liegt.

Diese Niederlage warf die Commune Cluseret in

die Arme, der nun zum Kriegsminister ernannt wurde. Unter Anderem berief sie Thiers, Jules Favre, Picard, Jules Simon und Pothuau vor den Richterstuhl des Volks und erklärte, daß ihre Güter und ihr Vermögen so lange mit Beschlag belegt bleiben sollten, bis sie vor Gericht erschienen sein würden.

Das war die komische Seite der Sache; das Dekret dagegen, welches von den Geiseln handelte, war alles, nur nicht komisch. Dasselbe verfügte: daß jede, der Mitschuld mit der Versailler Regierung überführte Person sofort festzunehmen und als Geisel ins Gefängniß zu werfen sei. Ferner verfügte es: daß für jeden, in Versailles hingerichteten Kriegsgefangenen, auf der Stelle drei durch das Loos bestimmte Geiseln erschossen werden würden. Kraft dieses Dekrets suchte Raoul Rigault sich auf jede mögliche Weise Geiseln zu verschaffen. Er ließ den Erzbischof Darboy mit seinem Generalvikar, Abbé Lagarde, verhaften. Später wurde auch der Gefängnißprediger, Abbé Crozes, der Pfarrer der Madeleine, das ganze Personal des Jesuitenkollegiums eingekerkert; noch nicht genug, wurden auch der Präsident Bonjean, Gustave Chaudey, der Redakteur des „Siècle", der Bankier Jecker, die Beamten der Polizeipräfektur, die Stadtsergeanten und die Gendarmen gefangen genommen und alle diese Leute wurden nach Mazas verbracht.

Ueber die Verhaftung der vornehmsten aller Geiseln, des Erzbischofs, lasse ich hier Näheres folgen, meines Wissens ist noch nirgends etwas darüber gedruckt worden,

auch stehe ich für die strengste Wahrhaftigkeit der nachstehenden Schilderung ein.

Am Donnerstag in der Charwoche (den 4. April) drang während der bischöflichen Rathssitzung, die um 2 Uhr stattfand, ein Trupp bewaffneter und von zwei Kapitäns angeführter Nationalgarden in das erzbischöfliche Palais ein, welches schon am Abend vorher von einer bewaffneten Bande besetzt worden war; an jedem Ausgange waren Schildwachen aufgestellt, die aber bisher noch niemandem den freien Ein- und Ausgang verwehrt hatten.

Die Bureaux waren wie gewöhnlich geöffnet worden, der Gottesdienst hatte stattgefunden und auch die Rathssitzung war in keiner Weise behindert worden. Nach derselben hatte sich der Generalvikar, Abbé Lagarde, auf sein Zimmer begeben; aber kaum war er einige Minuten dort, als er zu dem Erzbischof gerufen wurde. Er eilte sofort hinunter und fand Seine Hochehrwürden Herrn Darboy in seinem Kabinet, ihm zur Seite zwei Nationalgarde-Kapitäne. Der eine, in der Uniform der Marschkompagnie, war ein gewisser Journeaux, der die Expedition zu leiten schien und, nachdem der Erzbischof abgeführt worden, bei allem, was dann geschah, den Vorsitz übernahm. Der andere, in der Uniform eines Stabskapitäns, ein gewisser Révol, war der Ueberbringer folgenden Verhaftsbefehls:

„Dem Bürger Révol, Platzkapitän und Attaché bei der Polizeipräfektur, wird hierdurch anbefohlen, sich nach dem erzbischöflichen Palais zu begeben, um

den Herrn Darboy, der sich Erzbischof von Paris nennt, zu verhaften und alle seine Papiere, die aufs Sorgfältigste untersucht werden müssen, mit Beschlag zu belegen.

Raoul Rigault."

Indem er dem Erzbischof diesen Verhaftungsbefehl überreichte, bemühte sich der Bürger Révol ihm zu erklären, daß es sich nur um einen Besuch beim Polizeipräfekten handle.

Es wäre — so sagte er — in der Nacht aus den Fenstern einer Klostergemeinde in der Rue des Postes auf einen Trupp Bundessoldaten geschossen worden und der Herr Polizeipräfekt wünschte Monseigneur nur um einige Aufklärung hierüber zu bitten. Es unterläge keinem Zweifel, daß Monseigneur hierauf sofort in sein Palais zurückkehren könne.

Der Erzbischof theilte diese seltsame Geschichte seinem Generalvikar mit; beim Sprechen fiel sein Blick auf den Haftbefehl, der vor ihm auf dem Schreibtisch lag — er schien dem, was ihm eben erzählt worden, keinen rechten Glauben zu schenken. Der Abbé Lagarde, dem der Erzbischof jetzt das Schriftstück einhändigte, las es aufmerksam durch und sagte dann, daß die verlangten Aufklärungen offenbar nur eine Fabel seien, denn seiner Ansicht nach handle es sich hier nur darum, Monseigneur gefangen zu nehmen.

Der Bürger Révol blieb bei seiner Aussage, die er wie eine auswendig gelernte Lektion wiederholte; man mußte gute Miene zum bösen Spiele machen.

„Wollen Sie mich begleiten?" fragte der Erzbischof seinen Generalvikar. „Sie sind ja nicht verhaftet und können daher heute Abend meiner Schwester und den geistlichen Herren, Nachricht von mir bringen."

Während diese Scene sich im Arbeitskabinet des Erzbischofs abspielte, wollten mehrere Priester, die dem Erzbisthum attachirt waren, durch die kleine Gartenpforte auf die Straße hinaus. Vergebliches Bemühen! Sobald sie die Thüre geöffnet hatten, sahen sie sich mehreren Bundessoldaten gegenüber, die Herr Darboy, der rechte Neffe des Erzbischofs, selbst dahin geführt hatte.

Schon diese eine Thatsache zeugt für den sittlichen Standpunkt jenes Menschen; er hatte sich den Communards angeschlossen und wurde während der Communeherrschaft füsilirt.

Der Abbé Lagarde zögerte nicht einen Augenblick, sondern nahm die gefährliche Ehre, den Erzbischof begleiten zu dürfen, an. Er ahnte wohl, daß er — wenn er erst in den Händen der Insurgenten sei — ebenso wenig wie sein Vorgesetzter, je die Erlaubniß zurückzukehren erhalten würde. Dennoch wollte er seinem Erzbischof folgen, seine Gefangenschaft theilen, mit ihm leiden und ihm die Einsamkeit und Härte seines Schicksals lindern helfen.

Auf Befehl des Erzbischofs wurde sein Wagen angespannt; als man ihm meldete, daß derselbe bereit sei, sagte er seiner trostlosen Schwester ein letztes Lebewohl

und nahm von den Priestern, die sich noch dort befanden, Abschied. Dann stiegen beide Herren ein.

Der Bürger Révol stieg auf den Bock und setzte sich neben den Kutscher, während sein Kollege Journeaux, der ein stummer Zeuge der ganzen Unterredung mit dem Erzbischof geblieben war, sich an die Spitze seines im Hofe in Schlachtordnung aufgestellten Bataillons setzte.

Als die Equipage aus dem Thorbogen herausfuhr, kam sie an einer Gruppe von Frauen vorbei, die durch das Geräusch und das ungewohnte Schauspiel, das seit einer Stunde das ganze Viertel beunruhigte, herbeigelockt waren. Die einen warfen sich auf die Knie, andere weinten bitterlich. Der Erzbischof ertheilte ihnen seinen Segen und dann schlug der Wagen die Richtung nach der Polizeipräfektur ein.

Auf dem Platz Dauphine angekommen, finden sie das Thor an der Seite geschlossen. Der Bürger Révol läßt es öffnen und man gelangt nun auf den Hof, wo sich eine unglaubliche Menschenmasse in unbeschreiblicher Verwirrung durcheinander drängt.

Zuerst steigt der Abbé Lagarde aus; er reicht ehrfurchtsvoll dem Erzbischof die Hand und unter gleichgiltigen oder feindseligen Blicken, folgen sie ihrem ersten Kerkermeister durch ein Labyrinth von Korridoren und Sälen bis zum Kabinet des Polizeipräfekten. Die letzten zwei oder drei Zimmer vor demselben, waren mit rauchenden, trinkenden, durcheinanderschreienden Männern

angefüllt, die gar nicht zu beachten schienen, was um sie her vorging.

Vor einem großen, mit grünem Tuch beschlagenen Tische, in der Mitte der zahlreichen Stühle, auf einem erhöhten Sessel, der Thüre, durch die man Einlaß findet gegenüber, thront der Bürger Raoul Rigault, ein galonirtes Käppi auf dem Kopfe; um ihn herum sitzen oder stehen ohne jede Ordnung, eine ziemliche Anzahl seiner Helfershelfer, die meisten in Uniform und alle mit Käppis auf dem Haupt.

Der Erzbischof tritt natürlich zuerst ein, gefolgt von seinem Generalvikar, beide tragen den Hut unter dem Arme.

Sobald Rigault den Erzbischof bemerkt, redet er ihn, ohne aufzustehen, in brutaler Weise und mit roher Geberde an:

„Sind Sie der Bürger Darboy?" — Gut! Jetzt ist die Reihe an uns . . ."

Einige Schritte vortretend, fragte der Erzbischof:

„Darf ich wissen, aus welchem Grunde man mich verhaftet hat?"

Rigault lehnt sich in seinen Sessel zurück, streckt die Hand aus und spricht pathetisch:

„Seit 1800 Jahren zwingt Ihr uns Euern Aberglauben auf. Es ist Zeit, daß das ein Ende nimmt! Eure Chouans*) morden unsere Brüder! Gut! Jedem

*) Anhänger der bourbonischen Partei in der Vendée.
Anm. d. Uebers.

das Seine! Jetzt haben wir hier die Macht, die Gewalt, das Recht; wir werden sie gebrauchen. O! auf den Scheiterhaufen bringen wir Euch nicht, nein — wir sind nicht so unmenschlich wie Ihr! Aber wir . . . wir erschießen Euch . . ."

Der Erzbischof glaubt offenbar noch an die Vernunft, oder wenigstens an eine gewisse Menschlichkeit appelliren zu können, denn er versucht eine Entgegnung:

„Aber, meine Kinder, seht doch . . ."

Diese Worte entfesseln einen wahren Sturm. Von allen Seiten wüthendes Geschrei, Stampfen und Scharren mit den Füßen; Gesten, die unmöglich wiederzugeben sind.

Ich weiß weder, welchen Ausdruck die Züge des Erzbischofs wiederspiegelten, als er die Anklage und das in melodramatischem Tone vorgetragene Urtheil vernahm, noch welche Miene er bei dem Orkan, den seine letzten Worte heraufbeschworen hatten, machte. Sicher wird er aber nicht gelächelt haben. Trotzdem schrie ihm Rigault, nachdem der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, zu:

„Sie lächeln, Bürger? Ich wiederhole Ihnen, Sie werden füsilirt; in zwei Tagen wollen wir sehen, ob Sie dann auch noch lächeln werden. Ja, Sie werden füsilirt."

Sich zum Abbé Lagarde wendend:

„Und Sie auch. Wer sind Sie?"

„Generalvikar Seiner Hochehrwürden des Herrn Erzbischofs, den ich die Ehre habe zu begleiten."

Rigault, dem diese Antwort zu gekünstelt vorzukommen schien, versetzte stolz:

„Nun, Sie brauchen nicht so vornehm zu thun! Das alles ist bekannt.“

Der Erzbischof fand sich veranlaßt, wieder das Wort zu ergreifen und sagte ruhig:

„Der Herr Abbé ist in der That mein Generalvikar; für ihn war kein Verhaftsbefehl ausgefertigt und nur auf meine Bitte hatte er die Güte, mich zu begleiten. Ich bitte Sie daher inständigst, ihn frei zu lassen.“

Worauf Rigault mit brutaler Ironie rief:

„Ha! ha! ha! der Bürger ist nun einmal gefangen und bleibt gefangen.“

Sich dem Abbé zuwendend:

„Ihr Name?“

„Ernest Joseph Jean Lagarde.“

„So! Flink einen Haftsbefehl für den Bürger Lagarde . . . dann fort mit allen Beiden nach dem vorläufigen Polizeigefängniß; sie werden aber getrennt . . . niemals dürfen zwei Priester zusammenbleiben! . . . Führen Sie sie ab, Kapitän.“

Der Kapitän, der somit die Scene betrat, war schon ziemlich betagt; er hatte ein einnehmendes Gesicht und schien die allgemeine Wuth nicht zu theilen. Während Ferré den Haftsbefehl ausfertigte, erwiderte der Kapitän, langsam seinen weißen Schnurrbart durch die Finger ziehend:

„Bürger, ich bin ein alter Haudegen, aber zu solchem Geschäft lasse ich mich nicht gebrauchen.“

Die ganze Versammlung schien über diese kühne Weigerung förmlich versteinert. Rigault mochte wohl fürchten, daß auf das düstere Schweigen, das plötzlich rund um ihn her herrschte, eine den Gefangenen günstigere Stimmung folgen könne; denn, anstatt auf dies muthige Wort, auf das er augenscheinlich nicht gefaßt gewesen war, eine scharfe Antwort zu geben, beeilte er sich, einem an der Thüre stehenden Lieutenant denselben Befehl zu ertheilen. Dieser befand sich in einer so unzurechnungsfähigen Verfassung, daß er — nachdem er schwankend und mit Mühe die Hand ans Käppi legend, stotternd erwiderte: „M . . i . . t Ver . . . gnü . . . gen, mein . . . Kom . . . mandant . . .“ — nicht einmal im Stande war, die acht Wachtsoldaten, die den Erzbischof und seinen Generalvikar in die Mitte genommen, anzuführen, noch ohne Hilfe die Thüren zu den Korridoren zu finden, die nach dem Polizeigewahrsam führten.

Zum Glück für die Gefangenen, wie für alle anderen Opfer der Verfolgungen der Commune, war im Polizeigewahrsam wie in allen Gefängnissen, fast das ganze alte Dienstpersonal geblieben.

Der Erzbischof und der Abbé Lagarde wurden dort mit aller Rücksicht, die ihr unverdientes Schicksal beanspruchen konnte, behandelt, so daß sie aufathmeten, als sie nur die ehrlichen Gesichter ihrer Wächter um sich sahen, die ihrerseits beim Anblick dieser neuen Gäste sehr erstaunt waren. Der Gerichtsschreiber, Herr Kahn, hatte den betrunkenen Lieutenant schleunigst verabschiedet.

Am folgenden Tage, Charfreitag, hatte Herr Du-

crey — gegenwärtig erster Rath in der Oberrechnungskammer — der den Erzbischof kannte und mit dem Abbé Lagarde sehr befreundet war, den Muth, sich nach der Präfektur zu begeben, mit der Bitte, zu Monseigneur Darboy zu dürfen.

Nachdem er drei Viertelstunden gewartet, ohne Bescheid zu erhalten, klopfte er an die Thüre des Kabinets, in dem der Kapitän sich aufhielt, welcher es übernommen hatte, Rigault seine Bitte vorzutragen.

Dieser Kapitän, ein ziemlich braver Mensch, hatte Herrn Ducrey so freundlich empfangen, daß dieser ihn vertraulich fragte:

„Sie haben mich wohl vergessen?"

„O nein, Bürger; ich dachte nur ... es liegt ein Haftsbefehl vor ..."

„Selbstverständlich, da der Abbé gefangen ist."

„Nein ... Sie verstehen mich nicht ... ich meine, ein Haftsbefehl gegen Sie. Der Bürger Rigault hat Ihr Briefchen gelesen, hier ist es; sehen Sie selbst, was er auf die Rückseite geschrieben hat: „Stecken Sie das betreffende Individuum ein, bis die weitgehendsten gerichtlichen Erkundigungen über dasselbe eingezogen sind."

Außerdem ist der Generalbefehl erlassen:

„Jede Person, die den Versuch macht, den Erzbischof oder seine Umgebung zu sprechen, ist festzunehmen."

Als Herr Ducrey Einspruch dagegen erhob und sich darauf berief, daß er in loyalster Weise etwas erbeten hätte, was den Amtsbefugnissen der Commune ganz

fern läge und daß man sich durch seine Gefangennahme eines unerhörten Mißbrauchs der Amtsgewalt schuldig machen würde, versetzte der Kapitän:

„Habe ich Ihnen nicht eine Stunde lang Zeit gelassen, sich aus dem Staube zu machen? Warum haben Sie mich noch einmal aufgesucht? Gehen Sie! Wenn mich der Bürger Rigault fragt, werde ich sagen, daß ich Sie nicht mehr gefunden hätte."

Es war ein Glück für Herrn Ducrey, daß er einem so rechtschaffenen Manne in die Hände gefallen war; sonst hätte er zum Lohn für sein muthiges Vorhaben, die Zahl der Geiseln nur um eine vermehrt.

Uebrigens wurde die Festnahme von Geiseln fortgesetzt, so lange die Commune dauerte. Später, zur Zeit der Katastrophe, die einer gewissen Anzahl derselben das Leben kostete, werden wir auf diese Unglücklichen zurückkommen.

Vorläufig genügt es, den Eindruck festzustellen, den das Dekret der Commune in Paris und Versailles hervorbrachte.

Die Hauptstadt glich einer Art riesiger Mausefalle (was sie in der That auch war), aus der diejenigen, die darin gefangen waren, um jeden Preis zu entschlüpfen trachteten, während die, denen das gelungen war, sich ihr um keinen Preis wieder zu nähern wünschten. Paris zu verlassen oder dahin zurückzukehren, wurde ein schwieriges und gefahrvolles Unternehmen. Die Thore waren streng bewacht und die Bundestruppen ließen Niemand weder ein noch aus.

Auf den Bahnhöfen hatte man permanente Wachen aufgestellt.

Da die guten Leute, welche die Führer der Insurrektion waren, sich durch keinerlei Skrupel genirt fühlten, hatten sie verfügt, daß alle Züge durchsucht werden sollten, um die sogenannten Versailler Spione zu ergreifen und die kampffähigen Männer, die der Commune dienen konnten, zu hindern, sich nach friedlicheren Gestaden zu flüchten.

Zu der Zeit, als die Commune auf ihrem Höhepunkt stand, war ich auf einige Tage nach London gereist und nicht ohne ein eigenthümliches Interesse hatte ich bei unseren lieben Nachbarn die Miene innigen Mitleides beobachtet, unter der sie ihre geheime Freude verbargen.

Umsonst hat das Kaiserreich alle nur denkbaren Freihandels-Verträge geschlossen, die Engländer werden uns stets gründlicher hassen, als irgend ein anderes Volk.

Ich kehrte nach Frankreich zurück. Nach der Ueberfahrt über den Kanal hatte ich mich in ein Coupé gesetzt, wo wir zu acht in fürchterlicher Enge eingeschachtelt saßen. Mein Gegenüber — in europäischer Tracht und niedrigem runden Hut — war der chinesische Riese, der mit seiner lächerlichen Gestalt einen Triumphzug durch alle Hauptstädte gehalten hat.

Er saß natürlich wie alle Welt auf der Bank; aber da dieselbe für seine langen Beine viel zu niedrig war, schien sein Kopf von seinen Knieen eingerahmt zu sein;

der Anblick seines gelben Gesichtes, mit der platten Stumpfnase, war ein urkomischer. Er erzählte mir, daß er der Sohn des Besitzers einer großen Salzniederlage in Tientsin sei. Sein Vater sei sehr reich, aber ihm mache es Vergnügen, die ganze Welt zu durchstreifen und nur — indem er sich sehen ließ — viel Geld zu verdienen. Wo ging er jetzt hin? . . . Er sagte es mir, aber ich habe es vergessen.

Man hatte uns schon zu wiederholten Malen darauf aufmerksam gemacht, daß die nach Versailles Reisenden in Creil aussteigen und von dort mittels Omnibus die Stadt des Roi-Soleil erreichen müßten.

Der Zug, der sich schon unterwegs nach und nach geleert hatte, setzte seine letzten Insassen in Creil ab und kam fast ohne Passagiere in Paris an.

Auch mir war oft genug gesagt, daß ich, wenn ich nach Versailles wollte, in Creil aussteigen müsse. Ich hatte das auch wohl begriffen, aber ich hatte ohne den Schlummergott gerechnet und erwachte erst durch das Geräusch, das der Zug machte, als er über die Drehscheibe donnerte, die sich dicht vor dem Bahnhof befand.

Im Augenblick, als der Zug an einem Posten von höchst phantastisch gekleideten Communards, deren breite rothe Schärpen den ganzen Magen bedeckten, vorüberglitt, hatte ich mich gerade an die Thüre gestellt.

Zwei von diesen Posten hatten an der Einfahrt in die Bahnhofshalle die Wache. Meine verdammte Schlafsucht hatte mich jetzt in eine der kritischesten Situationen

meines Lebens gebracht. Ich war in Militärstiefeln, Pelzuniformrock und Käppi. Als ehemaliger Ordonnanzoffizier Trochu's war ich an und für sich schon für diese Herren zur Geisel prädestinirt und ich muß gestehen, bei diesem Gedanken lief es mir eiskalt über den Rücken.

Dem Himmel sei's gedankt, daß mir — in dem seltsamen Gefühl, das die Natur in uns gelegt und das uns antreibt, unseren vielgeliebten Kadaver zu erhalten, trotz aller Leiden, allen Kummers, die ihm voraus bestimmt sind — plötzlich ein rettender Gedanke durch's Hirn blitzte.

Ein Zug ging in demselben Augenblick ab, als wir einfuhren. Rasch sprang ich auf den Perron und stürzte mich, mit einer Schnelligkeit und Gewandtheit, um die mich die geschicktesten Gymnasten hätten beneiden können, dem abgehenden Zuge nach. Um hineinzugelangen, mußte ich mich zuerst an eine der vertikal neben den Coupéthüren hinlaufenden Kupferstangen anklammern. Die erste verfehlte ich, die zweite versetzte mir einen heftigen Schlag auf die Hand, ohne daß ich sie zu fassen vermochte. Nun blieben nur noch etwa zwei bis drei Waggons übrig; wenn die an mir vorbei fuhren, ohne daß mein Unternehmen glückte, war ich verloren.

Ich packte krampfhaft mit beiden Händen nach der folgenden Stange, verlor dabei das Gleichgewicht und ließ mich eine Sekunde schleifen; aber endlich, nachdem ich so einige Meter zurückgelegt, gelang es mir, das hölzerne Trittbrett zu erklettern.

Hinter mir vernahm ich einen sinnverwirrenden Lärm, lautes Geschrei, Zurufe, was weiß ich! Ich hatte nur eine Furcht, während ich mich im letzten Gepäckwagen in die Ecke kauerte, daß der Zug — in Folge des Geschreis oder auch aus irgend einer anderen Ursache — noch einmal zum Stehen gebracht werden würde. Ohne meine verwünschte Uniform würde es mir, trotz aller Schwierigkeiten, gewiß gelungen sein, durch das Boulogner Wäldchen nach Versailles zu entkommen; aber zu der Zeit gingen wir alle noch in Uniform, da heute Niemand wissen konnte, welche Rolle er morgen zu spielen berufen sein würde.

Glücklich erreichte ich Creil und von da Versailles und ich muß gestehen, trotz aller Langeweile, trotz des vielen Haltens und Umsteigens, war dies die köstlichste Reise meines Lebens.

Siebentes Kapitel.

# Versailles.

Versailles während der preußischen Okkupation. — Das Hotel des Réservoirs. — Die Tafel beim Feldmarschall Moltke. — Die Nationalversammlung. — Die Verwaltung. — Sturz und Verwirrung. — Man war vor einem Scharmützel nicht sicher. — Mac-Mahon's Armee. — Die Feuersbrunst.

Als die Regierung nach Versailles verlegt wurde, hatte Herr Thiers natürlich das Heer, die Minister, die dienstthuenden Bureau- und alle anderen Beamten, welche dafür zu sorgen haben, daß das complizirte Räderwerk der Regierungsmaschine nicht in's Stocken geräth, in seinem Gefolge mitgehen heißen.

Paris blieb sich selbst überlassen, ohne Armee und ohne Polizei. Der Polizeipräfekt, General Valentin, hatte Thiers' Befehle mit einer solchen Gewissenhaftigkeit befolgt, daß er sich vor seiner Abreise nicht einmal

die Mühe nahm, eine Contreordre für die achtzig Polizeikommissäre von Paris, wie aus der banlieue, zurückzulassen, die er auf den 18. März in der Präfektur zusammenberufen hatte. Diese braven Beamten, unter denen mehrere in ihrer Hingebung, Tapferkeit und Klugheit einzig dastehen und die zu jeder Zeit so unermüdlich für die Ruhe der Hauptstadt sorgen, hatten sich also in der Präfektur — achtzig an der Zahl — zusammengefunden und suchten überall den Herrn Präfekten, den General Valentin, der, ohne ein Sterbenswörtchen davon verlauten zu lassen, sich unsichtbar gemacht hatte. Wie ein richtiger Eskamoteur hatte Herr Thiers ihn spurlos verschwinden lassen.

Wenn der 18. März nicht ein von Thiers gewollter Zufall, sondern das Resultat eines von den Verbündeten vorausbestimmten Planes gewesen war, welch großartigen Fang hätte man an dem Tage in der Jerusalemer Straße machen können! Für die revolutionäre Regierung wäre das eine erneute Auflage des wunderbaren Fischzuges aus der Bibel gewesen.

Alle, deren Interessen, deren Geschäfte den täglichen Konnex mit den verschiedenen Zweigen der Verwaltung bedingten — und das waren viele — mußten dem Lenker des Staates, der Paris mit Postpferden verlassen hatte, nachlaufen.

Die Ermordung der Generäle Lecomte und Clément Thomas, das Blutvergießen auf dem Vendômeplatz hatten eine große Zahl derer, die ohne Nachtheil in Paris hätten bleiben können, erschreckt; sie hielten es

für gescheidter, eine Stadt zu verlassen, deren Oberhäupter auf so seltsame Weise auskniffen. Viele begaben sich daher in die Provinz; eine große Zahl, die nicht wußten wohin, gingen nach Versailles, um dem Aufstand zu entfliehen und nach den Leiden einer ersten Belagerung, nicht etwa Gefahr zu laufen, eine zweite durchzumachen. Wieder andere verließen Paris nur, weil sie nicht länger dort bleiben wollten und da sie keinem bestimmten Ort den Vorzug gaben, zogen auch sie nach Versailles, unbewußt der Regierung folgend, die für ein Land das ist, was die Seele für den Körper ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Seele der strengen Kontrolle des Gewissens unterworfen ist, während die Regierung eines Landes nur — ohne Fug und Recht — der Kontrolle der individuellen Interessen der Mitglieder, aus denen sie besteht, unterstellt ist.

Das Versailles Ludwig XIV., dem der prachtliebende Hof einen Glanz ohne Gleichen verlieh, hatte unter seinen Nachfolgern nie mehr die außerordentliche, fieberhaft zügellose Lebhaftigkeit wiedergefunden, die jetzt plötzlich ein ganzes, in die Stadt einfallendes Volk ihr von Neuem verlieh.

Das Leben, das sich nun entfaltete, hatte etwas Groteskes, Düsteres und Armseliges an sich, das in keiner Weise an den königlichen Pomp Ludwig XIV., ja nicht einmal an das militärische Gepränge des greisen preußischen Triumphators erinnerte.

Gleich der Heuschreckenplage, durch die die Vegetation

eines ganzen Landes zerstört wird, verschwand auch unter den Füßen dieser neuen Bevölkerung das sagenhafte Gras, das zwischen dem Versailler Straßenpflaster sproßte.

Die nicht sehr zahlreichen Hotels waren von den Speichern bis zu den Kellern überfüllt; die städtischen Behörden requirirten sämmtliche Häuser und viele Hausbesitzer, die sich auf's Spekuliren verstanden, vermietheten ihre eigenen Wohnungen und begnügten sich mit elenden Bodenkammern oder parcellirten ihre Grundstücke, um den größtmöglichen Gewinn herauszuziehen.

Uebrigens hatten viele dieser Hausbesitzer sich nicht zu beklagen; sie hatten während der Besetzung durch die Preußen glänzende Geschäfte gemacht, denn diese bezahlten, ohne zu feilschen, was gefordert wurde — freilich mit unserem Gelde — auch dachten die Versailler seufzend, daß der Friedensschluß sie wieder zu der gewohnten Eintönigkeit und Langeweile verurtheilen würde — da brachte der Communeaufstand unerwartet neues Leben, welches leider Frankreich auch theuer zu stehen kam. Es scheint ein eigenes Verhängniß, daß Versailles, diese Schöpfung eines despotischen Genies, sich immer nur auf Kosten seines eigenen Vaterlandes zu bereichern bestimmt ist.

Nach den physischen und moralischen Leiden des Krieges und der Belagerung, nach den daraus hervorgegangenen Erschütterungen der Geister, fehlte nur noch dieser neue Kampf um's Dasein — und das ist buch-

stäblich zu nehmen, denn man mußte kämpfen, um sein bischen Nahrung zu finden — um den Männern, die unsere Geschicke zu lenken hatten, die Weisheit des Urtheils, das ruhige Gleichgewicht und die Talente zu geben, die nothwendig waren, um unsere so schwer getroffene Nation wieder zu erheben.

Derjenige, welcher dieser ungleichen und rohen Rotte den Ton angab; der auf Kaiser Wilhelm folgte, ja sogar dieselben Gemächer bezog, war ein winziger Donnerer, der unselige Sieger der Rue Transnonain, dem der Ruhm vorbehalten war, dieselben Befestigungen, die er geschaffen, zu bezwingen, indem er sie mit so viel Blut überschwemmte, daß sich hundert solche Pygmäen, wie er, darin hätten ersäufen können.

Herr Thiers hatte sich also in der Präfektur einlogirt. Und wenn man Ludwig XVIII. rieth, sich moralisch in das Bett Napoleons zu legen, schlief Thiers damals buchstäblich in dem Bett des deutschen Kaisers.

Die verschiedenen Bureaus der Verwaltung hatten sich da untergebracht, wo es eben ging. Das Schloß war ihnen natürlich dabei sehr zu Statten gekommen. Das Theater desselben wurde zum Empfangssaal für die Herren Abgeordneten umgewandelt. Man hätte ihnen kein passenderes Lokal für die Tragikomödien anweisen können, die sie vor uns — als Zuschauern — aufführten.

Kurz, die ganze Regierung Frankreichs hatte sich um die Reiterstatue Ludwig XIV. geschaart, vor der

— nur wenige Tage früher — Wilhelm I. sich zum deutschen Kaiser hatte proklamiren lassen.

Der Park, den die Preußen zwar nicht verwüstet hatten, bot doch durch die darin herrschende Unordnung und Unsauberkeit ein trauriges Bild dar. Nach dem Kriege wurde alles wieder hergestellt; aber es scheint, als ob die republikanische Regierung seit 18 Jahren absichtlich Versailles und Trianon dem Verfall anheimgibt, als wollte sie sich durch die Verödung der Paläste an den Königen rächen, die dieselben einst bewohnt.

Diesem Gefühl hat Delescluze wohl auch nachgegeben, als er die Tuilerien in Brand stecken ließ.

Die meisten Gittereinfriedigungen, welche die, die Bosquets des Parks umgebenden Hecken schützten, sind umgebrochen oder ausgerissen, um den deutschen Spaziergängern freien Zutritt zu gewähren.

Zahllose, säbeltragende Helden haben — obwohl sie ganz unbekannt sind — ihre Namen auf den Marmor der Statuen geschrieben.

Das Hotel des Réservoirs war unstreitig der merkwürdigste Ort in ganz Versailles. Die reizende Residenz der Pompadour hatte sich — nachdem sie während der Belagerung die Würdenträger des preußischen Generalstabs beherbergt — jetzt in einen wahren Thurm zu Babel verwandelt. Wenn man dort auch nicht gerade in allen Zungen redete, herrschte eine nicht geringere Verwirrung und die verschiedensten Interessen lagen dort in Streit mit einander.

Ohne den Ursachen nachzuforschen, mußte es einen

seltsamen Eindruck machen, daß trotz des enormen Zuwachses an Bevölkerung — die Einwohnerzahl war von 40,000 auf 250,000 gestiegen — die Lebensmittel, besonders die Seefische, so billig waren. Man bekam z. B. einen sehr schönen großen Seekrebs für zwei Franken und alles Uebrige im entsprechenden Verhältniß. Der Grund dafür war folgender: Die Provinzler, welche die Requisitionen der Commune fürchteten und überdies wußten, daß viele reiche Leute die Hauptstadt verlassen hatten, schickten ihre Waaren nicht mehr nach Paris, sondern brachten sie in Versailles zu Markte. So hatte man z. B. im April 1870 297 Ochsen verbraucht; im April 1871 wurden 1179 Ochsen konsumirt.

Das Hotel des Réservoirs war allgemeiner Vereinigungspunkt geworden. Mehrere Gesandte hatten dort Wohnung genommen: der Chevalier, jetzt Graf Nigra, italienischer Botschafter; der Baron von Beyens, belgischer Minister mit seinen Sekretären; der Prinz von Croy und der Chevalier von Stuers; später kam noch Lord Lyons, der englische Botschafter, mit den Sekretären seiner Botschaft dazu.

Der Freiherr Alphons von Rothschild bewohnte im Erdgeschoß ein großes Zimmer, das man durch spanische Wände in eine Art Salon, Schlafzimmer, Toilettenzimmer 2c. abgetheilt hatte.

Im Hotel des Réservoirs hatten ferner noch die bedeutensten Klubs ihren Sitz aufgeschlagen: die Chevaux-Légers beim Herzog von Rochefoucauld; l'Union des

Droites, der Jockeyklub, dessen Lokal später vom Linken Centrum eingenommen wurde.

Herr Grosseuvre, der Besitzer des Hotels, bemühte sich mit höchst patriotischer Uneigennützigkeit, allen Anforderungen gerecht zu werden, so glücklich war er, sich wieder von Franzosen und nicht mehr von Deutschen umgeben zu sehen.

Als er während der Waffenstillstandsverhandlungen meine französische Uniform erblickte, die erste, die sich seit der deutschen Besatzung in Versailles zeigte, traten ihm vor Freude die Thränen in die Augen.

Als die Deutschen am 10. September 1870 in Versailles einrückten, nahmen der Kronprinz, die Prinzen der verschiedenen Staaten, Bismarck, Moltke und der ganze Große Generalstab folgende Quartiere ein:

Der Kronprinz bezog die Präfektur; Bismarck wohnte Rue de Provence; Moltke Rue Neuve, bei Herrn Lambinet; die anderen Prinzen stiegen im Hotel des Réservoirs ab, was sie schon kannten, da sie fast alle vor dem Kriege dort logirt hatten.

Wie es üblich ist, war ein Adjutant als Generalquartiermeister zuerst nach dem Hotel gekommen, um die verschiedenen Wohnungen auszusuchen; auf jede Thür hatte er den Namen der betreffenden Persönlichkeit, die daselbst logiren sollte, geschrieben. Dieser Adjutant hatte sich mit dem Maire von Versailles, Herrn Rameau, dahin verständigt, daß die Prinzen, ihre Adjutanten und Ordonnanzoffiziere auf Kosten der Stadt

untergebracht und verköstigt würden, so daß zu diesem Zweck der größte Theil des Hotels requirirt worden war.

Der Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha *) bewohnte die besten Gemächer, die anderen Prinzen und höheren Offiziere von Württemberg, Mecklenburg, Hohenzollern, Anhalt 2c. hatten je nach ihrem Rang und ihrer Würde, Besitz von den anderen Räumen genommen.

Eine Zimmerflucht war zum Kasino eingerichtet, wo sich die Prinzen und höchsten Offiziere Abend für Abend versammelten.

Sonst hatte niemand in diesem Kasino Zutritt.

Die Bedienung wurde von preußischen Soldaten geleistet und auf dem Tisch des Lesesaales lagen die bedeutendsten Zeitungen aller Länder, auch die aus Paris, die täglich um Mitternacht hinkamen, aus. Vorzugsweise wurde deutsches Bier getrunken.

Drei amerikanische Familien waren im Hotel zurückgeblieben; sie hatten das Sternenbanner der Vereinigten Staaten zum Fenster hinausgehängt und glaubten ruhig da wohnen bleiben zu können. Nach der Uebergabe von Sedan, als der Platzkommandant nicht wußte, wohin er mit all den Offizieren sollte, die in Versailles eingetroffen waren, gab er Befehl, daß alle Fremden das Hotel verlassen müßten. Zum Glück für die drei amerikanischen Familien war General Sheridan, der

---

*) Der Herr Verfasser meint Herzog Ernst damit.

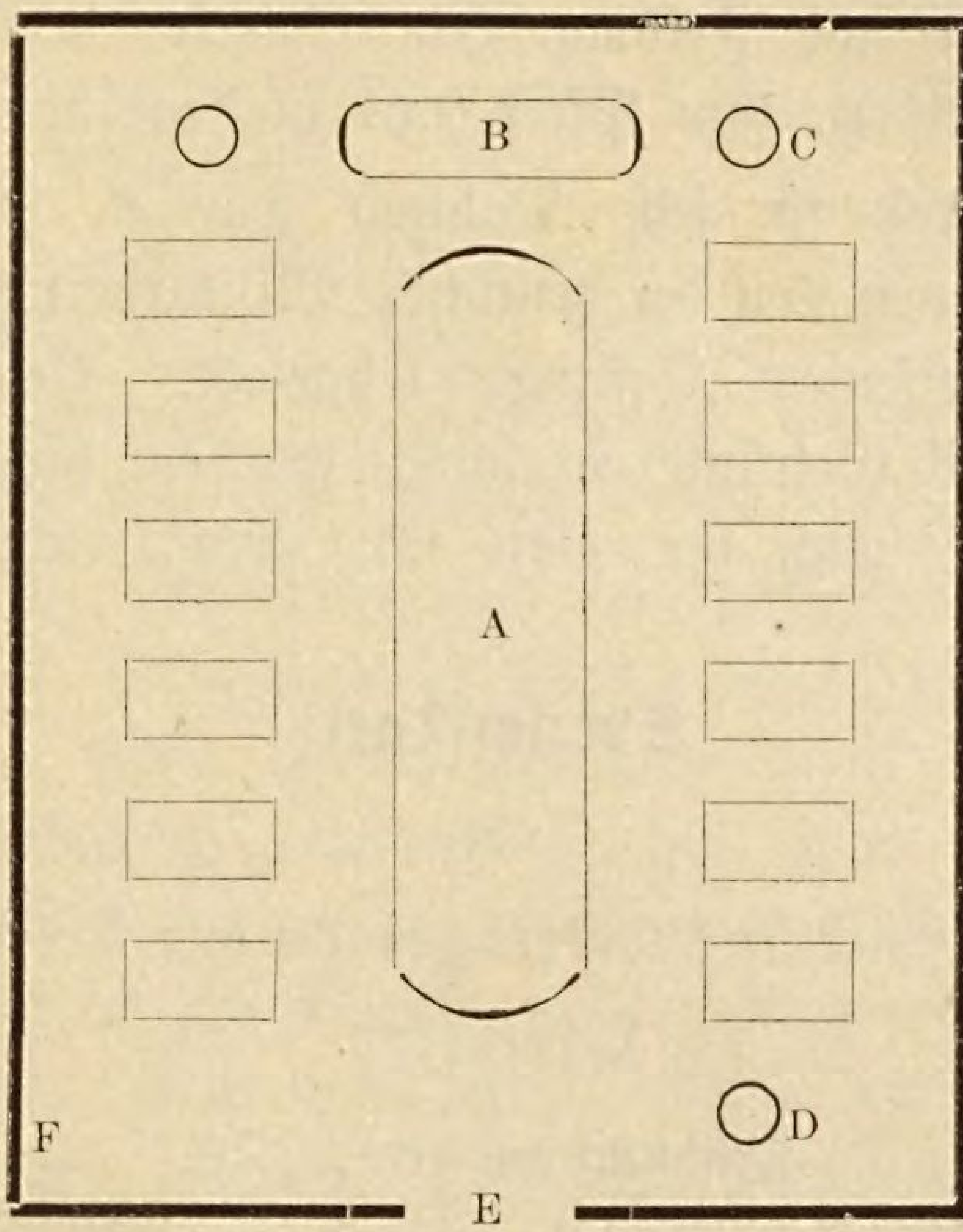
Anm. d. Uebers.

als Schlachtenbummler den deutschen Heeren folgte, mit einer dieser Familien verwandt; er vermittelte zu ihren Gunsten mit dem Platzkommandanten und erlangte es auch, daß sie unbelästigt dableiben durften.

Der große Speisesaal des Hotels bot zur Mittagsstunde ein hochinteressantes Schauspiel dar.

In der Mitte stand eine lange Tafel mit etwa 30 Gedecken, für die Prinzen und ihre Offiziere; am äußersten Ende des Saales, quer, ein Tisch mit 20 Gedecken, für Moltke und seinen Stab. Die Offiziere dieses Korps, die in der Stadt einquartirt waren, kamen nur zur Mahlzeit ins Hotel. Auch sie wurden selbstverständlich auf Kosten der Stadt gespeist.

Im Hintergrunde, ganz in der rechten Ecke, hatte Prinz Luitpold von Bayern seinen Platz und vorn, gleich beim Eintreten rechts, war der runde Tisch der englischen und amerikanischen Reporter. Die übrigen Tafeln, an beiden Seiten des Saales vertheilt, wurden von den höheren Offizieren eingenommen, die entweder im Hotel selbst, oder in der Stadt wohnten; letztere wurden auf Kosten ihrer Quartiergeber, die entweder verreist, oder nicht in der Lage waren, sie zu speisen, im Hotel verköstigt. Der Plan des Speisesaales ist folgender:




A Fürstentafel. — B Graf Moltke und sein Stab. — C Prinz Luitpold von Bayern, — D Reportertisch. — E Haupteingang. — F Thür für das Dienstpersonal.

Viele in der Umgegend von Versailles in Garnison liegende Offiziere kamen nur hier speisen, um Moltke und seinen Generalstab zu sehen.

Die Prinzen kamen und gingen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, aber sobald Moltke eintrat oder hinausging, standen alle Offiziere auf und grüßten militärisch, die Hacken zusammenschlagend und die Hand in der Höhe der Augen an die Schläfe legend.

Eines Abends, lange nach dem Diner, kam ein junger Offizier, in ziemlich angeheitertem Zustande in den Saal hinein geritten und machte zweimal die Runde zu Pferde. Wahrscheinlich wurde dadurch eine schon im Voraus reichlich begossene Wette zum Austrag gebracht. Jedenfalls war es nicht sehr respektvoll gegen

die Prinzen und Feldmarschall Moltke, den Saal, in dem sie speisten, zum Pferdestall zu degradiren.

Der Preis für jede Mahlzeit war in sämmtlichen Restaurationen von der deutschen Militärverwaltung für die durchreisenden Offiziere festgesetzt. Ueberall, wo Speisen und Getränke verabfolgt wurden, hing folgende Speisekarte, nach der man sich streng richten mußte, aus:

**Spezial-Tarif**

über

das Frühstück und Mittagessen für die deutschen Offiziere.

**Frühstück zu Frcs. 2,50.**

Zwei Schüsseln Fleisch, eine davon mit Gemüse.
Butter und Käse.
Eine halbe Flasche Rothwein, oder ein Schoppen Bier.

**Diners zu Frcs. 3,50.**

Suppe.
Zwei Schüsseln mit Fleisch.
Ein Gang Gemüse.
Butter und Käse.
Obst.
Eine halbe Flasche Wein oder ein Schoppen Bier.
Der Kaffee mit einem Cognac, kostet 50 Centimes.

Das Frühstück steht den geehrten Gästen von 10 bis 1 Uhr Mittags zur Verfügung. Die Diners zwischen 5 und 8 Uhr Abends.

Während der Occupation durch die deutschen Truppen wohnten folgende Fürsten und hohe Herrschaften im Hotel des Réservoirs:

Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha — den Kaiser Wilhelm eines Tages besuchte, um bei ihm das Diner einzunehmen —; Prinz Eugen von Württemberg; der Herzog von Württemberg; der Großherzog von Mecklenburg; der Fürst von Hohenzollern; der Fürst von Anhalt; Prinz von Bothmer; der Herzog von Augustenburg; Graf Frankenberg; General Baumbach; Prinz Pittbus*); General Hazen; Graf Eulenburg; Baron Bothman; Herr von Niethamer; Oberst Gagern; Baron Ziegler; Graf Schmetten; Herr Walberg; Graf Fürstenstein; Fürst von Lynar; Fürst von Waldburg; Graf Hatzfeld; Baron von Plettenberg; Herzog von Sachsen-Altenburg; die Gräfin Marie Della Torre — die zur Krönung gekommen war —; 28 Reichstagsabgeordnete; Herr Bamberg, deutscher Konsul in Paris; Graf Henckel-Donnersmarck, Präfekt des Departements Seine-et-Oise, der in erster Ehe Frau von Païva geheirathet hatte, die sich damals auch noch am Leben befand; endlich unter Anderen, die ich vergessen haben kann, Herr Simson, der Präsident des Reichstages,**)

*) Ich bemerke nochmals, daß ich sämmtliche Namen genau so wiedergebe, wie sie der Herr Verfasser geschrieben; jeder Deutsche weiß ja doch, wer gemeint ist, wie z. B. Fürst zu Putbus u. s. w. Anm. d. Uebers.

**) Der Herr Verfasser schreibt den Reichstag konsequent Reichstadt (M. Simson, président du Reichstadt).

Anm. d. Uebers.

der zur Kaiserproklamation nach Versailles gekommen war.

Zur Vervollständigung dieser Liste will ich noch die deutschen Fürstlichkeiten und hohen Militärs erwähnen, die nicht im Hotel wohnten, sondern nur täglich zu den Mahlzeiten hinkamen:

Prinz Luitpold von Bayern, mit zwei Adjutanten; der Feldmarschall Graf Moltke, mit 18 Generalstabsoffizieren; Graf Solms, der — wie der Baron von Gusted — bei dem Steuerdirektor Herrn de Portalis logirte; Graf von Goertz; Fürst von Thurn und Taxis; der Minister von Württemberg, welcher Rue Hoche Nr. 16 wohnte; der Großherzog von Oldenburg, Impasse des Gendarmes Nr. 4; Baron von Reten, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Preußen; Herr von Schleinitz; der Landgraf von Hessen; der bayerische Minister — sämmtlich im Hotel Vatel; General von Manteuffel, Rue Sainte-Sophie Nr. 1; Baron von Galles, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Württemberg; Wilhelm Sachs; General Bothmer; Lieutenant Junck, vom königlich preußischen Generalstabe; der Fürst von Schaumburg-Lippe; der Kronprinz von Sachsen.

Um ganz gewissenhaft zu Werke zu gehen, muß ich noch die Namen der Franzosen und der Ausländer erwähnen, die während der preußischen Besatzung und während der Commune, das Hotel bewohnt hatten.

Verzeichniß der Personen, welche während der deutschen Besatzung im Hotel des Réservoirs logirten:

Herr Thiers; Herr von Choiseul; Herr Violet; der Fürst von Sayn-Wittgenstein; der Fürst von Georgien; General Burnside; General Sheridan; Lord Lindzai; Sir Henry Havelock; der päpstliche Nuntius; General Brice, Ministerresident von Haïti; Herr Willoughby; Herr Kingstone, englischer Journalist; Oberst Freiherr Saddler; General Claremont; die Familie Curtis; die Familie Forsyth, die mit General Sheridan verwandt war; General Meredith; die Journalisten Herr Campbell und Herr Mariotte; General Duff; Herr Armitt; Herr Schottlander, Armeelieferant; der amerikanische Journalist Mac-Lean; der englische Journalist Herr Skinner; der Reporter der „Pall Mall Gazette" Herr Whight; Herr Londells; Frau Cordier, welche bei Herrn de Portalis wohnte und beim Grafen Solms speiste; Herr Edward King; Herr Sidney Hall; Herr Ashtrot, englischer Journalist; General Fabrice; Herr Canisby, Reporter; Herr Cochery; die Familie Bruen.

Zur Zeit der Commune wohnten folgende Personen im Hotel des Réservoirs:

Herr Lurs, Abgeordneter von Gers; General Bruat; der Marquis von Vogüé; die Herren Dufaure, Buffet, von Bonald, Bocher; der Baron von Lespérut; der Graf von Choiseul; Herr Lambrecht; Herr Robert von Massy; Herr Wittersheim, verantwortlicher Redakteur des „Journal officiel"; Herr von Fénélon; Herr Wilson; der Marquis von Lur-Saluces; der Marquis von Andelare; der Baron Jouvenée; der Marquis von Talhouët; der Herzog Decazes; die Herren von Beau-

mont, Paul Dupré, Jules Maurice, Grangier de la Marinière; der Graf von Maillé; Herr von Harcourt; der General Ducrot; Herr Ernest Picard; Herr Pion; der Graf von Viel-Castel; Herr Hector Pessard; der Graf von Beurges; Herr Jules Grévy wohnte nicht im Hotel, sondern kam nur jeden Morgen und Abend zur Speisestunde hin; der Marquis von Partz; Herr Duportail; der Herzog von Ayen; der Herzog von Audiffret-Pasquier; der Admiral Pothuau; der Graf Joubert; Herr de la Sicotière; Herr Johnston; der Baron von Bayens, belgischer Minister; der Baron von Soubeyran; Herr Armand Gouzien; der Marquis von Juigné; die Herren de Courcy, Grollier, Descat, Raudot, de la Bassetière, Blavoyer, Dubois de l'Etang; der Marquis von Mortemart; die Frau Prinzessin de Ligne, Herr Adrien León; Herr Max Richard; der Fürst von Sagan; der Herzog de la Rochefoucault-Bisaccia; Herr von Rothschild; Herr de la Pervenchère; die Herren Magnan, Javal, Borda, Dehaynin, Baudouin, Martel, Douay, Target, Murat, Corne, de la Rosière; der Marquis de la Guiche; Herr Keller; Herr de la Rochette; Herr de Resseguier; Herr Mayaud.

Wie ich nach Versailles gekommen, nachdem ich fast der Commune in die Hände gefallen wäre, habe ich schon erzählt.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß mein Reisegefährte ein Freund von mir war — der Kapitän, Graf von Saint-Sauveur, welcher eben aus der deutschen Gefangenschaft heimkehrte und sich dem Kriegsminister

vorzustellen beabsichtigte. Nachdem wir unsere Erlebnisse und Gefühle über die entsetzlichen Zustände unseres Vaterlandes ausgetauscht, auch unserer Freude über dies unverhoffte Wiedersehen Ausdruck gegeben, fragte Saint-Sauveur mich:

„Wo gedenken Sie abzusteigen?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Wenn Sie kein Logis im Voraus bestellt haben, wird es Ihnen schwer werden, ein Bett zu erhalten."

„Vielleicht finde ich meinen Bruder, der zuletzt in Compiègne stand, jetzt hier in Versailles und dann wird er mir wohl ein Sopha, oder einen Sessel abtreten können; jedenfalls werde ich die erste Nacht schon irgendwo unterkommen."

Saint-Sauveur, den ein augenblicklich leer stehendes Haus einer Verwandten erwartete, welches in der Nähe der Kathedrale — Faubourg St.-Germain — lag, bot mir ein Zimmer an, freilich nur bis zum übernächsten Tage, da dann seine Familie ihm nachfolgen wollte.

Natürlich nahm ich dies freundliche Anerbieten an und einige Augenblicke später, saßen wir gemüthlich in einem sehr schönen Gemach, dessen Fenster auf eine so stille einsame Straße hinausgingen, daß man in einem entlegenen Winkel der Provinz, einige hundert Meilen von Paris entfernt, zu sein glauben konnte.

Armer Saint-Sauveur! dessen tragischer Tod vor einigen Jahren ganz Paris in Aufregung versetzte; ich bin ihm stets für dies erste Asyl in Versailles unendlich dankbar gewesen.

Die Wunde meines Bruders hatte sich geschlossen und war vernarbt; das Wiederaufbrechen sollte ihm verhängnißvoll werden. Auch er hatte sich nach Versailles begeben, um sich seinem früheren Chef, dem Minister des Auswärtigen, wieder zur Verfügung zu stellen.

Bald darauf hatte er dem Grafen Saint-Vallier in seiner peinlichen Mission in Nancy beizustehen. Mein Bruder hatte sich glänzend untergebracht; er hatte das Glück gehabt, zwei Dachstübchen im Hause Nr. 2 der Rue des Réservoirs, frei zu finden. Eines dieser beiden Zimmer überließ er mir; ich hatte also wieder ein Dach über dem Kopfe; aber mit der Beköstigung sah es nicht so glänzend aus, doch durch die Gefälligkeit eines der Kellner aus dem Hotel des Réservoirs gelang es uns, uns Frühstück und Mittag zu verschaffen, denn er brachte uns, was er von Gerichten übrig fand, und wir verzehrten unser Mahl stehend, auf einer Ecke eines Kaminsimses. An Tische war nicht zu denken! Sie waren vom Morgen bis zum Abend schon im Voraus belegt, denn die Speisenden lösten einander ohne Unterbrechung ab. Waren dann endlich die letzten Tische abgeräumt, so wurden die Tischtücher durch Matratzen ersetzt; das Refektorium verwandelte sich in einen Schlafsaal. Herr Arsène Houssaye und sein Sohn denken noch immer daran, wie schlecht sie dort geschlafen haben.

In jenen beiden bescheidenen Dachstübchen der Rue des Réservoirs habe ich die letzten Stunden in Gemeinschaft mit meinem Bruder verlebt. Eines Tages, als wir miteinander, auf das Fensterbrett gelehnt, von den

sich um uns herum immer mehr anhäufenden Ruinen und der düsteren Zukunft sprachen, die nur Trauer und Unglück zu verheißen schien; als wir uns fragten, ob wir es wohl noch erleben würden, unser Vaterland sich wieder zur ersten Macht aufschwingen und Glück und Frieden seinen Einzug in Frankreich halten zu sehen . . ., flog eine Schwalbe in's Zimmer hinein und sank, ohne sich an den Mauern zu stoßen, erschöpft auf das Bett nieder. Armes Thierchen! Unfähig, nur die geringste Bewegung zu machen, sah sie uns mit den kleinen vor Schreck glänzenden Aeuglein an und das ganze Körperchen zitterte und bebte, so ängstlich schlug das kleine Herz.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß wir uns nicht einmal dem Bett zu nähern wagten, um die arme kleine Reisende — die erste Schwalbe, die wir in diesem Jahre sahen — nicht aufzuscheuchen.

Nachdem sie sich etwa zwanzig Minuten der Ruhe hingegeben hatte, schwang sie sich wieder empor, umkreiste zweimal das Zimmer, fand dann — dicht an der Decke hinstreichend — den Weg zum offenen Fenster und entschwand unseren Blicken.

Die römischen Auguren hätten ohne Mühe hieraus wichtige Dinge geweissagt; da wir aber leider keinen bei der Hand hatten, mußten wir uns mit dem Wunsche begnügen, daß diese kleine beschwingte Botin der Götter, die uns den Frühling, d. h. neues Leben nach dem Tode verkündete, unsere Seelen mit Hoffnung erfüllte.

Nach der Belagerung hatte die Verwaltung der

Westbahn mit patriotischer Schnelligkeit die Verbindungen wiederhergestellt, um die Hauptstadt so rasch und bequem wie möglich, mit Lebensmitteln versorgen zu können. Als sich dann die Regierung nach Versailles flüchtete, wurde der Eisenbahndienst zwischen Paris und Versailles ein empfindlich langsamer.

Am 26., um 3 Uhr 30 Minuten, hatten ungefähr zweihundert Mann vom 131. Bataillon der Nationalgarde — auf Befehl des Central-Ausschusses — den Bahnhof St.-Lazare besetzt.

Am 31. waren, Dank folgendem Erlaß', alle Verbindungen zwischen Paris und Versailles abgeschnitten:

„Auf Befehl der Pariser Commune ist von heute, den 31. März ab, bis auf Weiteres, die Ablassung von Personenzügen: ab Paris nach Versailles (R. D.)*) aufgehoben."

Hierauf folgt die wörtliche Abschrift des bezüglichen Befehls:

„Gegeben im Generalstab.

„30. März 1871.

„Mein Kommandant! Auf Befehl der Commune bitte ich Sie, sich — bis auf Widerruf — jedem Abgang von Personenzügen nach Versailles zu widersetzen.

„Der Platzkommandant:

„General Jules Bergeret."

---

*) Rive Droite, rechtes Seineufer. Anm. d. Uebers.

Auch die telegraphische Verbindung zwischen den beiden Städten sollte — laut folgender, unter demselben Datum erlassenen Ordre — unterbrochen werden.

Die Direktion der Westbahn hatte die große Liebenswürdigkeit, mir alle diese Dokumente, die sie eigens zu diesem Zweck aus ihren Büchern abschreiben ließ, zur Verfügung zu stellen:

„Stadthaus, den 30. März 1871.

„Hiermit wird ausdrücklich befohlen, sofort die Telegraphendrähte zwischen Paris und Versailles abzuschneiden.

„Abends halb acht.

„Paris, den 30. März 1871.

„Der Gouverneur des Stadthauses,

„Mitglied der Commune,

„(Unterzeichnet): Assi."

Schließlich wurde noch an demselben Abend dem Stationsvorsteher der West-Ringbahn folgender, abschriftlich wiedergegebener Befehl ertheilt:

„Erlaß des Central-Ausschusses.

„Alle auf der Strecke der West-Ringbahn nach Paris bestimmten Züge sind anzuhalten.

„Ein energischer Mann hat mit einer Schildwache Tag und Nacht auf dem Posten zu sein. Dieser Mann muß, mit einem Balken bewaffnet, auf die Wache ziehen. Er hat jeden Zug, der nicht auf das gegebene Zeichen hält, zum Entgleisen zu bringen!

„Für den Ausschuß:

„Der Legionschef Henry."

Kann man noch brüderlicher zu Werke gehen? Den Heizer und Lokomotivführer eines Zuges, wenn sie sich an das Verbot der Schildwache nicht kehren sollten, einfach verhaften, wäre doch gar zu sanftmüthig gewesen! Gleich einen ganzen Zug entgleisen lassen, alles drunter und drüber werfen, ja vielleicht den Tod von so und so viel Reisenden herbeiführen, das ging am geschwindesten und entsprach den Gefühlen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit des Bürgers Henry viel besser.

Der Verkehr auf der Ringbahn war theilweise noch fortgesetzt worden; erst am 7. April um 4 Uhr Nachmittags wurde er zwischen St.-Lazare und Anteuil vollständig eingestellt, weil bei dem Gefecht, das sich zwischen den Versailler Truppen und den Nationalgarden von Paris entspann, der Schienenstrang durch die Bomben, die darauf niederschlugen, unbenutzbar wurde.

Am 22. Mai wurde der Bahnhof St.-Lazare von den Versailler Truppen eingenommen, und am 28. Mai, um halb neun Uhr Morgens, war der Betrieb auf der Strecke von Versailles wieder hergestellt. Der eine, seit dem 26. Mai zwischen Paris, St.-Lazare und Asnières aushilfsweise gelegte Strang, wurde nun wieder aufgehoben.

Es war also nicht leicht nach Versailles zu gelangen, nachdem die Commune ihr Möglichstes gethan, Paris zu isoliren und es dem Einfluß der Provinz zu entziehen, die der Central-Ausschuß nicht reaktionär genug fand. Die Lücken in unserem Eisenbahnnetz sprangen — vom militärischen Gesichtspunkt aus — grausam in die

Augen und machten auch dem Unwissendsten klar, daß es in strategischer Beziehung eine Unmöglichkeit war, dem Feinde das Herz Frankreich's streitig zu machen.

Da es von jeder direkten Verbindung mit Paris abgeschnitten war, hing Versailles nur noch auf den Strecken von Lyon und Orléans mit dem Westnetz zusammen. Man mußte daher, wollte man nach Versailles, entweder über Saint-Denis und Conflans fahren — was viele thaten — oder den von der Post gemietheten Omnibus benutzen, der von der Station Villeneuve-Saint-Georges, welche die Bayern besetzt hielten, abging.

Auf diesem Bahnhof begegnete man Offizieren in tadelloser Haltung und Uniform, mit hellblauen Militärmützen und blendend weißen Handschuhen; sie ließen den Säbel, nach deutscher Mode, schleppen, was ich nicht bei der französischen Armee eingeführt sehen möchte.

Schweigend blickten die bayerischen Offiziere den Auswanderern nach. Das Innere der Omnibusse war ausschließlich für die Postpackete reservirt, so daß selbst Damen oben auf der Imperiale fahren mußten, wo sich nur fünf bis sechs Plätze für die Reisenden befanden.

Um nach Athis zu gelangen, mußte man erst über die Seine; dann sah man das Thal der Bièvre vor sich und in der Ferne Ferrières, die üppige Residenz der Rothschilds.

An einem schönen Apriltage wäre diese Fahrt entzückend gewesen, wenn der Anblick der von den

Belagerern zerstörten Villen, von denen sie das Holz zum Heizen genommen hatten, nicht gar so traurig gewesen wäre.

Von Zeit zu Zeit traf man auf nicht sehr tiefe Gräben, die den Deutschen zum Schutz gedient hatten; darauf also liefen die berühmten Schanzarbeiten hinaus, mit denen sie Paris umgeben hatten!

Der erste französische Posten befand sich in Palaiseau. Ein Kapitän, der etwa mit zwanzig Mann in einer Ecke hockte, stürzte hervor und schwang seinen Spazierstock, zum Zeichen anzuhalten. Gewöhnlich begnügte er sich damit, die Reisenden höflich zu fragen, was es Neues gäbe. Denn er war so von allem Verkehr abgeschnitten, als wenn er sich in Kamtschatka befunden hätte; so waren alle Bande der Ordnung durch den Krieg und die Insurrektion gelöst.

Von hier gelangte man in das lachende Thal der Bièvre, welches nach Versailles führte, wo man wie in eine offene Mühle einfuhr.

Wie ich schon gesagt, hielt es sehr schwer, eine Unterkunft zu finden, obgleich die Spekulation mit möblirten Zimmern sich, durch die Preußen, auf's Lebhafteste entwickelt hatte.

Einer meiner Freunde, D'Orcet, welcher die Korrespondenz C. der „Agence Havas" redigirte, mußte sich mit einer Küche begnügen; er war noch sehr froh gewesen, dies Asyl zu finden und hatte es seinem Eigenthümer, dem Gewürzkrämer Ulysse, mit Gold aufwiegen müssen. In einer Ecke schlief er, die Mahlzeiten nahm

er auf dem Herde, der ihm als Tisch diente, ein. Und wie viele Andere waren ähnlich untergebracht.

Die Administrationen der Zeitungen, welche eine nach der anderen Paris verließen, hatten ihr Heim an gleich wundersamen Orten aufgeschlagen und bald gab es, selbst um den höchsten Preis, keinen Platz mehr in der ganzen Stadt.

Der „Temps" wurde in Saint-Germain gedruckt, andere Blätter ebenfalls.

Die „Agence Havas" war das einzige Publikationsorgan, welches regelmäßig erschien und häufig Verbindungen mit Paris unterhielt — Dank einem sehr gescheidten Redakteur, der dort geblieben war und mit Varlin, dem Delegirten im Hotel des Postes, in Beziehungen stand. Aber wie war sie untergebracht! Redakteure, Schreiber, Setzer, Alles in einem Dachkämmerchen des Volksviertels, wo die Preußen im Quartier gelegen hatten, zusammengeschachtelt. Lachend erzählte mir D'Orcet, daß die Wanzen seinen Federhalter für eine Kletterstange zu halten schienen; sie nahmen so sehr überhand, daß man sie oft daran ihre Kunststücke machen sah. Dann ließ Alles die Arbeit ruhen, um zu sehen, welche zuerst die Spitze erreichte und den ersten Preis verdiente. Und dann riefen Alle: „Es lebe die patriotische Wanze!"

Die Wanzen hatten sich in der That so am Blut des Feindes voll gesogen, daß sie die Herrinnen des Schlachtfeldes geblieben waren.

Die Communards müssen recht klägliche Soldaten

gewesen sein, daß sie Herrn Thiers die Zeit ließen, zu handeln und sich das Heer zu bilden, welches sie schlagen sollte. Es fehlte Alles, was nöthig war, um eine Belagerung zu unternehmen, die selbst die Preußen nicht gewagt hatten. Die Gefangenen, die aus Deutschland zurückkehrten, befanden sich in einem herzzerreißenden Zustande und nichts war vorhanden, was auch nur annähernd einer Belagerungs-Artillerie geglichen hätte. Eines schönen Tages war die Schloßterrasse mit Kanonen bedeckt, die von den Marinestationen geschickt waren. Darunter befanden sich einige ganz neue Geschütze für den Seedienst, die anderen aber stammten aus dem siebzehnten, ja sechszehnten Jahrhundert und waren nur noch zur Aufstellung in einem Museum zu gebrauchen.

Wenn die Verbündeten in dieser Zeit nur einige gut disciplinirte Truppen gehabt hätten, die mit dem vorzüglichen Material, das vorhanden war, umzugehen verstanden, wäre es sehr leicht gewesen, Herrn Thiers zum zweiten Mal in die Flucht zu schlagen.

Dieser Gedanke bewog Rossel wahrscheinlich zu seinem Ausfall auf Versailles; er kannte nur geschulte Soldaten und hatte keine Ahnung, wie sich die Banden, die er jetzt anführte, im Feuer benehmen würden. Diese Unwissenheit mußte er denn auch mit seinem Leben bezahlen.

Des Morgens ging man in Versailles seinen Geschäften nach — traurige Geschäfte waren es! — Nachmittags versammelte man sich im Park bei der Musik.

Alles aber wurde häufig unterbrochen; man kam und ging, machte Besuche, plauderte, begab sich zu jeder beliebigen Stunde zum Frühstück oder Mittagessen, denn Regelmäßigkeit und Ordnung hatten aufgehört.

Der Hauptspaziergang wurde immer nach den Höhen von Satory gerichtet; von dort aus konnte man sehen, ob die Vendômesäule noch stand.

Eines Tages war sie verschwunden! Dies war der Glanzpunkt der Commune, aber auch der Beginn des Verfalles. Die Truppen, welche sie besiegen sollten, wurden, so gut es ging, vom Marschall Mac-Mahon wieder eingeschult. Er schritt hoch aufgerichtet, gerade und schlank wie ein Jüngling, in Versailles einher und schien an der bei Sedan erhaltenen Schlappe nicht schwer zu tragen.

Der Sieg, den er bald darauf über die Communards davontrug, war der traurige Ersatz für ein Mißgeschick, das er hätte vermeiden können, wenn er einen weiten Blick, mehr Energie und Festigkeit und ein wenig Initiative besessen hätte. Er, den der Muth ehrte, mit dem er allein im Senat sich weigerte, für das Gesetz der allgemeinen Sicherheit zu stimmen — er vermochte als Soldat nicht, dem Einfluß des Kaisers zu widerstehen; er begriff nicht, daß es nicht die erste Pflicht eines Generals war, die kaiserlichen Gepäckwagen zu eskortiren.

Nur sehr zögernd hatte Thiers dem Marschall das Kommando über die Truppen anvertraut, welche Paris wiedererobern sollten.

Von General Vinoy wollte er nichts wissen und das hatte seine Gründe. Ducrot dagegen hatte nicht den Wunsch, an diesem Bürgerkriege thätigen Antheil zu nehmen; er willigte daher nur ein, sich nach Cherbourg zu begeben, um die Gefangenen, deren schleunige Freilassung Herr Thiers von dem deutschen Kaiser erbeten hatte, so rasch als möglich nach Versailles zu dirigiren. Sie kamen meist zu Wasser, um die — in Folge der vielen zerstörten Strecken — unendlich lange dauernde Eisenbahnreise zu vermeiden.

Andere Gefangenentransporte langten über Luneville in Versailles an.

Thiers hatte also seine Augen auf den Marschall Mac-Mahon geworfen; derselbe sollte sein Mitarbeiter bei der kleinen vorbereiteten Komödie werden, aus welcher die Pariser sehr bald eine blutige Tragödie machen sollten — wovon ihm übrigens schon eine leise Ahnung aufzugehen anfing.

Mac-Mahon, der in Deutschland gefangen gewesen, war seit dem 2. September des vorhergehenden Jahres, dem Unglückstage von Sedan, nicht mehr vor der Front der Truppen erschienen. Jetzt stand man am Ende des März; Thiers war daher mit Recht unruhig; er wußte nicht, welchen Empfang die Soldaten dem Marschall bereiten würden; ja, in seinen Vorahnungen ging er sogar so weit, zu fürchten, daß der Marschall mit Zischen empfangen werden würde.

Viele von denen, welche Bazaine den Vorwurf machten, die Niederlage Frankreichs entschieden zu haben,

machten Mac-Mahon mit dafür verantwortlich und dachten, was Bazaine später bei seinem Prozesse in Trianon in Worte kleidete, daß: wenn man ihm den Verlust von Lothringen zur Last lege, man mit ebenso viel Recht Mac-Mahon anklagen könne, daß durch seine Schuld der Elsaß verloren sei.

Wie würden demnach unsere armen, von Metz und Sedan in die deutsche Gefangenschaft geschleppten Soldaten den alten Anführer anschauen, der von Neuem an ihre Spitze gestellt wurde, aber nicht um die Scharte gegen die Deutschen auszuwetzen, sondern gegen ihre Landsleute und Brüder zu kämpfen?

Die Angst war groß, so groß, daß Herr Thiers beschloß, der öffentlichen Meinung erst auf den Zahn zu fühlen.

Eine große Truppenrevue wurde angesetzt; Mac-Mahon sollte die Front all dieser Soldaten abreiten und dann würde man an ihrer Haltung sehen, welcher Entschluß zu fassen sei.

Die Truppen nahmen in der Grande-Avenue, die sich von der Avenue de la Reine bis nach Trianon erstreckt, Aufstellung und Mac-Mahon defilirte vor ihnen, ohne daß die geringste Kundgebung — weder eine feindliche noch eine sympathische — erfolgte. Damit war schon viel gewonnen.

Nach der Revue wurden die Truppen so rasch als möglich nach ihrem Feldlager in Satory geschickt, wodurch jede Berührung mit der städtischen Bevölkerung vermieden wurde.

Thiers hatte kein großes Zutrauen zu der Begeisterung, mit der er sie erfüllte, und fürchtete jeden anderen Einfluß, als den ihrer unmittelbaren Vorgesetzten.

Es ist überhaupt auffallend, daß noch nie eine Regierung so wenig Liebe besaß, wie die Nationalversammlung in Versailles, deren Haupt Herr Thiers war.

Man machte sich lustig über die Zänkereien der Frau Thiers und des Fräulein Dosne mit ihren Lieferanten. Was nun die Nationalversammlung anbetrifft, die — eingesetzt, um Frieden zu stiften — sich aus eigener Machtvollkommenheit zu einer reaktionären Konvention erhob, so hatten die angekommenen Truppen weit größere Lust, sie (die Nationalversammlung) an die Luft zu setzen, als gegen die Commune in's Feld zu ziehen.

Selbst in den Reihen der tapferen Marinesoldaten, welche die Helden der Belagerung gewesen und aus denen sie ihre Leibwache machen wollte, herrschte nur Abneigung und Verachtung.

Nichts kommt der Wuth gleich, mit der die Versailler Bevölkerung die Züge mit den gefangenen Communards begrüßte, welche, als der Bruderkrieg sich seinem Ende näherte, in immer größeren Schaaren anlangten — nur die Haltung der Pariser, beim Vorüberführen der Geiseln, die in der Rue Haxo füsilirt werden sollten, äußerte sich ähnlich.

Wenn die Soldaten, die zur Bedeckung mitgegeben waren, sie auch vor Thätlichkeiten schützten, konnten sie ihnen doch die Schmähungen und Beschimpfungen nicht

ersparen, mit denen sie bis an die Schwelle der Gefängnisse verfolgt wurden.

Da letztere bald überfüllt waren, schuf man die großen Souterrainräume der Orangerie in Hilfsgefängnisse um, und die Maulaffen amüsirten sich damit, auf das Geländer gelehnt, die Unglücklichen zu begaffen, die zu gewissen Stunden, im vordersten Theil des Gartens, der niedriger gelegen ist, unter den Augen der mit geladenem Gewehr Wache haltenden Posten, spazieren gehen durften.

Viele von ihnen benutzten diese wenigen Augenblicke der Freiheit, um ihre Taschentücher oder Hemden — kurz die elenden Habseligkeiten, die sie besaßen — im Bassin des Gartens zu waschen.

Wenn man auf die Unterhaltungen achtete, die sich über die Geländer hin entspannen, vernahm man in jedem Augenblick Gedanken eines biedermännischen Cynismus, über die man halb lachen, halb die Achseln zucken mußte. Das war wie im Jardin des Plantes, wo die Menge auch die armen Bären neckt, die sich nicht wehren können und die auf den Rücken liegend und die Hintertatzen mit den vorderen fassend, unempfindlich gegen jede Beleidigung, den Rachen aufreißen, in der Hoffnung, ein Stück Brod aufzuschnappen.

Eines Tages sprangen alle Mittagsgäste des Hotel des Réservoirs, wie elektrisirt auf; die Zimmer wurden leer und von allen Seiten ertönte der Ruf: „Rochefort! Rochefort!“

Es war in der That Rochefort, dem sein Ruf voranging, denn noch war sein Wagen ziemlich weit entfernt.

Die Serviette hinwerfen, von der Tafel aufspringen und sich der von Sekunde zu Sekunde mehr anwachsenden Menschenmasse anschließen, war das Werk eines Augenblicks für Alle, die sich im Hotel befanden.

Allein in einem kleinen Eisenbahn-Omnibus, von einer zahlreichen Wache umgeben, saß Rochefort. In Meaux von den Deutschen festgenommen, hatten diese ihn selbst nach St. Germain gebracht und dem General Galliffet ausgeliefert.

Rochefort, mit dessen Gesundheit es zu der Zeit schlecht stand — er gesteht selbst ein, daß das viele Erbrechen in Folge der Seekrankheit und das Klima von Numäa ihm das Leben und die Gesundheit gerettet haben — sah sehr blaß, hager und wirklich krank aus. Trotzdem schaute er die Menge, die seinem Wagen nachlief und die immer mehr anschwoll, kalt und sehr energisch an.

Eines Tages hatte er einen Streit mit einem wenig gebildeten Individuum gehabt, das im höchsten Grade gegen ihn erbittert, ihm eine Forderung schickte und ihm die Wahl der Waffen überließ. Am Tage darauf druckte Rochefort in seinem Blatte folgende Erwiderung ab: „Gut, ich nehme das Duell an. Als Waffe wähle ich die Orthographie. . . . Das heißt so viel als: Sie sind ein todter Mann!“

Es scheint, daß Drohungen, Beschimpfungen, Lästerungen eine viel ungefährlichere Waffe sind, als die Orthographie, da Rochefort lebend an seinem Bestimmungsorte anlangte.

Da ich gerade von Rochefort spreche, will ich eine Anekdote von diesem, mit unerschöpflichem Geiste begabten Schriftsteller erzählen.

Victor Hugo besuchte ihn oft im Gefängniß und bot sich ihm zum Vertheidiger an; er wies dies Anerbieten jedoch zurück, denn er dachte sehr weise, daß die Art, wie Victor Hugo diese Vertheidigung handhaben würde, einem Todesurtheil gleichkäme.

Bei einem dieser Besuche sagte Victor Hugo, daß Herr Thiers geäußert habe, er glaube, Rochefort sei nicht abgeneigt, die Geschichte des Kaiserreichs zu schreiben und wenn dem so wäre, wolle er, Thiers, ihm jede Erleichterung und jedes Hilfsmittel an Büchern, Dokumenten u. s. w. u. s. w. zur Verfügung stellen.

„Sagen Sie Herrn Thiers," erwiderte Rochefort darauf, „daß ich wie der Elephant bin; auch ich bringe in der Gefangenschaft nichts zur Welt."

Eines Morgens, bei herrlichem Frühlingssonnenschein, stiegen dicke schwarze Rauchwolken über Paris auf; sie wuchsen und wuchsen und bildeten dunkle Massen, die in einer bedeutenden Höhe von einem Riesenpilz gekrönt schienen.

Niemand kann sich eine Vorstellung von dem Eindruck dieses pechschwarzen Feuerwerks machen; selbst

nicht die erschreckende Dichtigkeit der Rauchsäulen, die den Eruptionen des Vesuv und Aetna vorangehen, sind dem zu vergleichen.

Dieser Riesenpilz umzog allmählich den ganzen Himmel und schaukelte sich stundenlang in der Luft; dann fing dies fabelhafte Werk eines Zwerges an, sich dunkelroth zu färben.

Es war vorbei!

## Achtes Kapitel.

# Die Commune und Deutschland.

Eine Episode bei den Haussuchungen. — Die Vendômesäule. — Die Schicksale einer Statuette. — Dahinter steckt Preußen. — Herr Washburne. — Ein Frühstück in Gesellschaft Herrn Eudes. — Der Baron von Billing. — Das Anerkenntniß des Herrn von Bismarck. — General Cluseret. — Ein Brief vom Bruder des Kaisers. — Schluß.

Der Wunsch, die Eindrücke meines Aufenthalts in Versailles zusammen zu fassen, hat mich veranlaßt, den Ereignissen vorzugreifen.

Ich gehe nun wieder ein wenig zurück, nicht um die fortgesetzten militärischen Operationen zu schildern, sondern um eine Episode aus den polizeilichen Haussuchungen, die auf die Verhaftung der Geiseln folgten, bekannt zu machen.

In der Polizeipräfektur liefen wahre Unmassen von Briefen ein, die theils anonym, theils mit Namensunterschrift, Verdächtigungen und Angebereien enthielten.

In den ersten Tagen des April erhielt Ferré ein Schreiben, welches ihn im höchsten Grade in Erstaunen versetzte. Der Absender war ein Arbeiter, der — durch seinen Beruf als Packer — beim Verpacken und beim Umzug der Möbel, Kisten ꝛc. des Marschall Bazaine, Beschäftigung gefunden hatte. Er sagte aus, daß das ganze Mobiliar nach der Rue Chaptal, Nr. so und so, Etage so und so gebracht worden, die Wohnung aber auf den Namen einer spanischen oder portugiesischen Gräfin gemiethet gewesen sei.

Diese Aussage erschien Ferré so wichtig, daß er beschloß, die nöthigen Schritte zu thun, um sich in den Besitz der Papiere des Marschalls zu setzen.

Da er eine solche Mission keinem der Unterbeamten anvertrauen mochte, bat er einen der jungen Leute, die im Archiv der Präfektur angestellt waren und unter Jeunesse arbeiteten und den er als besonders klug und zuverlässig kannte, selbst die angegebene Adresse aufzusuchen. Er gab ihm eine schriftliche Ordre zur polizeilichen Haussuchung und bestimmte, daß ein Polizist ihn begleiten solle. Um 10 Uhr Abends machte sich der junge Archivbeamte auf den Weg nach dem bezeichneten Hause.

„Haben Sie in Ihrem Hause eine Wohnung an eine ausländische Gräfin vermiethet?“ fragte er die Pförtnersfrau.

„O nein, mein Herr, bei uns wohnt Niemand von solchem Range.“

„Es ist uns aber Mittheilung gemacht worden, daß eine spanische Gräfin nach dem 4. September eine Wohnung von Ihnen miethete, in der das ganze Mobiliar und die persönlichen Effekten des Marschall Bazaine aufgestapelt sind."

„Bewahre, mein Herr! Wir kennen weder den Marschall Bazaine, noch befindet sich in unserem Hause etwas von seinen Besitzthümern. Man hat uns schon einmal in dieser Angelegenheit ausgefragt; wir erwiderten darauf, daß wir nicht verständen, was damit gemeint sei."

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame. Ich bin von der Polizeipräfektur gesandt. Ueberlegen Sie wohl! Wenn Sie beim Läugnen beharren und die Behörde zu hintergehen suchen — wie Sie es schon einmal gethan zu haben scheinen — werden Sie uns zwingen, Ihren Gatten zu verhaften."

Dieser befand sich auch in der Portierloge, hatte aber bisher keinen Antheil an der Unterhaltung genommen, sondern schien damit beschäftigt, einen Schrank einzuräumen. Jetzt machte er seiner Frau ein Zeichen, was den beiden Abgesandten der Polizei nicht entging. Zögernd und in sichtlicher Aufregung sagte die Frau:

„Mein Gott! Eine Gräfin! Ja, ja, eine Gräfin hat die Wohnung im dritten Stock gemiethet, das ist wahr. Aber seit sie uns Lebewohl gesagt, haben wir sie nicht wiedergesehen. Man hat ihre Möbel fortgeholt und sie kommt erst wieder, wenn Alles vorüber und Ruhe zurückgekehrt sein wird."

„Bitte, geben Sie uns die Schlüssel; wir wollen uns die Wohnung ansehen."

„Ich habe keine Schlüssel, die Dame hat sie mitgenommen; ich kann Ihnen nicht öffnen."

„Schön! So schicken wir nach einem Schlosser."

Wirklich wurde ein Schlosser geholt; man versah sich mit Licht und als die große Flügelthüre geöffnet war, traten der junge Abgesandte, sein polizeilicher Beistand, die Pförtnersfrau und der Schlosser in die Wohnung ein.

Man konnte dieselbe füglich nicht mehr Wohnung, sondern ein Chaos von Möbeln, Gemälden, übereinander gestapelten Kisten und Koffern nennen — ein wahres Kapernaum.

Das erste, dann das zweite, dritte und alle folgenden Zimmer wurden einer gründlichen Durchsuchung unterzogen; man konnte feststellen, daß sie ein hoch elegantes Mobiliar enthielten, aber nichts wies darauf hin, daß dasselbe Eigenthum des Marschall Bazaine sei.

Schon wollte der junge Beamte sich zurückziehen, als ihm zwei Kisten auffielen, die von anderen, die darauf standen, fast verdeckt, ungewöhnlich lang und flach, mit Eisen beschlagen waren, also nichts anderes als Kriegskästen sein konnten. Sie wurden hervorgeholt und jetzt zeigten sich in farbigen Buchstaben die Worte: „Armée du Mexique."

Damit war jeder Zweifel geschwunden. Der Schlosser erhielt den Auftrag, die Kisten zu öffnen; sie waren mit Schriftstücken jeder Art gefüllt: Umfangreiche Korre-

spondenzen in spanischer Sprache; offizielle Dokumente in großer Kanzleischrift; Packete von Privatbriefen, unter denen sich Briefe der Kaiserin an die Marschallin, des Kaisers an Bazaine fanden; endlich das ganze private wie politische Archiv des mexikanischen Feldzuges.

Diese Entdeckung veranlaßte die Polizeibeamten, ihre Haussuchung mit größter Sorgfalt fortzusetzen.

So fanden sie denn noch zwei Degen, welche Bazaine von besiegten Kommandanten überreicht worden waren; ferner auch den Feldmarschallsstab von schwarzem Sammt; da aber nur die Kisten mit den Dokumenten von Wichtigkeit waren, wurden sie hinuntergetragen, in einen Wagen gesetzt und nach der Präfektur gebracht.

Ferré freute sich schon im Voraus auf all' die Geheimnisse, welche ihm durch diese Schriftstücke enthüllt werden würden. Die kostbaren Kisten wurden daher sorgfältig in einem kleinen Verschlage, der an sein Bureau stieß, aufbewahrt. Bazaine war — nebst Mac-Mahon und noch vielen Anderen — einer von denen, die durch die Verfügungen der Commune — als Theilnehmer an den Verantwortlichkeiten des Reiches, und weil sie die Schuld daran trügen, daß der Feind den Boden ihres Vaterlandes betreten — außerhalb des Gesetzes standen und somit vogelfrei waren.

Das schwindelerregende Leben, das in der Präfektur geführt wurde, ließ vorläufig keine Zeit, die mit Beschlag belegten Papiere durchzusehen.

Nie erfuhr Bazaine, seine Familie, noch die dabei

Betheiligten, was aus ihnen geworden war. Erst bei Gelegenheit des Prozesses in Trianon erschienen in den Zeitungen wiederholt kleine hinterlistige Notizen, welche von Freunden eingerückt waren, um auf diese Weise das Schicksal der verlorenen Dokumente aufzudecken.

Die Wahrheit ist die: Da sie nie durchgesehen wurden, blieben sie in dem ersten Versteck neben Ferré's Bureau und wurden dort, beim Brande der Polizeipräfektur, von den Flammen verzehrt.

Ich habe diese Geschichte aus dem Munde dessen,*) der von Ferré zu jener Haussuchung abgesandt wurde; er glaubt jetzt endlich offen darüber sprechen zu dürfen.

Wegen des Mobiliars beauftragte man Jules Fontaines, Domänendirektor der Commune, damit, die nöthigen Schritte zu thun.

Das war einige Tage nachdem die Commune die Zerstörung der Vendômesäule — eine übrigens ganz blödsinnige Verfügung — beschlossen hatte.

Es wird wohl Niemand überrascht sein, wenn ich ihm sage, daß es unendlich viel leichter ist und viel rascher geht, eine Säule umzustürzen, als eine zu errichten.

Um die stolze Bronze zu fällen, — dies erhabene Heldenlied, welches unsere Siege über die Preußen verherrlichte und das dem unglücklichen Paris bisher ein Zeichen des Trostes gewesen — war es nur nothwendig,

* Gegenwärtig einer der verantwortlichsten Redakteure des „Intransigeant“. Anm. d. Verf.

seine Basis schräg zu durchsägen, wie man eine Pfeife schneidet.

Es wurden Arbeiter ans Werk geschickt.

Viele Mitglieder der Commune waren überhaupt dagegen, die Vendômesäule ihrer Metallplatten zu entkleiden und sie umzustürzen. Jourde, der es nicht wagte, offen gegen einen Beschluß anzukämpfen, der von sehr einflußreicher Seite auszugehen schien, hoffte, daß man auf andere Gedanken kommen würde, wenn sich Zeit gewinnen ließ; daher hörte er auf, die Arbeiter, die an diesem Zerstörungswerk beschäftigt waren, zu bezahlen.

Wenn man sagt: „Ohne Gaben ist nichts zu haben," so ist das richtig und dies Sprichwort läßt sich auf die Franzosen, besonders aber auch auf die Pariser gut anwenden. Der Kriegsdelegirte, der bei der Commune den ausdrücklichen Befehl, die Arbeit sofort zu beendigen, ausgewirkt hatte, ließ Jourde ansagen, die Arbeiter zu bezahlen, widrigenfalls man mit Gewalt Geld holen und ihn, an die Wand seines Bureaus gelehnt, erschießen würde.

Das war deutlich! Es wurde also nicht länger gezaudert. Die Säule wurde gefällt und stürzte in der Richtung der Friedensstraße auf ein Bett von Reisig und Stroh nieder. Natürlich war sie durch die Gewalt des Sturzes in mehrere Stücke zerbrochen, große Cylinder, die neben einander lagen.

In der Bevölkerung, die diesem Schauspiel beiwohnte, ließen sich zwei ganz verschiedene Strömungen

unterscheiden. Die große Masse war empört über den Schimpf, den Franzosen sich mit Vergnügen selbst zufügten. Nur eine kleine Zahl wahrhaft Besessener verfolgten die Arbeiten mit einem sehr verdächtigen Enthusiasmus.

Nachdem die Säule gefallen, stürzten sie sich mit Wuth auf die Bronze, die zersprungen war und den steinernen Unterbau bloslegte, welcher das Innere des Denkmals bildete.

Herr Drumont schrieb in der „France juive“, daß preußische Offiziere vom Balkon des Finanzministeriums diesem Schauspiel beiwohnten — wahrscheinlich hat er sagen wollen, vom Justizministerium aus. Dann fügt er hinzu, daß die Preußen die kleine silberne Siegesgöttin, welche Napoleon auf der Hand trug und die trotz aller Nachforschungen nie wiedergefunden wurde, als Trophäe mitgenommen haben.

Ich glaube, daß Herr Drumont irrig berichtet worden ist. Daß preußische Offiziere dem Sturze der Vendômesäule aus verschiedenen Fenstern, der an dem Platze gelegenen Häusern zusahen, ist wahr; aber das ist kein Grund anzunehmen, daß Preußen, welches dies Zeugniß unserer Siege vernichten ließ, die kleine Statuette von gediegenem Silber, die auf der neuen Säule durch eine ähnliche aus Bronze ersetzt wurde, mitgenommen hätte.

Sie wurde thatsächlich von einem jungen Doktor der Medizin aufgehoben, der sie in der Begeisterung des ersten Augenblicks mitnahm.

Einige Tage später stieg die Furcht in ihm auf, sich durch dies Kunstwerk zu kompromittiren. Als die Versailler dann siegreich in Paris eindrangen, verbarg seine Maitresse, die alle Hoffnungen und alle Enttäuschungen der Commune mit ihm getheilt hatte, die kleine silberne Victoria in ihrem Koffer, unter ihren Kleidern und Unterröcken, und entführte sie nach England.

Diese Freundin — eine der reizendsten und gefeiertsten Schauspielerinnen an einem der ersten Pariser Theater — könnte, wenn sie wollte, erzählen, was man in London mit der Statuette gemacht hat, denn ohne Zweifel blieb dieselbe in den Händen der Kerkermeister von St.-Helena. Wenn sie nicht in einem dunklen Laden in White-Chapel eingeschmolzen worden, wird sie vielleicht eines schönen Tages in einem der britischen Museen zum Vorschein kommen. In letzterem Falle ist es wenigstens gut, daß man weiß, wie sie dahin gekommen ist.

Als die Verfügung der Commune, die Säule betreffend, im Publikum bekannt wurde, erscholl in ganz Frankreich nur der eine Ruf: „Dahinter steckt Preußen!" Gestehen wir nur, daß dieser Verdacht nicht unbegründet war. Wenn die Preußen nach der Eroberung von Paris dort geblieben wären, hätte man es entschuldigen können, wenn sie den Wunsch gehegt hätten, die Säule zu zerstören; ebenso wie es zu entschuldigen war, als sie 1815 die Jenaer Brücke in die Luft sprengen wollten. Wenn wir als Sieger nach Berlin kämen, würden wir auch

zu entschuldigen sein, wenn wir die Denkmäler, die unsere Niederlage verkünden, vernichten wollten.

Das ist ein sehr menschliches Begehren, über welches nur die Philosophen die Achsel zucken, aber im Heer gibt es außerordentlich wenig philosophische Gemüther.

Es war daher ganz natürlich, daß die öffentliche Meinung — als sie Franzosen das ausführen sah, was das Herz der Deutschen erfreuen mußte, — dabei blieb: „Dahinter steckt Preußen!"

Ich glaube, es hieße die Commune verleumden, wollte man behaupten, daß sie einem ausdrücklichen Befehl Deutschlands, oder auch nur dem Wunsch, sich dem Sieger angenehm zu machen, gehorcht hätte. Wenn man dagegen behauptet, daß Deutschland die Commune beeinflußte, ist das keine Verleumdung. Warum sollte Deutschland nicht auf Paris einwirken, da es doch auf Versailles wirkte? Seit 18 Jahren hat es ja ununterbrochen einen Druck auf Frankreich ausgeübt; trotzdem es dasselbe von seiner Gegenwart befreit hat, gibt es doch nicht einen einzigen unter unseren Staatsmännern, der nicht vor allem seinen Geist damit beschäftigt — nicht was man in Berlin denkt, sondern was man in Berlin will! Und das wird so bleiben, bis Frankreich entweder seine Macht zurückerobert, oder definitiv den letzten Rest des europäischen Einflusses verloren hat, an den es sich mit der Energie der Verzweiflung anklammert.

Als die Ruhe wiederhergestellt war; als der Haß zwar nicht gelöscht, aber doch gemildert war, verlor die

Idee, daß Deutschland sich in unseren Bruderzwist eingemischt habe, an Boden. Heute glaubt alle Welt, daß die Deutschen sich damit begnügten, unsere Kämpfe mit ungeheuerem Interesse zu verfolgen, ohne sie zu schüren oder gar sie leiten zu wollen. Das ist jedoch ein Irrthum, den ich sogleich aufzuklären versuchen will.

Als ich von den politischen Unterhandlungen sprach, die während der Belagerung zwischen den Generälen Trochu und Burnside stattfanden, erwähnte ich schon, daß mir im Verlauf derselben klar wurde, wie feindselig der Gesandte der Vereinigten Staaten, Herr Washburne, gegen uns gesinnt war. So viel Sympathie General Burnside uns bezeugte, ebenso viel schien Herr Washburne unseren siegreichen Feinden entgegen zu bringen. Noch ein dem Leben abgelauschtes Beispiel für die Behauptung, daß der Franzose vom Schöpfer für die Rolle des Geprellten vorherbestimmt sei:

Ohne uns würde Amerika vielleicht heute noch von England abhängig sein. Ohne die naive französische Noblesse würden die Engländer wahrscheinlich mit ihren Unterthanen fertig geworden sein, die sich wegen der fiskalischen Rechte auf den Thee*) oder auf das Papier empört hatten. Wir können uns sagen, daß wir geholfen haben, Amerika frei zu machen. Und zum Dank dafür jauchzt es Preußen zu.

*) Mai 1767 Auflegung einer so hohen Theesteuer, daß sie dem Verbot gleichkam; 18. Dezember 1773 Aufruhr in Boston, wobei eine Theeladung im Werthe von 18,000 Pfd. St. in's Meer geworfen wurde. Anm. d. Uebers.

Italien, diese aus unserem Blute hervorgegangene Tochter, gab ein noch abstoßenderes Beispiel von Undankbarkeit, weil die Wohlthaten, die wir ihr erwiesen, noch neueren Datums waren.

Herr Washburne war erfinderisch in seinen Kundgebungen der Antipathie gegen uns; eine derselben frappirte mich besonders, weil sie so ingeniös, so — ich möchte sagen — italienisch war.

Er ließ sich amerikanische Zeitungen schicken, die er auch uns zu lesen gab, aber erst nachdem er sorgfältig mit einem dicken Tintenstrich alles, was uns von hohem Interesse sein mußte, durchstrichen hatte.*)

Nach dem Kriege überhäufte Kaiser Wilhelm ihn mit Auszeichnungen, so sandte er ihm z. B. sein Portrait in ganzer Figur.

Was ich von Herrn Washburne gesagt, wiederhole ich noch einmal; nur muß ich hinzufügen, daß er nicht nach dem Kriege mit Ehren überhäuft und mit dem Portrait des Kaisers beschenkt wurde, sondern erst nach dem Kriege und auch nach dem Sturz der Commune.

Wenn die Geschichte diese Epoche einst unparteiisch richten wird, wird sie auch das Verhalten Herrn Washburne's gegen Frankreich, beim rechten Namen nennen. Als einziger Diplomat, der während der Belagerung, sowie während der Herrschaft der Commune, in Paris

---

*) Wer weiß, wer diesen Schabernack verübte! Denn einem ernsten Mann von der Stellung Herrn Washburne's, kann man ein so kindisches Gebahren wohl nicht zutrauen.

Anm. d. Uebers.

blieb, handelte er nur so, wie er es that, weil er ernste Interessen — die deutschen Interessen — vertrat. Ja, er konnte denselben um so wirksamer dienen, weil man ihn, als Repräsentanten einer republikanischen Regierung, für einen unabhängigen und uneigennützigen Zuschauer der Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich halten mußte.

Herr Washburne blieb von Anfang an in beständiger Verbindung mit den Deutschen und unterrichtete sie, während der Belagerung von allem, was ihnen von Interesse sein konnte. Mit allen seinen Kräften half er bei unseren Aufständen und inneren Kämpfen mit. Er hat auch verhindert, daß uns ein Waffenstillstand bewilligt wurde und daß der Krieg schon im November ein Ende nahm, was ohne die Insurrektion vom 31. Oktober hätte geschehen können.

Nachdem er seine aufhetzenden, Unruhe stiftenden Agenten über ganz Paris vertheilt hatte, verschaffte er ihnen, als die Belagerung und Cernirung in vollem Gange war, preußische Geleitsbriefe, so daß sie ungehindert die feindlichen Linien passiren und die Stadt verlassen konnten.

Und als sich, am Ende der Commune, die Versailler nach Mazas begaben, wo sie Cluseret zu finden glaubten, war dieser — der auch zu den Schützlingen des amerikanischen Gesandten gehörte und den die Commune eingesteckt hatte — entflohen.

Wer hatte ihm die Gefängnißthore geöffnet? Wieder-

um Washburne, der ihn zum dritten Male, im Zeitraum weniger Monate, entwischen ließ.

Zahlreiche Werke sind über die Commune geschrieben worden. Wie kommt es, daß die Verfasser derselben sich nie Rechenschaft von dem Anstoß abgelegt, den Deutschland unserem Bürgerkriege gegeben? Von der geheimen Rolle, die es in Paris gespielt, indem es unsere Soldaten, unsere Mitbürger tödten, unsere Denkmäler umstürzen und einäschern ließ?

35,000 der Unsrigen, darunter die geschicktesten Arbeiter, sind gefallen; dadurch ist der Mittelpunkt der Produktion, die in der ganzen Welt unter dem Namen Pariser Artikel bekannt war, nach Berlin verlegt worden.

Die Verfasser vorerwähnter Werke haben nicht allein unterlassen, die Umtriebe Deutschlands in's rechte Licht zu setzen, sondern mehrere, deren Werke Epoche gemacht haben, wie z. B. Herr Maxime du Camp, haben jede Theilnahme der Deutschen bestritten. *)

Herr Maxime du Camp sagt über den Sturz der Vendômesäule: **)

„Courbet wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Das verdiente er auch; aber er sollte auch die Kosten des Wiederaufbaues der Säule, so wie sie am Tage vor der Zerstörung dastand, tragen und „diese

*) Und mit Recht! Anm. d. Uebers.

**) Les Convulsions de Paris, tome II p. 24. Anm. d. Verf.

kleine Rechnung" belief sich auf mehr als 350,000 Franken. Das heißt das Vergnügen, in die Geschichte Frankreichs eine Lücke zu reißen, theuer bezahlen."

Ich unterbreche hier das Citat aus Herrn Maxime du Camp's Werk, um einzuschalten, daß Courbet selbstverständlich die berühmte „Rechnung" von 350,000 Franken nie bezahlt hat. Ebenso gut hätte man ihn auch zu einer Milliarde verurtheilen können. Diese Ziffer hätte sich in dem Bilde noch besser gemacht.

Der Autor fährt fort:

„Viele verständige Leute haben nicht begreifen können, daß sich in Frankreich Personen fanden, die — nach den Niederlagen, unter denen wir litten und so zu sagen unter den Händen des Siegers — eines solchen Vandalismus fähig waren. Ihr Patriotismus empörte sich dagegen; sie nahmen an, daß fremde Einmischung dieser Niedertracht, die ausschließlich das Werk der Communards war, zu Grunde lag. Sie glaubten, daß die Hand Preußens den Anstoß dazu gegeben.

„Deutschland ist stark genug, sich selbst zu vertheidigen; ich habe daher nicht nöthig, für dasselbe einzutreten, aber vor der Wahrheit muß jede andere Rücksicht weichen. Ich habe die Commune bei allen ihren Handlungen beobachtet und mit wahrer Leidenschaft die Einmischung Deutschlands gesucht: ich habe sie nie finden können."

Wenn Herr Maxime du Camp dieser Einmischung nicht auf die Spur kam, so liegt das daran, weil Deutschland dieselbe wahrscheinlich gut zu verbergen verstand. Ich will, zum Gegensatz dazu, mich nun be-

mühen, den Beweis zu liefern, daß unsere Feinde ihre Hand in all unseren Angelegenheiten hatten und daß viele von den durch die Communards begangenen Schandthaten Deutschland zuzuschreiben sind.

Die Deutschen hatten die Macht, das Geld, höchst geschickte Agenten, wie z. B. Herrn Washburne; sie benutzten die verbrecherischen Umtriebe des Herrn Thiers, um sich auf unsere Kosten ein kleines Vergnügen zu bereiten. Wenn wir uns unter einander schlugen, so waren wir, wie immer, die unglücklichen Geprellten der Posse und der entsetzlichen Possenreißer, die uns dahin gebracht.

Ich hoffe, daß der Leser, wenn er von den Dokumenten, die ich ihm vorlegen werde, Kenntniß genommen haben wird, auch der Ansicht sein muß, daß wenn die Versailler und Pariser sich gegenseitig mordeten, die wahren Schuldigen d i e sind, die die Fackel der Zwietracht entzündeten und aus Interesse die Flammen schürten.

Das ist ein kleiner Trost, aber immerhin ist's ein Trost!

Vor einigen Monaten bat ich einen meiner Freunde, den Baron von Billing, mich mit dem General Eudes bekannt zu machen, dem er, durch ein Zusammentreffen wunderlicher Umstände, das Leben gerettet hatte.

Wir wurden zusammen zu Notta, zum Frühstück eingeladen.

Eudes war seit einigen Tagen krank, aber noch so voll moralischer wie physischer Lebenskraft, daß es un-

glaublich scheint, daß er schon drei Wochen später nicht mehr unter den Lebenden wandelte.

Das Frühstück war eines der interessantesten, die ich je mitgemacht und die Unterhaltung so lebhaft, daß wir der vorzüglichen Bewirthung des Baron von Billing nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Eudes wollte mir einige Tage später eine Menge wichtiger Dokumente schicken. Der Tod verhinderte ihn daran. Um mit aller wünschenswerthen Unparteilichkeit die Hauptpunkte, über die wir verhandelten, zu berichten, habe ich den Baron gebeten, so liebenswürdig zu sein, unsere Unterhaltung kurz wiedergeben zu wollen. Er hat meine Bitte gewährt und so lasse ich ihm denn das Wort:

„Lieber Freund!

„Sie bitten mich um eingehende Mittheilung einer Episode aus dem Leben von Eudes, bei der ich indirekt betheiligt war. Ich erfülle Ihren Wunsch mit Vergnügen, fürchte aber, daß meine Erzählung etwas lang ausfallen wird.

„Gewiß erinnern Sie sich noch der Geschichte mit den Feuerwehrmännern de la Villette, die sich Anfang August 1870 zutrug. Die Menge stürzte auf die Kaserne zu und in dem Getümmel wurde ein Feuerwehrmann getödtet, von wem, hat man nie recht erfahren. Eudes, der nicht weit von dem Handgemenge entfernt stand und einen Revolver in der Tasche hatte (von dem übrigens keine Patrone fehlte),

wurde verhaftet, vor das Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich zu der Zeit ihn noch nicht einmal dem Namen nach kannte.

„Mittlerweile schrieb mir einer meiner Freunde, ein ebenso bescheidener wie ausgezeichneter Gelehrter, einen langen, sehr schön stilisirten Brief, in welchem er sich für die vollkommene Ehrenhaftigkeit seines Kameraden Eudes verbürgte und behauptete, daß derselbe das Opfer eines Justizirrthums sei. Er flehte mich an, alles daran zu setzen, seinen Jugendfreund zu retten.

„Meine Schwester, Frau von Saulcy, hatte gerade in der Woche Dienst bei der Kaiserin.

„Ich eilte mit dem Schreiben Herrn Lemoine's nach den Tuilerien. Nachdem Ihre Majestät von dem Inhalt desselben Kenntniß genommen, geruhte sie auf der Stelle den Befehl zu ertheilen, daß die Vollstreckung des Urtheils des Kriegsgerichts verschoben würde. Der Prozeß Eudes sollte noch einmal sorgfältig geprüft werden; dann kam der 4. September, der ihm die Freiheit wiedergab. Der Rest ist bekannt.

„Jetzt erhielt ich von Herrn Lemoine abermals einen langen Brief, der meiner Schwester dafür danken sollte, daß sie dazu beigetragen, seinem Jugendfreunde das Leben zu retten.

„Während der ganzen Belagerung bewahrte ich dieses Schreiben auf dem Kamin meines Schlafzimmers, Rue Royale Nr. 11, auf.

„In der „Blutigen Woche“ übte dasselbe einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal des Hauses, in dem ich wohnte, aus; es gehörte damals dem Baron Edmund von Carayon La Tour, Deputirter der Gironde.

„Ich hatte, nach der Kapitulation, mit einem Geleitsbrief Jules Favre's versehen, als einer der ersten Paris verlassen, da mich ernste Interessen nach England riefen.

„Sie wissen, daß meine Mutter sich weigerte, Paris zu verlassen; sie blieb während der ganzen Belagerung, auch in der ersten Zeit der Commune dort; endlich entschloß sie sich, uns nach Brighton zu folgen, ließ aber in ihrer Wohnung ihr ganzes Mobiliar, ihre werthvollen Sammlungen, ihr Silberzeug, ihre Juwelen 2c. 2c. zurück.

„Während meines Aufenthaltes in Brighton las ich fast täglich in den englischen Zeitungen, daß General Eudes die Ehrenlegion befehligte. Dadurch kam ich auf die Idee, mich des Briefes Lemoine's zu bedienen, für den Fall, daß die Bundestruppen unsere Wohnung besetzen sollten.

„Zur Zeit des Angriffs der Versailler auf Paris, übte dieser Brief eine geradezu wunderbare Wirkung aus. Ein Bundeskapitän hatte schon ein Faß Petroleum in den Thorbogen hineinrollen lassen; dasselbe

wurde wieder fortgeschafft und statt Nr. 11 wurde Nr. 15 der Rue Royale in Brand gesteckt.

„Eine Gerechtigkeit muß man den Communetruppen widerfahren lassen; sie bewiesen eine skrupulöse Ehrlichkeit, nichts wurde angerührt oder mitgenommen. Doch um ganz unparteiisch und wahrhaftig zu Werke zu gehen, muß ich erwähnen, daß sich unter ihnen ein Künstler, oder jedenfalls ein bedeutender Kunstkenner befand. Ueber meinem Bette hing nämlich das einzige Miniaturportrait, welches Horace Vernet gemalt hat; es stellte meinen Pathen dar, den General Baron Fagel, der ein Nachkomme der ersten Staatsminister Hollands war. Er selbst war über 50 Jahre Gesandter der Niederlande in Paris. Das Portrait hatte einen massiv goldenen Rahmen. Bei meiner Rückkehr — nach der Commune — fand ich den Rahmen unversehrt vor, nur das Portrait fehlte.

„Siebzehn Jahre später saß ich eines Morgens am Bette Rochefort's, als der treue Jean den General Eudes anmeldete. Sie können sich denken, wie freudig ich ihm meinen Dank dafür aussprach, daß sein Name unsere unbedeutenden und mir doch so sehr am Herzen liegenden Nippessachen gerettet hatte.

„Von der Zeit an standen wir immer in freundschaftlichen Beziehungen zu einander; ich besuchte ihn, traf auch mehrmals mit ihm bei Rochefort und an anderen Orten zusammen.

„Ungefähr einen Monat vor seinem Tode hatte

Eudes den Wunsch ausgesprochen, mit unserem Freunde Lemoine zusammenzutreffen, den er seit 1870 nicht gesehen hatte; ich lud beide zum Frühstück zu Notta ein und da Sie auch Eudes kennen zu lernen wünschten, bat ich auch Sie dazu. Rochefort war leider an dem Tage verhindert.

„Während des Frühstücks fragten Sie den General nach verschiedenen Personen, die der Commune angehört, sowie nach verschiedenen Begebenheiten, die ich hier zu erwähnen unterlasse.

„Ich fragte dagegen, in Ihrem und Lemoine's Beisein, ob Eudes sich noch einer Episode entsinne, die sich während der zweiten Belagerung von Paris, am Thor de la Muette abgespielt habe? Man hatte mir erzählt, daß Galliffet sich eines Nachts zu weit in's Boulogner Wäldchen vorgewagt, von den Bundestruppen gefangen genommen und vor den Kommandanten der Bastion de la Muette geführt worden sei; aber schon nach drei Stunden habe er ein Mittel gefunden, sich wieder in Freiheit setzen zu lassen!

„Eudes versetzte, daß er davon nichts wisse; daß ihm aber der Kommandant jener Bastion einmal sehr verdächtig vorgekommen sei.

„Nun regte ich die Frage an, die — ich gestehe es — mich mehr als alle anderen interessirte. Hatte Deutschland mit der Commune in Beziehung gestanden, ja oder nein?

„Eudes sprach darauf die Befürchtung aus, daß gewisse Individuen mit Bismarck in Verbindung ge-

standen hätten. Ich bestürmte ihn mit Fragen über einen bestimmten Fall.

„Sie erinnern sich gewiß, daß ich in den Jahren 1871—72 französischer Geschäftsträger in München war. Im Herbst 1871 befand ich mich in Baden-Baden, wo ich einem früheren Sekretär des Herrn von Bismarck begegnete, der Mitglied des preußischen Herrenhauses, ein feuriger Katholik, einer der ehrenhaftesten Männer, die es giebt und durchaus unfähig eine Lüge auszusprechen, ist. Ich richtete dieselbe Frage an ihn: „Hatte, Ihrer Ansicht nach, Bismarck Beziehungen zur Commune oder nicht?"

„Der preußische Edelmann erwiderte mir unumwunden, daß sein ehemaliger Chef mit gewissen Personen aus der Commune in Beziehung gestanden habe. Er erhärtete das durch folgendes Beispiel:

„Während der Gefangenschaft des Erzbischofs, des Präsidenten Bonjean und des Abbé Deguerry, schrieb die Kaiserin Eugenie, die sich über das Schicksal dieser Herren beunruhigte, an Bismarck und flehte ihn an, seinen Einfluß aufzuwenden, um sie zu retten.

„Der Sekretär des Herrn von Bismarck versicherte mir, daß sein Chef der Kaiserin zurückschrieb, daß er für das Leben der Herren einstände und daß um ihretwillen keine Unruhe nöthig sei.

„Nach ihrer Hinrichtung schrieb die Kaiserin — von tiefstem Schmerze erfüllt — von Neuem an den Herrn von Bismarck; ihr Brief enthielt die lebhaftesten Vorwürfe. Um sich zu entschuldigen, gab der Kanzler

ihr zur Antwort, daß sich zu seinem großen Bedauern, ein Wechsel im Vorsitz der Commune vollzogen habe, daß unglücklicherweise zur Zeit der Hinrichtung der Geiseln, die Männer, mit denen er in Beziehung gestanden, nicht mehr am Ruder gewesen und daß er kein Mittel besitze, auf ihre Nachfolger Einfluß zu üben.

„Als ich das Eudes erzählte, fügte er hinzu: „Ich erinnere mich, daß vier Individuen, als des Einverständnisses mit dem Feinde bezichtigt, füsilirt wurden. Auf Letztere hat Bismarck wahrscheinlich angespielt."

„Ich überlasse es Ihnen, Ihre Schlüsse daraus zu ziehen. Meine Meinung steht fest. An dem Tage, an dem unsere siegreichen Legionen zum zweiten Male in Berlin ihren Einzug halten werden, wird sich kein französischer Staatsmann finden, der indirekt die Siegessäule niederreißen oder Potsdam in Brand stecken ließe.

„Unsere Rache wird damit zufrieden sein, von den Besiegten den Frankfurter Friedensvertrag zurückzufordern.

„Wir werden die Denkmäler respektiren, aber wir werden nicht einen Kreuzer in Deutschland lassen.

„In Ihrem „Tagebuch eines Ordonnanz-Offiziers" haben Sie an das Wort Heinrich Heine's erinnert, der seine Landsleute gut kannte: „Der Deutsche kommt dumm zur Welt, erst die Er-

ziehung macht ihn boshaft." Lassen Sie mich, lieber Freund, ein nicht weniger köstliches Wort hinzufügen: „Wollen Sie einem Deutschen das Herz zerreißen, so nehmen Sie ihm seine Börse." *)

„Erinnern wir uns dieser Wahrheit, die ich — der ich viele Jahre in Deutschland zugebracht — voll und ganz vertrete.

„Billing."

„P. S. Ich bemerke, daß ich einen wichtigen Punkt ausgelassen habe. Zu Anfang unserer Unterhaltung bei Notta, gab Eudes uns die ausdrückliche Erklärung ab, daß er mit dem Tode des Feuerwehrmannes von La Villete nichts zu thun hatte; er stand der Sache ganz fern. Hierauf fügte er hinzu, daß er zu jener Zeit gegen die kaiserliche Regierung konspirirte, ja mit gewissen Freunden schon ein wohl durchdachtes und ausgearbeitetes Komplott vorbereitet gehabt habe.

„Eudes übernahm die volle Verantwortlichkeit für Alles, was er that. Später hat er sich stolz zu gewissen, von ihm befohlenen Handlungen bekannt, die er — vom strategischen Gesichtspunkt aus — während der „blutigen Woche" für nothwendig hielt.

„Alles in Allem genommen, war er eine sympathische Persönlichkeit.

„Billing."

*) Eins dieser „köstlichen" Worte ist so unwahr, wie das andere. Anm. d. Uebers.

Wie der Mensch, so sein Zeugniß!

Ich selbst enthalte mich jedes Urtheils über den Baron von Billing; unsere beiden Familien kennen sich seit siebzig Jahren und die Freundschaft, die uns seit unserer Kindheit verbindet, könnte meine Ansicht beeinflussen.

Daher will ich Herrn Drumont das Wort lassen, indem ich aus seinem neuesten Werke „La Fin d'un Monde" folgende Stellen anführe:

„. . . In den Fragen der auswärtigen Politik, die oft im „Intransigeant" sehr gut behandelt sind, zieht Rochefort häufig einen Mann zu Rathe, der — von geradem Charakter und höchster Ehrenhaftigkeit — gezwungen war, die diplomatische Karriere aufzugeben, weil er sich den schmutzigen Intriguen der Opportunisten, in Betreff der tunesischen Angelegenheiten, widersetzte und dieselben gebührend brandmarkte.

„Das ist ein Mann, wie wir ihn an der Spitze des Ministeriums des Auswärtigen brauchten.

„Er ist ein Elsässer, wie Herr Rothan, der Deutschland ebenso gut kennt, denselben aufgeklärten Patriotismus besitzt; nur steckt in ihm noch etwas Künstlerisches; die Gabe, allen Ereignissen die malerische Seite, allen Wesen die deutliche Charakteristik abzulauschen — und das fehlt Herrn Rothan.

„Nachdem er hochwichtige Funktionen ausgefüllt, hat der Diplomat, von dem ich spreche, es so einzurichten gewußt, daß er keinen fremden Orden anzunehmen brauchte.

„Diesem an Geist und Herz so echt französischen Diplomaten mache ich nur den einen Vorwurf, sehr schreibfaul zu sein; er sollte seine interessanten Erinnerungen, die er so ausgezeichnet erzählt, herausgeben."

Nach dem Ultrakatholiken Herrn Drumont, will ich die Meinung des obersten Chefs der Intransigenten, Henri Rochefort's, wiedergeben.

„Herr von Billing ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihn erst unseren Lesern vorzustellen. In Paris geboren, stammt er aus einer Elsässer Familie; er trat früh in den diplomatischen Dienst, wo er schätzenswerthe Eigenschaften entwickelte.

„Nach dem Kriege von 1870—71 war er Gesandter in München; er war einer der seltenen Diplomaten, welche den Vortheil begriffen, den man aus der deutsch-sozialistischen Bewegung ziehen müsse und der der Regierung die Nothwendigkeit, dieselbe zu begünstigen, vorstellte, was den „Republikaner" Jules Favre, der damals Minister des Auswärtigen war, höchlichst ärgerte.

„Dann wurde er Geschäftsträger in Tunis, und es ist noch unvergessen, mit welchem Muth, mit welch warmer Beredsamkeit er die Intriguen in der Affaire Roustan aufdeckte.

„Ein bewährter Republikaner, ein rechtschaffener unbestechlicher Mensch, der in allen wichtigen auswärtigen Fragen in unseren düsteren Zeiten beschlagen ist, wird Herr von Billing das Mandat, welches ihm

die Wähler der Somme anvertrauen wollen, würdig und treu vertreten."

Ich nehme den Faden meiner Erörterungen jetzt wieder auf.

Herr von Bismarck hat zugegeben, daß Deutschland unter den Spitzen der Commune seine Agenten hatte; aber wer waren dieselben? Das ist ein wesentlicher Punkt, der der Aufklärung bedarf.

Die zwischen der Kaiserin Eugenie und dem Fürsten Bismarck gewechselten Briefe beweisen zum Ueberfluß die Mitwirkung Preußens bei der Commune. Wir werden noch erschöpfendere Beweise dafür liefern.

Ich habe schon einmal erwähnt, daß sich unter den Häuptern der Commune viele ehrliche und aufrichtige Männer befanden; diese ließen sich nicht träumen, welche Rolle gewisse Kollegen neben ihnen spielten. Denn zur Seite dieser redlichen Leute befanden sich Narren, Schlauköpfe und Verräther.

Das ist nicht so erstaunlich, wenn man bedenkt, wie viel Fremde sich in unsere Angelegenheiten einmischen kamen!

Wollte man glauben, daß Preußen keinen Druck auf die Commune ausgeübt hat, so hieße das, es einer edlen Selbstlosigkeit für fähig halten, von der es nach seinen Siegen keinen Beweis erbracht hat. Wer da glaubt, daß es sich nicht das Vergnügen gestattet hat, die Säule umzustürzen, die aus seinen Kanonen gegossen war, würde seinen militärischen Geist verkennen, der danach strebt, den Feind, den er zu bekämpfen hat, in

den Augen seiner Soldaten herabzusetzen. Es war eben ein Rachegelüste — ein göttliches Vergnügen — eine Speise, die man am liebsten kalt zu sich nimmt. Und es hatte schon ziemlich lange darauf gewartet!

Soll man deshalb den Deutschen gram sein? Durchaus nicht! Sie haben ihr Spiel gespielt: Wenn Sie die Karten gemischt hatten, sind nur die Dummköpfe zu beklagen, die die Partie angenommen hatten und sie natürlicherweise verlieren mußten. Wieviel mag Preußen für die berühmten Rufe: „A Berlin! à Berlin!" bezahlt haben? Das wird man nie erfahren, aber was dieselben Frankreich gekostet haben, weiß man annähernd.

Herr Washburne, der Repräsentant einer Nation, die ihre Freiheit und Unabhängigkeit nur — ich wiederhole es — dem französischen Geld und dem französischen Blut verdankte, hatte für uns, die unglücklichen Hungerleidenden, die wir mit unserer Verzweiflung in Paris eingeschlossen waren, nichts als grausame Spitzfindigkeiten und eine Impertinenz übrig, die mit der Undankbarkeit seiner Landsleute auf einer Stufe stand.

Da er der Korrespondent, der offizielle wie geheime Agent der Preußen in Paris war, erhielt er, ganz unabhängig von den Mittheilungen, die ihm von Spionen zugetragen werden mochten, eine Tasche mit Papieren und Briefschaften, welche ihm der Offizier, der als Parlamentär diente, häufig zu überbringen hatte.

Für die Wahrheit dieses Umstandes kann ich ein Zeugniß beibringen.

Kaiser Friedrich III. schreibt in seinen Tagebüchern:

„20. Januar. Während des Familiendiners werde ich herausgerufen; der Graf d'Héricourt kommt im Auftrage Trochu's, um einen Waffenstillstand oder wenigstens eine Waffenruhe von achtundvierzig Stunden zu bitten. Als ich dem Kaiser diese Nachricht überbrachte, sah er mich einen Augenblick fest an. Wir fühlten alle Beide, daß ein solcher Schritt der Vorbote großer Ereignisse sei. Ich lasse Bismarck Mittheilung davon machen; auch er ist derselben Ansicht."

Warum nannte der Kaiser — der damalige Kronprinz — mich d'Héricourt? Ist das ein Druckfehler? Oder hat Prinz Friedrich Karl, noch ganz erfüllt von dem Namen d'Héricourt, der drei Tagen heroischer Kämpfe beigelegt wurde, denen die Soldaten Bourbaki's Stand hielten, den Namen des Parlamentärs, d'Hérisson, damit verwechselt?

Das ist zwar von keiner Bedeutung; aber da mich schon Moritz Busch in seinem Werk: „Graf Bismarck und seine Leute während des französischen Krieges 1870—71" d'Hérisson de Saulnier nennt, muß ich gestehen, daß ich meinen Namen bei den Deutschen zu verlieren fürchte.

Als ich an diesem selben 20. Januar parlamentiren ging, wurde ich mit einer Manteltasche für Herrn Washburne betraut, die Depeschen seiner Gesandtschaft enthalten sollte. Auf diese Sendung folgten übrigens noch viele.

Vor meiner Abreise hatte ich vom Generalstab die Ordre erhalten, die Tasche der Vereinigten Staaten wieder zurückzubringen, aber unter keinem Vorwande — gleichviel für wen — die Besorgung von Privatbriefen zu übernehmen, weder für Herrn Washburne, noch für andere.

Als meine Mission zu Ende war, nahm ich dem deutschen Parlamentär-Offizier die Depeschentasche ab und warf sie auf den Boden des kleinen Nachens, in dem ich mich über die Seine setzen ließ. In dem Augenblick, als wir den Abschiedsgruß austauschten, zog der Offizier — als ob er etwas vergessen habe — ein Päckchen aus der Seitentasche seines Dolmans und bat mich, auch das Herrn Washburne übergeben zu wollen.

„Sind Briefe darin?" fragte ich, „denn in diesem Falle darf ich mich nicht damit befassen."

„Nein, nein, es ist ein kleines Packetchen, das der deutsche Generalstab dem amerikanischen Gesandten schickt."

Da ich fortfuhr, Schwierigkeiten zu machen und der Offizier in einer merkwürdigen Art darauf bestand, kam mir der Gedanke, daß dieses Päckchen mich vielleicht kompromittiren könne; deshalb bat ich mir bei meiner Rückkehr im Gesandtschaftshotel der Vereinigten Staaten einen Empfangschein darüber aus. Der Gesandte selbst war nicht zu Hause, aber sein Kanzleichef gab mir ohne Arg einen Empfangschein, aus dem ich ersah, daß ich — ganz entgegen dem, was mir gesagt worden — Herrn Washburne zwei Briefe überbracht hatte.

Meiner Gewohnheit gemäß, habe ich dieses Schriftstück aufbewahrt. Es lautet:

„Vom Herrn Grafen d'Hérisson eine Depeschentasche und ein Packet mit zwei Briefen (sic!) an die Adresse des Herrn Washburne empfangen.

„Paris, den 20. Januar 1871.

(Gesandtschaftsstempel.) „A. Schmit."

Man hatte es diesmal bequemer gefunden, seine Instruktionen direkt zu übersenden, ohne den Ueberbringer den Kugeln unserer Vorposten auszusetzen. Ohne Zweifel war das die Fortsetzung der Winkelzüge und Umtriebe, deren Opfer wir während der ganzen Belagerung und zur Zeit der Commune gewesen sind.

Ich lasse hier einen Bericht aus Nr. 81 des „Moniteur prussien de Versailles" vom 21. Februar 1871 folgen, der über Herrn Washburne schreibt:

„Mit welcher Strenge die Ausweisung auch betrieben wurde, so hatte sich doch im Laufe eines halben Jahrhunderts die deutsche Kolonie in Paris so weit verzweigt, daß viele Personen und Familien deutscher Abstammung, in Paris mit eingeschlossen werden mußten. Mit der lebhaftesten Rührung erweisen wir an dieser Stelle der großen Fürsorge die ihr gebührende Ehre, mit der Se. Excellenz Herr Washburne, Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika — der mit den Interessen der Deutschen während des Krieges betraut war — sich dieser Aufgabe, namentlich zur Zeit der Belagerung, entledigt hat. Uns liegen zahlreiche Zeugnisse vor, aus

denen ersichtlich ist, daß der Herr Gesandte der Vereinigten Staaten nicht aufgehört hat, sich mit dem Gesammtschicksal der in Paris gebliebenen Deutschen, wie mit dem einzelner Individuen zu beschäftigen. Er hat sie nicht nur mit Geld und Lebensmitteln unterstützt, sondern hat sogar in dem Gesandtschaftshotel ein Zimmer heizen lassen, wo die Nothleidenden vor der Strenge eines ungewöhnlich harten Winters Zuflucht fanden. Deutschland schuldet Herrn Washburne unendlichen Dank und wir fühlen uns ganz besonders glücklich, daß wir heute das edle Beispiel, das er gegeben, zur Kenntniß des Publikums bringen können. Auch müssen wir hinzufügen, daß das diplomatische Personal der amerikanischen Gesandtschaft, an den Bemühungen ihres Chefs, die unglückliche Lage der in Paris eingeschlossenen Deutschen zu lindern, würdigen Antheil genommen hat."

Herr Washburne gab Unterstützungen an Lebensmitteln und Geld. Er nährte und wärmte die Deutschen in Paris, während die Franzosen vor Hunger und Kälte umkamen, was ihn aber nicht hinderte — wenn er auch Geld genug hatte, unsere Feinde zu stärken — sich an den französischen Generalstab zu wenden, um seine eigene Börse zu schonen. Beweis folgender Brief:

Légation
des États-Unis. Paris, le 21. novembre 1870.

My dear Count,

I find that it is becoming difficult to get forage for my horses; and I have thought it

might be in your way, in a sort of military manner, to aid my coachman to get some oats from the government supply.

I have directed him to call on you, and begging pardon for troubling you on such a subject.

I beg that you will believe me, etc.

Washburne.

Count d'Hérisson*)

Ein anderes Mal, zur Zeit der Commune, waren auch wieder die kleinen Privatinteressen Herrn Washburne's mit im Spiel. Und wenn dieser Gesandte sich, während der Belagerung, auch gern an die französische Regierung wandte, so stand er bei dieser Gelegenheit nicht lange an, die deutsche Regierung um ihre Vermittelung zu bitten. Einige vereinzelte Communards,

*) Gesandtschaft
der Vereinigten Staaten. Paris, den 21. November 1870.

Mein lieber Graf,

Ich finde, es wird schwierig, mir Futter für meine Pferde zu verschaffen, und da habe ich gedacht, daß es Ihnen vielleicht möglich wäre, durch 'ne Art Militär-Requisition, meinem Kutscher behilflich zu sein, sich aus dem Regierungsvorrath Hafer zu verschaffen.

Ich schicke ihn zu Ihnen und bitte mir nicht zu zürnen, daß ich Sie wegen solcher Angelegenheiten belästige.

Genehmigen Sie u. s. w.

Washburne.

An den Herrn Grafen von Hérisson.

die von der Doppelrolle, welche Herr Washburne bei der Commune spielte, nichts wußten, wollten eines Tages in sein Privathaus eindringen. Dies Schicksal hatten viele Hausbesitzer erfahren, hier aber wurde die Sache ernst; denn alles, was Herrn Washburne angehörte, war geheiligt. Man hätte ja auf Schriftstücke stoßen können, die es nicht angebracht war, von Frankreich lesen zu lassen.

Herr Maxime du Camp erzählt diesen Vorfall folgendermaßen:

„Sonnabend den 20. Mai war Herr Washburne, bevollmächtigter Gesandter der Vereinigten Staaten Amerikas, in seinem Gesandtschaftshotel, Rue Chaillot, grade beschäftigt an den General Fabrice zu schreiben, um den Schutz Deutschlands für einige Elsässer in Anspruch zu nehmen, als ihm eine Dienerin die Nachricht überbrachte, daß seine Privatwohnung in der Avenue de l'Impératrice von mehreren Bundessoldaten bedroht sei; dieselben wollten sich dort einquartiren und erklärten, daß sie den diplomatischen Charakter bei niemand anerkennen würden.

„Herr Washburne ließ sofort Pascal Grousset davon benachrichtigen und dieser traf schleunige Vorsichtsmaßregeln zum Schutze des Hauses des Repräsentanten der Vereinigten Staaten. Der General fuhr mit seinem Schreiben an General Fabrice fort und schloß dasselbe mit den Worten: „„Hier wird's von Tag zu Tag schlimmer. Während ich Ihnen schreibe, kommt mein Dienstmädchen mir mittheilen, daß Nationalgarden in

mein Haus einzudringen versuchten, ohne sich an meinen diplomatischen Charakter zu kehren, den sie nicht anerkennen wollten. Alle Häuser in der Nachbarschaft sind geplündert worden.""

„Man darf nicht vergessen, daß Herr Washburne es übernommen hatte, das Leben und die Interessen der in Paris gebliebenen Deutschen zu schützen. Von der Nachricht, die er erhielt, betroffen und in dem Glauben, daß Herrn Washburne's Wohnung von den aufständischen Soldaten beschädigt sei, schickte General Fabrice ohne Zeitverlust ein Telegramm an den Fürsten Bismarck, der sich in Frankfurt a. M. befand. Die Antwort des Reichskanzlers ließ nicht auf sich warten und nun richtete General Fabrice folgendes Schreiben an Pascal Grousset:

„Soisy, den 21. Mai 1871.

„Gestern, am 20. Mai, wurde der deutschen Regierung die Mittheilung gemacht, daß mehrere Nationalgarden das Haus des amerikanischen Gesandten überfallen und erklärt hätten, sich um seinen diplomatischen Charakter nicht zu bekümmern. Diese Handlung, die eine völlige Verachtung aller Grundsätze des Rechtes beweist, wird zu einer internationalen Frage. Das Recht, für diesen Schimpf Genugthuung zu verlangen, kommt allen Regierungen in gleicher Weise zu; für die deutsche Regierung jedoch wird dieses Recht zur Pflicht, da der Gesandte der Vereinigten Staaten während der beiden Belagerungen die Güte hatte, die deutschen Interessen in Paris

unter seinen Schutz zu nehmen. Demzufolge fordert Unterzeichneter die Machthaber in Paris auf, den deutschen Militärbehörden sofort die Nationalgarden auszuliefern, welche sich der Verletzung der Neutralität Herrn Washburne's schuldig gemacht haben. Wenn durch die Auslieferung der Schuldigen in die Hände der Vorposten von St.-Denis, binnen 24 Stunden, nicht Genugthuung gewährt wird, behält sich die Regierung das Recht vor, augenblicklich andere Maßregeln zu ergreifen.

Fabrice."

Daß Deutschland sich beeilte, sich ins Mittel zu legen, war selbstverständlich; denn es hatte bei dieser Gelegenheit mehr seine eigenen, als Herrn Washburne's Interessen zu vertheidigen. Ich frage mich nur, wie kam Herr Maxime du Camp dazu, Kenntniß von dem Inhalt des Briefes zu erlangen, welchen der Gesandte der Vereinigten Staaten am 20. Mai an den preußischen General schrieb? Wenn ihm Herr Washburne selbst Einsicht darin gestattet hat, ist jeder Hintergedanke erlaubt.

Dieser Brief rief in der That den Schutz Deutschlands zu Gunsten einiger Bewohner des Elsasses an. Das waren nette Patrioten, die ihre französische Nationalität nicht schnell genug los werden konnten — aber nach dem, was sich gegenwärtig im Elsaß abspielt, müssen jene Leute zu den seltenen Ausnahmen gehört haben. Ich meine im Gegentheil, daß der Hauptzweck dieses Schreibens, wie aller, die Herr Washburne täg-

lich an den General Fabrice richtete, ein ganz anderer war und daß von den wenigen Elsässern, die sich in Paris befinden mochten, wohl kaum die Rede war.

Nachdem Herr Maxime du Camp auf die Epistel des Generals, Pascal Grousset's Antwort folgen läßt, schließt er sein Kapitel mit folgenden Zeilen:

„Als dieser Brief geschrieben wurde, befanden sich die französischen Truppen schon in Paris; damit mußte sich General Fabrice begnügen, denn, wofern er denselben nicht hilfreiche Hand leisten wollte, hatte er keine Macht mehr, auf die Commune einzuwirken. Diese hat behauptet, daß die Versailler Regierung nur den Sieg über sie davon getragen hatte, weil sie die Mitwirkung Deutschlands nachsuchte und erhielt.

„Die klugen Köpfe und die, welche die Insurrektion vom 18. März nicht begriffen, haben Deutschland beschuldigt, dieselbe angestiftet zu haben. Von beiden Seiten ist das ein Irrthum. Deutschland blieb neutral, wenn auch aufmerksam und bereit zu handeln, sobald die Frist, die es Herrn Thiers zur Wiedereroberung von Paris gesetzt, verstrichen wäre. Gott sei Dank, man hielt zur rechten Zeit seinen Einzug!"

Welches war die Frist, die Deutschland Herrn Thiers setzte? Wie lange mochte es ihm wohl erlaubt gewesen sein, Soldat zu spielen? Er ließ 35,000 Menschen niedermetzeln und Paris auf viel schrecklichere und unheilvollere Weise bombardiren, als es die Preußen gethan; er hat die Häuser, die Denkmäler, die Wunder der Kunst einäschern, die Geiseln erschießen lassen. Wann

war denn der Augenblick, wo Deutschland ihm sagen sollte — es ist genug?

Nein, die klugen Köpfe, von denen Herr Maxime du Camp spricht, täuschten sich nicht: Deutschland hat den Aufstand genährt: es hat Vortheil davon gezogen und hätte gewünscht, noch mehr dadurch zu gewinnen.

Die unerwartete Veröffentlichung der „Tagebücher Kaiser Friedrichs", auf die Fürst Bismarck in solch kläglicher Weise antwortete, hat nach 18 Jahren den Beweis geliefert, daß die guten Deutschen den Krieg wünschten und uns dahin brachten, ihn ihnen dummerweise zu erklären. Bismarck hat zugegeben, daß — wenn Deutschland sich lange schon auf den Krieg vorbereitete — er auch schon seit langer Zeit Agenten in Paris im Solde hatte, die Frankreich dahin bringen sollten, so zu handeln, wie es gehandelt hat.

Wenn man, nicht vor 18 Jahren, sondern voriges Jahr geschrieben hätte, daß all unser Unglück, unser Ruin, das Werk Deutschlands ist, welches schon lange mit kalter Berechnung daran arbeitete und uns die ebenso alberne als traurige Rolle einer Heerde Schafe spielen ließ, die selbst zur Schlachtbank laufen — wer würde das geglaubt haben?

Wer nicht in Erinnerung an Napoleon's III. nur zu gerechtfertigtes Zaudern, vor Unwillen zittert, ist kein rechter Patriot. Diesem Zaudern und Schwanken wurde erst durch die Kaiserin Eugenie ein Ende gemacht, indem sie den Marschall Le Boeuf nöthigte, den Krieg — „Meinen Krieg!" — wie sie sagte, zu erklären.

Ebenso hat man bis zum heutigen Tage nicht ernsthaft nach der Rolle geforscht, die Preußen in der Commune spielte; der Zukunft ist es vorbehalten, seine Falschheit, seine Umtriebe zu enthüllen.

Hat nun Deutschland Unrecht gehabt, so zu handeln? Durchaus nicht! Jede Nation hat das Recht, die Decke zu sich zu ziehen, um sich warm zu betten. Die Dummköpfe, die sich die Decke von den Füßen ziehen lassen, sind zu beklagen.

Was die Rolle des Herrn Washburne anbetrifft, so würde ich — falls ich in der Politik überhaupt noch über etwas in Staunen gerathen könnte — erstaunt sein, daß die Vereinigten Staaten damit einverstanden waren. Aber ich habe ja mit eigenen Augen — denn ich befand mich zur Zeit der Kriegserklärung grade in Amerika — die Haltung der Yankee's gesehen: Man hätte glauben können, daß Deutschland sich anschickte, nicht gegen die Nation in Kampf zu gehen, die die Ketten der Amerikaner gebrochen, sondern gegen die, welche sie geschmiedet hatte.

Ich überlasse es daher den redlichen Leuten, Herrn Washburne's Verhalten mit dem rechten Namen zu belegen und wende mich zu Cluseret, dessen Protektor er war.

Man darf nicht vergessen, daß in den Junitagen 1869 ein Vorführungsbefehl gegen Cluseret erlassen war. Derselbe empfing den Polizeikommissär, der ihn in seinem Hause in Suresnes verhaften wollte, einen Revolver in einer Hand, ein Dekret, durch welches ihm

das amerikanische Bürgerrecht verliehen wurde, in der anderen.

Washburne hatte die Kühnheit, ihn zu reklamiren und für seine Person zu haften. Dann ließ er Cluseret sofort aus Frankreich verschwinden.

Ein beim Prozeß der Internationale*) 1870 mit Beschlag belegter Brief, beweist unumstößlich, daß Cluseret sich nur nach Amerika begab, um dort für die Wühlereien der Commune Boden zu gewinnen.

Er gehörte einer guten, höchst ehrenwerthen Familie an, deren übrige Mitglieder noch heute in hoher Achtung stehen. Zuerst wurde er Offizier; dann half er im Jahre 1848 energisch die Revolution bekämpfen, wurde durch Orden ausgezeichnet und nahm, nachdem er noch in der Krim mit großer Tapferkeit gekämpft, seinen Abschied und wurde Güterverwalter.

Später wurde er italienischer Offizier, amerikanischer Bürger und General, endlich Kriegsminister unter der Commune. Ein merkwürdiger Fall möge hier seinen Platz finden. Als Cluseret im amerikanischen Lager ankam, war er Ueberbringer eines Empfehlungsbriefes des Kapitän Morin, der dem Grafen von Paris attachirt war, an den General Mac-Clean, durch den er dann in die amerikanischen Heere eingeführt wurde.

---

*) Ein Sozialistenbund in den 60er Jahren in London gestiftet, der — durch Abschaffung von Religion, Ehe, Erbrecht — eine allgemeine Volksverbrüderung anstrebte.

Anm. d. Uebers.

Cluseret, der danach strebte, um jeden Preis — gleichviel durch welche Mittel — berühmt zu werden, war wohl einer der Agenten, die Herr von Bismarck auf Empfehlung Herrn Washburne's erwählt haben mochte.

Eine gleichmäßigere geordnetere Regierung, als die unserige im Jahre 1872 war, würde von dem amerikanischen Gesandten sicher strenge Rechenschaft über die Verantwortlichkeiten gefordert haben, die derselbe sich angemaßt hatte.

Die Patrioten der Commune mißtrauten Cluseret; sie behandelten ihn wie einen Spion, der nicht mit Herrn Thiers (wie behauptet worden ist), sondern mit Preußen unter einer Decke steckte. Die deutsche Frage wurde sorgfältig bei Seite gelassen. Man setzte ihn in Mazas gefangen, aber — wie schon gesagt — als die Versailler ihren Einzug in Paris hielten, hatte Herr Washburne ihm schon die Thore des Kerkers geöffnet. Das war das geringste, was er thun konnte.

In einem Briefe aus New-York, vom 17. Februar 1870, schreibt Cluseret, über den Fall des Kaiserreichs sprechend, an Varlin:

„Wenn der Tag anbricht, müssen wir, physisch wie moralisch, gerüstet sein. An dem Tage heißt es: Wir oder das Nichts! Bis dahin werde ich mich wahrscheinlich ruhig verhalten; aber — ich bekräftige es nochmals und ich sage nie ja, wenn ich nein meine — an dem Tage wird Paris entweder unser sein, oder es wird nicht mehr existiren."

Der neue Bürger der Vereinigten Staaten war denn auch, gleich nach dem Sturze des Kaiserreichs, in Paris. Er suchte sofort Trochu auf und sagte:

„Herr General, hier bin ich wieder; haben Sie mir ein Oberkommando aufgehoben?"

„Nein, Herr General. Es waren neun da, aber die sind sämmtlich vergeben."

„Gut," entgegnete Cluseret, indem er aufstand und ging, „so werde ich mich ans Volk wenden."

Er wandte sich in der That an das Volk, aber in einer so abscheulichen Weise, daß der Polizeipräfekt ihn verhaften wollte. Auch diesmal legte sich Washburne ins Mittel, um ihn der französischen Gerechtigkeit zu entziehen; ich führe mit Bezug hierauf die Aussage des Polizeipräfekten, Grafen von Kératry, vor der Untersuchungskommission der Nationalversammlung an, die über die Vorfälle des 4. September, sowie über die Regierung der „Défense nationale", in der Sitzung vom 15. Juli 1871 verhandelte:

„Graf von Kératry. — Wenn man gleich in den ersten Oktobertagen, mit Herrn Sapia, auch Flourens und Blanqui verhaftet, über sie zu Gericht gesessen und sie füsilirt hätte, wie das Gesetz und das Gemeinwohl es erheischten, so würden die Aufständischen dadurch für lange Zeit zurückgeschreckt worden sein.

„Das hat auch einer der Rädelsführer, General Cluseret, über den ich der Kommission noch einige Aufklärungen geben werde, eingesehen, denn er hat sich beeilt, Paris den Rücken zu kehren, sobald er eine Ge-

waltmaßregel fürchtete; wunderbarerweise ist er durch die preußischen Linien entkommen, ohne von dem Feinde beunruhigt zu werden, der doch sonst so wachsam ist, daß er alle unsere verwegensten Kouriere anhielt . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Herr von Kératry. — . . . Ich komme noch einmal auf Herrn Cluseret zurück. Derselbe hat einen Bruder, der unter dem Kaiserreich zum Steuereinnehmer ernannt wurde und, wie ich glaube, seine Stelle, trotz der scheinbaren Feindseligkeit des Generals gegen das Kaiserreich, behalten hat. Herr Cluseret kam nach dem mexikanischen Kriege nach Paris zurück und hat bei der Redaktion des „Courrier français“ neben Herrn Vermorel mitgewirkt; der Letztere erhielt 500 Franken monatlich von Herrn Rouher.

„Ein Mitglied. — Sind Sie dessen sicher? Diese Thatsache ist bestritten worden.

„Herr von Kératry. — Die wörtliche Abschrift der einschlägigen juristischen, wie politischen Aktenstücke wird Ihnen dieselbe Ueberzeugung beibringen, wie mir. Es hat viel geheime Agenten gegeben, die das Kaiserreich unterhielt und die noch nicht entlarvt sind.

„Herr Cluseret war also Mitarbeiter des Herrn Vermorel geworden.

„Nach dem 4. September kommt er nach Paris und mischt sich, mit Felix Pyat, Blanqui, Delescluze, in die Politik. Er erhält aus dem Auslande Geld; ein Brief von ihm ist aufgefangen worden, in welchem er in Belgien bittet, daß man ihm, unter dem Couvert

einer Gesandtschaft, nicht Papiergeld, sondern Gold schicken möge. Die Vertheilung dieses selben fremden Goldes läßt sich, zu der Zeit, im Quartier Montrouge nachweisen.

„Angesichts dieser Umtriebe des Herrn Cluseret, der rasch zu einem hohen Range in der Nationalgarde befördert wurde, suchte ich Herrn Washburne, den Gesandten der Vereinigten Staaten auf und fragte ihn, ob es wahr sei, daß Cluseret amerikanischer Bürger geworden? Er erwiderte, daß Herr Cluseret sich in Amerika habe naturalisiren lassen — ja er gab mir das sogar schriftlich. Ich verhehlte dem amerikanischen Gesandten meinen festen Entschluß, den fremden General vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, sobald er den ersten bewaffneten Angriff versuchen sollte, nicht. Schon in der nächsten Nacht, als die Cernirung schon vollständig und wir von allen Seiten eingeschlossen waren, entfloh Herr Cluseret durch die preußischen Linien. Eigentlich war mein Zweck damit erreicht, denn Cluseret war unschädlich geworden; seltsam bleibt es aber, daß er glücklich durch das feindliche Heer hindurch kam.

„Er begab sich nach Lyon. Dort ernannte ihn die Internationale, die aus deutschen und französischen Elementen bestand (die Haltung der letzteren hat Ihre Aufmerksamkeit erregen müssen), sofort zum Anführer des Aufstandes. Er wird besiegt und flieht nach Marseille; trotzdem ernennt ihn dieselbe Internationale wieder zum Anführer der Insurrektion in Marseille.

„Die Rolle, die Cluseret bei diesen Ereignissen

spielte, wird immer sehr zweideutig bleiben. Wie ist es möglich, daß — während nichts, nicht einmal ein Brief, aus Paris hinausgelangt; während wir gesehen haben, daß die gewandtesten und hingebendsten Marinesoldaten den vergeblichen Versuch machten, die feindlichen Linien zu passiren — ich frage noch einmal, wie ist es möglich, daß Herr Cluseret ungefährdet durch das Cernirungsnetz hindurchkommt?

„Ich komme zum Schluß, meine Herren, und erinnere Sie nur noch daran, daß ich, während meiner Amtsführung als Polizeipräfekt, die Akten der Männer abschreiben ließ, von denen ich voraussah, daß sie in der aufständischen Bewegung eine Rolle spielen würden. Sie werden kostbares und lehrreiches Material darin finden; seit acht Tagen befinden sich diese Aktenstücke in den Händen des Ministers des Innern!" . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Der Graf von Kératry fährt fort.

„Graf von Kératry. — Ich weiß weiter nichts.

„Ich füge hinzu, daß ich, die Angriffe der Commune auf die Polizeipräfektur fürchtend, eine summarische Kopie der Akten mehrerer Anführer und Mitglieder vornehmen ließ, die bei den letzten Ereignissen verhaftet wurden. Dadurch sind diese wichtigen Dokumente vor der Zerstörung bewahrt worden; ich habe sie dem Herrn Minister des Innern geschickt, um die Richtigkeit derselben feststellen zu lassen.

„Auf die Akten Blanqui's habe ich eine besondere Bemerkung geschrieben. Es wäre wünschenswerth, daß

eine Untersuchung angestellt würde, um zu erfahren, von wem Blanqui das Geld hatte, das er bei dem Krawall der Feuerwehr von La Villette vertheilte. Damals hatte er schon die Absicht, sich — mit Hilfe von Delescluze — der Polizeipräfektur und des Stadthauses zu bemächtigen. Ich habe nicht die Zeit zu dieser Untersuchung gehabt.

„Es wäre wichtig zu wissen, ob dies Geld nicht von kaiserlichen oder preußischen Agenten geliefert wurde, zum Zwecke, das kaiserliche Regime in der Hauptstadt, aus Furcht vor revolutionären Exzessen, zu unterstützen.

„Graf Daru. — Meinen Sie den Fall Eudes?

„Graf Kératry. — Ja. In dem Fall Eudes gab es großmüthige Narren, aber auch Mitschuldige und vertheilte Fonds. Man muß dahinter kommen, wer Blanqui diese Mittel zur Verfügung gestellt hat.

„Seit dem 4. September begab ich mich jeden Abend in den Regierungskonseil und wohnte demselben schweigend bei. Ich antwortete auf die Fragen, die die Minister mir vorlegten und gab die nothwendigen Aufklärungen über die Lage jedes Tages.

„Bei der Abendsitzung erklärte ich der Regierung, daß Felix Pyat, Blanqui und Delescluze an der Commune arbeiteten, die nur ein Losungswort war, denn das wirkliche Ziel war der Umsturz der Nationalvertheidigung. Mir waren auch die geringsten Wühlereien der Anführer, durch sichere und sehr erfahrene Agenten bekannt, die früher im Ministerium des Inneren, unter Herrn Forcade la Roquette, damit betraut gewesen

waren, die sozialistischen Kandidaturen gegen die republikanischen zu unterstützen; diese Leute kannten alle Individualitäten der Klubs und ihre Gevatterschaften aufs genaueste. Gewisse Aufwiegler waren sogar selbst geheime Agenten der früheren Polizei gewesen. Ich erklärte die Situation für eine sehr ernste u. s. w."

Ich lasse jetzt die Aussage des Herrn Rouher folgen.

Herr Rouher, der ungefähr ein Jahr später, am 6. Juni 1872, befragt wurde, gab die klarste Auskunft über Alles, was die amerikanische Naturalisation Cluseret's betrifft:

„Herr Rouher. — Ich halte es nicht für nothwendig, Ihnen vom General Cluseret zu sprechen. Dennoch glaube ich, daß an der Aussage des Herrn von Kératry über diesen Punkt, etwas Wahres ist. Wenn Sie wünschen, von mir Aufklärungen über die Beziehungen der kaiserlichen Regierung zu dem „General" Cluseret zu erhalten, bin ich in der Lage Ihnen mitzutheilen, was unsere Meinung über ihn und wie unser Verhalten gegen ihn gewesen ist. . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, glaube ich, daß der „General" Cluseret für einen geheimen Agenten galt, dem man sehr wohl wollte. Man hat mit Rücksicht auf ihn folgendermaßen gehandelt:

„Cluseret stand als Offizier im Heer; er hatte im Kriegsministerium schlechte Zeugnisse. Eines Tages verschwand er und ging nach Amerika, dort erhielt er

den Titel „General", oder legte sich denselben eigenmächtig bei — welche von beiden Lesarten die richtige ist, weiß ich nicht. Dann kehrte er nach Frankreich zurück und setzte sich sofort mit einer Zeitung, ich weiß nicht mehr welcher, in Verbindung, die er mit Vermorel leitete. Darin erschienen Artikel aus seiner Feder, die die glühendste, leidenschaftlichste Polemik, vorzugsweise gegen die Armee, führten und die Grundsätze der Disciplin, die dieselbe regieren, zu erschüttern suchten.

„Dieser Fall schien ernst genug, um ihn vor den Ministerrath zu bringen. Dort wurde die Frage ventilirt, was man wohl mit diesem „General" Cluseret machen könne. Der Minister des Innern schlug seine Ausweisung vor; zuerst stellte sich uns eine Schwierigkeit entgegen: er war Franzose und würde sich gewiß darauf berufen.

„Aber er ist nicht mehr Franzose, er ist in fremde Dienste getreten und darauf hin amerikanischer Bürger geworden.

„Dann müßte man zu beweisen suchen, daß er, als Franzose, ohne Erlaubniß fremde Dienste genommen hat; hat er ein Anrecht auf den Titel „General", wie er es behauptet, so muß er sich darüber verantworten und dann kann man ihn als Ausländer ausweisen.

„Es wurde nun im Ministerrath der Beschluß gefaßt, Cluseret wegen ungerechtfertigter Anmaßung des Titels „General" in Anklagezustand zu versetzen. Die Vorladung vor den Untersuchungsrichter erfolgte, Cluseret erschien und erklärte, zu dem Titel „General" be-

rechtigt zu sein, da er an dem letzten amerikanischen Kriege aktiv theilgenommen habe.

„Sie haben also," fragte man ihn, „mit Bewilligung des Kriegsministers fremde Dienste genommen? Wenn nicht, so würden Sie Ihr französisches Bürgerrecht eingebüßt haben?" — „So ist es," versetzte Cluseret. — „Sie erkennen diese Sachlage an?" — „Ja, vollkommen; ich bin jetzt amerikanischer Bürger."

„Man verlangte nichts mehr. Als diese Thatsache juridisch festgestellt war, als der Titel „General" von Cluseret selbst formell anerkannt war, wurde ein Ausweisungsbefehl erlassen und Herr Cluseret an die Grenze gebracht."

Ich gebe noch die Aussage des Admiral Saisset, vor der parlamentarischen Untersuchungskommission, über den Aufstand des 18. März wieder.

Der Admiral berichtet über die Unterhandlungen eines gewissen Veysset mit mehreren Chefs der Bundestruppen, die den Zweck hatten, Paris für Geld auszuliefern.

„Veysset machte durch Vermittelung Bidault's ihm (Cournet) Eröffnungen. Cournet sagte zu ihm: „Gern, ich will thun was man wünscht, aber nur, wenn ich viel Geld erhalte." Daraufhin gab ihm Veysset 3000 Franken und nun brachte Cournet ihn mit Inger, dem Adjutanten von Dombrowski, zusammen. Dieser zierte sich ein Weilchen, dann aber sagte er endlich: „Gehen Sie zu Cluseret. Ich werde Sie mit ihm bekannt machen."

„Veyſſet begab ſich zu Cluſeret und machte ihm gradheraus ſeine Eröffnungen. Er ſagte:

„Wenn Sie den Verſailler Truppen den Einfall in Paris erleichtern, wird man Ihnen geben, was Sie fordern."

„Cluſeret verſetzte: „Ich werde von Bismarck und den Anderen zu gut bezahlt, als daß Sie mich kaufen könnten. Es gelingt Ihnen nicht, alſo bemühen Sie ſich nicht weiter."

Herr Cluſeret, der ſeine franzöſiſche Nationalität ſo leicht veräußerte, als ſie ihn zu geniren anfing, zögerte nicht, ſie in dem Augenblick zurückzufordern, als ſie ihm einen Sitz in der Kammer einbringen ſollte.

Einem Redakteur des „Peuple" ſchreibt er Folgendes:

„Ich bin Franzoſe und durch und durch Franzoſe. Es iſt bekannt, daß ich in Paris geboren bin. Im Jahre 1862 befand ich mich in Amerika und da ich mich der Herrſchaft Herrn Bonaparte's entziehen wollte, habe ich von dem Ausnahmegeſetz zu Gunſten derer, die im Heer gedient hatten, Nutzen gezogen. Ich bin nicht in Amerika naturaliſirt worden, denn ich bin nicht einmal die drei Jahre dort geblieben, die man vor Ertheilung des Bürgerrechts, auf amerikaniſchem Boden zugebracht haben muß.

„Als der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland ausbrach, kehrte ich nach Frankreich zurück und trat in die Nationalgarde von Suresnes ein. Das allein beweiſt ſchon, daß ich Franzoſe geblieben bin.

Ich nahm Theil am Commune-Aufstand und mußte mit meinem Freunde Felix Pyat flüchten, um dem Wiedervergeltungsrecht zu entgehen. Auch ich war, wie Pyat, zu drei Jahren verurtheilt. . . .

„Im Jahre 1885 kehrte ich definitiv in mein Vaterland zurück und ließ mich im Departement des Var nieder, wo ich Wähler bin. Es ist merkwürdig, daß man mir meine Nationalität grade in dem Augenblick abstreitet, wo ich gewählt bin oder wo meine Aussichten, gewählt zu werden, sicher scheinen, da man mir meine Nationalität früher nicht abgestritten hat.

„Man hat mir gesagt, daß gewisse Formalitäten erfüllt werden müssen, um meine Wiederaufnahme in die französische Nationalität zu erlangen. Am 4. November, also mehrere Tage vor den Wahlen, habe ich das betreffende Gesuch eingereicht.

„Der Präfekt des Var hat mir nun ein gedrucktes Formular übergeben, welches vorschreibt, was man zu thun hat, um sein Bürgerrecht zurückzuerhalten. Man muß der Regierung einen notariell beglaubigten Geburtsschein vorlegen, aber ich bilde mir ein, daß man in einem Lande, wo das allgemeine Wahlrecht herrscht, nicht nöthig hat, sich auf einem Stempelbogen für 60 Cent. herumzuzanken. Ich habe mich allen legalen Formalitäten unterworfen, und es ist nicht meine Schuld, wenn die Verwaltung ihre Pflicht nicht rascher erfüllt hat. Man sagt, es sei auch ein Dekret des Präsidenten der Republik nöthig; aber um ein Dekret zu unterzeichnen, bedarf's doch nicht so langer Zeit, und mich

kann man doch nicht für die Langsamkeit der Bureaux verantwortlich machen."

Ich bin ganz geneigt, zuzugeben, daß Herr Cluseret die Wahrheit spricht. Was muß man aber dann von dem Wort, den Erklärungen und Handlungen Herrn Washburne's, des Gesandten der Vereinigten Staaten, denken? Wenn Cluseret eingesteht, Geld von Bismarck und den Anderen bekommen zu haben; gehört Washburne dann nicht zu diesen Anderen?

Die Anderen! Es gab viele, viele solche!

Italien und Oesterreich hatten sich nach unserer ersten Niederlage beeilt, ihre Allianzverträge zu zerreißen.

Und um zu wissen, was England, unsere liebe intime Feindin, nach ihrem eigenen Geständniß hätte hindern können und müssen, was sie aber nicht gethan hat, braucht man sich nur auf das Tagebuch Kaiser Friedrichs zu berufen. Unterm 16. Februar steht darin:

„Russell sagt mir, daß England den Krieg hätte verhindern können und daß es, in Folge der Niederlage seines Bundesgenossen in der Krim, eine Macht zweiten Ranges wird."

England bedauert bei unserem Unglück also nur die Verkleinerung Frankreichs, welches es, als es stark und mächtig war, so gut auszubeuten verstand, um sich auf dem ersten Platz zu erhalten: Welch edle Seele!

In jedem Fall glaube ich zur Genüge bewiesen zu haben, daß Deutschland — ganz im Gegensatz zu dem,

was man bis zum heutigen Tage glaubte — einen großen Einfluß auf unseren Bürgerkrieg ausgeübt hat, daß es die Unruhe- und Brandstifter bezahlte und daß Herr Washburne sein geheimer Agent, wie der Anderer war.

Soll man dem Leser noch einen erschöpfenderen Beweis, als alle bisherigen vor Augen halten, der in seinem Geist selbst den Schatten eines Zweifels zerstreuen muß, so wolle derselbe von den drei hier folgenden Briefen Kenntniß nehmen, die entweder von Frau von Penkratieff geschrieben, oder an sie gerichtet waren und die Monseigneur Darboy, den Erzbischof von Paris, zum Gegenstande hatten.

Schreiben der Frau von Penkratieff an den General Fabrice vom 19. Mai 1871:*)

„Versailles, den 19. Mai 1871.

„Herr General!

„Trotzdem ich nicht die Ehre habe, Ew. Excellenz persönlich bekannt zu sein, nehme ich mir dennoch die Freiheit, mich mit der Bitte an Sie zu wenden, die unter den Augen des erzürnten Europas von der Commune dekretirte Hinrichtung des Erzbischofs von Paris und der anderen Geiseln verhindern zu wollen.

---

*) Diese Briefe sind Abschriften, die der Herr Abbé Lagarde eigenhändig von den Originalen nahm; dieselben befinden sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Abbé Hautin, Generalvikar des Erzbisthums zu Orleans, dem der Abbé Lagarde all seine Papiere über die Commune vermacht hat. Anm. d. Verf.

Als Tochter des General-Gouverneurs von Warschau, General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, bin ich überzeugt, daß Sie den unschuldigen Unglücklichen, deren Tod beschlossene Sache ist, Ihren Beistand nicht versagen werden. Die ganze Christenheit wird Ihnen Dank dafür wissen, daß Sie diese Gräuel verhindert haben.

„Verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir erlaubt habe, Herr General, aber Seine Königliche Hoheit der Prinz Karl von Preußen, der mit uns befreundet ist, hat uns so oft von Ihrer Güte gesprochen, daß ich nicht fürchte, dieselbe zu mißbrauchen.

„Gestatten mir Ew. Excellenz die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung.

„Olga von Penkratieff."

Kopie eines Briefes des Erzbischofs von Posen an Frau von Penkratieff, welche das Original aufbewahrt hat. Ich habe das vorerwähnte Original gesehen:*)

„Posen, den 23. Mai 1871.

„Gnädige Frau!

„Ihr Schreiben vom 17. gelangte zu spät in meine Hände, als daß ich — zu Gunsten Monseigneur Darboy's — neue Schritte bei dem Fürsten Bismarck hätte thun können.

---

*) Notiz von der Hand des Herrn Abbé Lagarde.
Anm. d. Verf.

„Der Kampf war schon heiß entbrannt und der Zugang zu den Pariser Banditen unmöglich.

„Glücklicherweise erhalten wir durch die heutigen Telegramme Nachricht von der Befreiung des Erzbischofs; dieselben nehmen uns eine schwere Last vom Herzen, denn wir zitterten vor der Drohung des entsetzlichen Verbrechens, mit dem sich die traurige Zeit, in der wir leben, auch noch beflecken zu wollen schien.

„Wenn ich, gnädige Frau, in diesem Falle Ihre barmherzigen Wünsche nicht zu unterstützen im Stande war, so schätze ich mich doch glücklich, daß dieselben mir Gelegenheit geben, Ihnen die Gefühle ausgezeichnetster Hochachtung zu Füßen zu legen, mit denen ich die Ehre habe mich zu zeichnen als

„Ihr ganz ergebener Diener

„Miécislas,

„Erzbischof von Gnesen und Posen."

Abschrift eines Briefes des Prinzen Karl an Frau von Penkratieff, in deren Händen ich das Original gesehen habe:*)

„Berlin, den 25. Mai 1871.

„An Frau von Penkratieff.

„Gnädige Frau!

„Ihr Brief vom 1. d. M. ist mir von Herrn d'Oubril erst am 16. übergeben worden. Noch an

*) Bemerkung von der Hand des Abbé Lagarde.

Anm. d. Verf.

demselben Tage schrieb ich meinem Bruder, dem Kaiser, der mir Folgendes zur Antwort gab:

„„In Bezug auf die Empfehlung des Erzbischofs von Paris an den General von Fabrice, von der jedoch der Pfarrer der Madeleine ausgeschlossen war, hat General Cluseret erwidert, daß ihm die Befreiung des Erzbischofs nicht gelungen sei; dagegen habe er aber das Versprechen, daß derselbe am Leben bleiben solle, erhalten.

„„Gleich nachdem General Cluseret dies Gesuch gestellt, wurde er abgesetzt und sein Stellvertreter hat Fabrice soeben erklärt, daß die Cluseret gemachten Versprechungen null und nichtig seien, da nur die Commune allein das Recht habe, sie zu genehmigen, was im Augenblick nicht von ihr zu erlangen war.

„„Es ist sehr zweifelhaft, ob eine Intervention zu Gunsten des Erzbischofs und des Pfarrers von der Madeleine möglich zu machen sein wird, da die Beziehungen Cluserets zu uns, die einzigen, die wir hatten, schon genügten, ihm seine Stelle zu kosten.“

„Trotzdem hat der Kaiser die Gnade gehabt, dem General Fabrice Ihre Fürbitte für die beiden Priester zukommen zu lassen. Nach den Depeschen aus Versailles scheint die Commune in den letzten Zügen zu liegen, so daß das Leben der Geistlichen hoffentlich in Sicherheit ist.

„Das schöne Paris! Daß diese Kanaille es plündern, verwüsten und in Brand stecken mußte!

„Ich glaubte Sie längst in Sicherheit an den Ufern des Rheins und statt dessen sind Sie dem Schauplatz der Ereignisse, die leicht übel ausschlagen konnten, so nahe geblieben.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, an meine ganz ergebenen Gefühle zu glauben.

„Karl, Prinz von Preußen."

Noch ein letztes Wort.

Während der Commune sah ein Pariser, der die Fahne der Konservativen muthig vorangetragen hatte (ein Herr Reinhardt) eines Tages auf dem Perron des Bahnhofes von St.-Denis, zwei- bis dreihundert Individuen von fremdem Aussehen mit wahren Galgengesichtern, in den Zug nach Paris einsteigen.

Ein gut gekleideter Mann, der ihr Führer zu sein schien und der in St.-Denis zurückblieb, während seine Ladung nach Paris ging, sagte zu dem wachthabenden Offizier:

„Ich schicke ihnen eine schöne Ration."

Diese schöne Ration war der Schub kosmopolitischer Banditen, den Deutschland in das zerrüttete Paris hineinwarf.

Schluß. — Preußen hat der Commune mit aller Macht geholfen. Und Preußen hat unter den Männern der Commune seine Helfershelfer gehabt.

Neuntes Kapitel.

## Die Mission des Abbé Lagarde.

Die Freimaurer. — Das Comité der öffentlichen Wohlfahrt. — Die Wahrheit über Monseigneur Darboy. — Ein Märtyrer. — Der Abbé Lagarde. — Eigensinn des Herrn Thiers. — Eine Verläumdung.

Ich übergehe die meisten schrecklichen wie komischen Begebenheiten, welche die Tage zwischen der Einsetzung der Commune und der „Blutigen Woche" kennzeichneten. Letztere nahm Sonntag, den 21. Mai, gegen 4 Uhr Nachmittags, mit dem Einzug der Versailler Armee, durch das verlassene Thor des Point-du-Jour, ihren Anfang und endigte am folgenden Sonntag, mit der völligen Vernichtung der Ueberreste der Commune, die sich am anderen Ende von Paris, nämlich auf dem Friedhofe Père-Lachaise, zusammengedrängt hatten. Die Armee von Versailles hatte also eine volle Woche gebraucht, um Paris in seiner ganzen Ausdehnung zu erobern.

Auch von der grotesken Kundgebung der Freimaurerlogen will ich nichts sagen, die den Versuch machten, die Vermittlerrolle zwischen Versailles und der Commune zu spielen; es war ein belustigender Aufzug von vier- bis fünftausend Männern — wie er sich später bei Gambetta's Beerdigung wiederholte — mit Schärpen, Schurzfellen, Dreiecken 2c. Die Banner voran, zogen sie zuerst nach dem Stadthause, wo sie ihre Nasen an denen der Communards rieben; von da begaben sie sich nach der Bastille und hielten unter der Julisäule hochtrabende Reden; endlich ging es nach den Befestigungen von Neuilly, wo sie ihre Banner in einer Reihe aufpflanzten und sie den Regengüssen und den Liebkosungen der Versailler Bomben überließen.

Die Odyssee der drei Kriegsdelegirten, von denen die ersten Beiden aus dem Ministerium direkt ins Gefängniß wanderten, will ich mit Schweigen übergehen.

Cluseret, dessen Verhalten ich schon geschildert, wurde gegen Ende der Commune freigelassen und gab nun gute Rathschläge über den Barrikadenbau. Was seinen Nachfolger Rossel anbetrifft, der zum Minister ernannt wurde, weil er das Fort Issy, das die Versailler gar nicht besetzt hatten, zurückeroberte, so ist es allgemein bekannt, daß er abgesetzt und eingesteckt wurde, weil er es sich — und diesmal endgiltig — von den Versaillern wieder nehmen ließ. Er floh mit dem Manne, der ihn bewachen sollte, einem gewissen Gérardin, hielt sich in Paris verborgen, wurde aber von der regulären Armee entdeckt und zum Tode verurtheilt.

Der dritte Delegirte war Delescluze.

Auch von der Einsetzung eines Wohlfahrts-Ausschusses will ich nicht reden; derselbe wurde — nach Cluseret's Sturz — von der Commune dekretirt, welche damit dem natürlichen Bedürfniß nach noch schrecklicherer und concentrirterer Gewaltherrschaft nachkam.

Ich will mich eingehender mit den Geiseln befassen, welche in den ersten Tagen des April in Mazas eingekerkert waren.

Als ich von der Verhaftung des Erzbischofs sprach, hat man gesehen, daß er mit seinem Generalvikar, dem Abbé Lagarde, zusammen ins Gefängniß wanderte, der — trotzdem er von der Commune freigelassen wurde — freiwillig die Gefangenschaft seines Vorgesetzten zu theilen wünschte.

Der Erzbischof war einer der verehrungswürdigsten Menschen, der seine Priesterpflichten aufs eifrigste erfüllte, der aber trotzdem wenig Sympathie einflößte und viel besprochen wurde.

Monseigneur Darboy hat mit seinem Blute viele von seinen Fehlern ausgelöscht — so hat wenigstens die katholische Welt gedacht. Ich will, mit Bezug hierauf, einige höchst merkwürdige und wenig bekannte Zeilen von der Schwester des Herrn von Ségur, der Frau Vicomtesse von Simard von Pitray anführen*)

---

*) Aus: Mon bon Gaston, souvenirs intimes et familiers, par sa soeur Olga, Vicomtesse de Simard de Pitray, née de Ségur. Paris, Gaume, 1887, p. 133.

Anm. d. Verf.

Zuvor will ich dem verehrlichen Leser noch bemerken, daß diese Zeilen als noch ungedruckt anzusehen sind, denn das Buch, dem sie entnommen wurden, ist auf Bitten der Katholiken, vom buchhändlerischen Vertriebe zurückgezogen.

„Ich habe schon gesagt, daß mein so sanfter und versöhnlicher Bruder, wenn es sich um die Doktrin handelte, fest und unerschütterlich war.

„Dadurch zog er sich in hohem Grade die Mißbilligung der Freikatholischen und der Gallikaner zu. Jeder erinnert sich noch mit Bestürzung der betrübenden Art, wie Monseigneur Darboy sich gegen Gaston benahm.

„Mein Bruder hat mit seiner bewundernswerthen Güte viel von dem, was er erlitten, verborgen. Ich aber will die ganze Wahrheit bekannt machen. Der Tod hat alles gesühnt, doch der Geschichte kommt es zu, zu lehren und zu zeigen, was ein wahrer Katholik einem leidenschaftlichen Charakter gegenüber ist.

„Gaston hatte sehr bald bemerkt, wie streng der Erzbischof auf seine Autorität hielt und wie wenig er mit meinem Bruder sympathisirte; er stellte sich daher stets so viel als möglich in den Hintergrund und that im Verborgenen Gutes, was seiner ungewöhnlichen Bescheidenheit auch am meisten zusagte.

„Eines Tages berief der Erzbischof ihn zu sich und machte ihm, unter vier Augen, mit unglaublicher Heftigkeit Vorwürfe darüber, daß Gaston ihm feindlich gesinnt sei und bei seiner letzten Reise nach Rom dem

Papst Nachtheiliges von ihm erzählt habe. Mein Bruder, der ebenso erstaunt wie gekränkt war, versetzte, daß er mit Pius IX. eine ganz vertrauliche Unterredung geführt, über deren Inhalt er dem heiligen Vater Schweigen zu bewahren gelobt habe. Er fügte hinzu, der Erzbischof möge den Papst direkt nach dem Gegenstand ihrer Unterhaltung fragen, denn er werde nie das Gelübde brechen, das er in Hinsicht auf das stattgehabte Gespräch abgelegt.

„Dann brachte der Erzbischof die Rede auf eine Versammlung in Rom, der Gaston beigewohnt und wo er gefragt worden war, ob Monseigneur Darboy sich, in politischer Beziehung, mehr der Regierung des Kaisers, oder der des Papstes zuneige? Gaston hatte darauf erwidert: er persönlich glaube, daß der Erzbischof mehr für die Politik des Kaisers sei. Eine der bei dieser Versammlung gegenwärtigen Personen, hatte dem Erzbischof von Paris sofort diese Ansicht meines Bruders hinterbracht.

„Auf die Frage Monseigneur Darboy's, ob Gaston diese Antwort gegeben, erwiderte derselbe, daß er in der That die Worte, die dem Prälaten mitgetheilt seien, gesprochen habe.

„Trotzdem sein Gewissen ihm sagen mußte, daß sein politisches Verhalten diese ehrliche und wahre Antwort rechtfertigte, gerieth der Erzbischof jetzt immer mehr und mehr in Zorn. Während er sprach, bebte er so vor Unwillen, daß mein Bruder, trotz seiner Blindheit, dies mit Staunen und Betrübniß bemerkte.

„Ich lasse Ihnen zehn Minuten Zeit, um hier in meinem Kabinet nachzudenken,“ sagte der Prälat endlich; „nach dieser Zeit werden Sie sich wohl entschlossen haben, ein Schreiben nach Rom zu senden, in welchem Sie die über mich gesprochenen Worte zurücknehmen.“

„Darauf verließ er das Kabinet, den blinden Heiligen darin allein zurücklassend.

„Als er, noch immer in sehr gereizter Stimmung wiederkam, fragte er meinen Bruder, wozu sich derselbe entschlossen habe. Gaston entgegnete, daß er — trotz reiflicher Ueberlegung — nichts widerrufen könne, denn was er in Rom gesagt, sei seine persönliche Ueberzeugung.

„Bei diesen Worten ließ sich Monseigneur Darboy (wer würde das glauben?) hinreißen, meinen Bruder zu ohrfeigen. Einen Priester ohrfeigen! Einen Prälaten!! Einen Blinden!!!

„Mein Bruder, der bei der ihm angethanen Schmach ruhig geblieben war, hatte eine erhabene Eingebung. Er sank auf die Kniee und hielt dem Beleidiger die andere Wange hin.

„Der Erzbischof blieb dabei noch nicht stehen. Er wagte es, Monseigneur de Ségur seiner geistlichen Macht zu entkleiden. Wohl konnte er ihm verbieten, die Beichte abzunehmen, aber indem er ihm auch das Messehalten untersagte, überschritt er kühn seine Befugnisse, denn Gaston hatte — als Prälat des päpstlichen Hauses — das Vorrecht, überall seine Kapelle mit sich zu führen und darin das heilige Amt zu feiern.

„Dennoch wollte der blinde Heilige sich unterwerfen; sein bewundernswerther Gehorsam, seine nicht minder bewunderswerthe Demuth, erregten das Staunen und die Erbauung seiner ganzen Umgebung.

„Er nahm grade im Collège Stanislas Beichte ab, als ihm der Abbé Déringer ganz erschreckt die Gewaltmaßregel, die gegen ihn erlassen war, mittheilen kam.

„— Mein Gott!“ . . . war alles, was er sagte.

„Dann stand er auf, legte schweigend sein Chorhemd ab, kehrte in seine Wohnung zurück und begab sich in die Kapelle, um zu Füßen des Allerheiligsten Trost und Kraft zu schöpfen.

„Als der Nuntius diese Vorgänge erfuhr, erklärte er, daß, wenn diese Maßregel aufrecht erhalten würde, er um seine Abberufung bitten müßte.

„Der Papst, der von dem Nuntius und meinem Bruder Bericht darüber erhielt, war sehr erzürnt und hob das Interdikt über den blinden Heiligen sofort wieder auf.

„Von diesem Konflikt war alles zu fürchten, denn es ging das Gerücht (ich habe es aus zuverlässiger Quelle), daß der Kaiser daran dächte, eine Kirchentrennung vorzunehmen und den Erzbischof, Monseigneur Darboy, als Oberhaupt über die Kirche Frankreichs zu setzen.“

Man könnte dem Erzbischof diese zornige That, so wenig sie an und für sich auch zu entschuldigen ist, noch verzeihen, denn jeder Prälat, selbst der Erzbischof von Paris, ist ein Mensch wie jeder andere und das Blut

spricht oft lauter als die Vernunft. Aber sich den politischen Ansichten des Kaisers anschließen, der ein Schisma beabsichtigte und ihn, Monseigneur Darboy, an die Spitze einer Kirche von Frankreich zu stellen gedachte — das hätte die katholische Welt dem Erzbischof von Paris nie verziehen, wenn sein Tod nicht unter so schmerzlichen Umständen erfolgt wäre. Ja es gab nicht wenige, die da sagten: Dieser furchtbare Tod ist eine Strafe des Himmels; darin zeigt sich deutlich Gottes Hand! Wenn man auch solche Gedanken für berechtigt erklären wollte, wurden dann auch die vielen Opfer, welche zu gleicher Zeit und nach dem Erzbischof erschossen wurden, durch Gottes Hand dem Tode geweiht?

Der Papst bezeigte Monseigneur de Ségur, in der Person seines Bruders, den höchsten Beifall und seine liebevollste Zuneigung — denn, bald nach der eben geschilderten Scene — lud er den Marquis von Ségur und seinen Sohn, bei Gelegenheit ihrer Reise nach Rom, zur Mittagstafel ein, eine Ehre, die für gewöhnlich nur gekrönten Häuptern zu Theil wird.

Ich komme jetzt zu dem Abbé Lagarde, mit dem ich die Ehre hatte, durch Umstände in Beziehungen zu treten, welche durch die drei folgenden Briefe hinreichend erklärt werden:

„Erzbisthum
von Paris. Paris, den 26. Nov. 1870.

„Mein Herr!

„Ich erlaube mir, Sie um Ihre liebenswürdige Vermittelung bei dem Herrn Statthalter zu bitten,

von dem ich die Erlaubniß erhalten möchte, die Feldprediger der Forts und der Ambulanzen besuchen zu dürfen. Der Besuch eines Vertreters der geistlichen Macht, würde dem Gottesdienst zum Vortheil gereichen; einer meiner Kollegen und ich, wir hegen den innigen Wunsch dies thun zu dürfen, ohne uns den Unannehmlichkeiten auszusetzen, welche der Mangel einer Verkehrskarte für die Umgegend von Paris, nothwendigerweise mit sich bringen würde.

„Morgen, Sonntag, sollen wir uns nach der Ambulanz von Bicêtre begeben und da möchten wir gleich die Gelegenheit benutzen, in Villejuif und den dazu gehörigen Festungswerken, Gottesdienst zu halten.

„Wir würden Ihnen sehr dankbar sein, mein Herr, wenn Sie die Güte hätten, uns sobald als möglich diese Vergünstigung zu verschaffen, die übrigens verschiedenen Priestern, auf ihren Wunsch, den angestellten Feldpredigern bei ihrem heiligen Amt zu helfen, bereitwilligst gewährt wurde.

„Unsere Namen und Würden sind:

„Abbé Lagarde, Generalvikar von Paris;

„Abbé Bayle, Generalvikar von Paris.

„Schon im Voraus besten Dank für Ihre freundlichen Bemühungen; auch nehme ich mir die Freiheit, Sie um gefällige Antwort durch meinen Boten zu ersuchen.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit.

E. J. Lagarde,

Generalvikar von Paris.“

An den Herrn Grafen von Hérisson, Kapitän beim Generalstab des Gouverneurs von Paris, im Louvre.

„Erzbisthum
von Paris. Paris, den 12. Dec. 1870.

„Herr Graf!

„Ich glaubte Sie mit dem Herrn Statthalter in Vincennes; daher habe ich gestern nicht von Ihrer liebenswürdigen Vermittelung Gebrauch gemacht.

„Die Schnelligkeit, mit der Sie das erwirkten, um was ich bat, hat mich gerührt und erfreut, ebenso wie das verbindliche Billet, von dem die beiden Erlaubnißscheine begleitet waren.

„Im Auftrage Sr. Hochehrwürden des Herrn Erzbischofs, bitte ich Sie, dem Herrn General Schmitz Dank zu sagen, indem auch ich Ihnen für diese neue Aufmerksamkeit gleichzeitig herzlich danke.

„Ich wiederhole die Versicherung meiner hochachtungsvollsten Gefühle und zeichne, Herr Graf,

„ganz ergebenst

E. J. Lagarde,
Generalvikar."

„Erzbisthum
von Paris. Paris, den 3. Jan. 1871.

„Herr Graf!

„Da Sie die Güte hatten, mir das zu gestatten, klopfe ich heute von Neuem an Ihre Thüre, ohne Furcht Ihnen lästig zu fallen. Es ist wahr, es

handelt sich um eine sehr ernste und zarte Angelegenheit. Aber ich hoffe, daß Sie in der Lage sein werden, dem unglücklichen Kinde, das Ihnen dieses Schreiben überbringen wird, zu helfen, seinen Fehler wieder gut zu machen.

„Ich überlasse es ihm, Ihnen seine Vergehen, sowie seinen lebhaften Wunsch, dieselben, wenn möglich, ungeschehen zu machen, zu schildern.

„Nur erlaube ich mir hinzuzufügen, daß er noch sehr jung und der einzige Sohn einer armen Wittwe ist, die sich in diesem Augenblick über alle Maßen unglücklich fühlt.

„Genehmigen Sie, Herr Graf, mit meinen erneuten Danksagungen, die wiederholte Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit.

E. J. Lagarde,
Generalvikar."

Herr Lagarde ist in einen Vorfall verwickelt worden, der viel von sich reden machte und die verschiedensten Deutungen erfuhr. Man kann denselben nicht mit Stillschweigen übergehen.

Der Abbé Lagarde erhielt von dem Erzbischof den Auftrag, sich nach Versailles zu begeben, um einen Austausch zwischen Monseigneur Darboy und Blanqui zu vermitteln, den die Versailler gefangen hatten. Er ging mit dem Versprechen, falls seine Mission glückte, zurückzukehren; da dieselbe aber einen unglücklichen Ausgang nahm, kehrte er nicht nach Paris zurück: Das ist das wirkliche Faktum.

Zuerst muß man sich nun fragen, warum seine Mission scheiterte?

Die Antwort ist sehr einfach: Weil Herr Thiers nicht einmal die Idee einer Unterhandlung mit den Insurgenten gelten lassen wollte und rund heraus verweigerte, sie als kriegführende Macht anzuerkennen.

In dieser Verweigerung zeigt sich die ganze Grausamkeit der Bürgerkriege; aus ihr spricht der wilde barbarische Charakter der Bruderkämpfe, bei denen die Brüder den Brüdern abschlagen, was sie den Fremden bewilligen; in denen Franzosen einander das weigern, was sie den Deutschen gewähren. Aber außerdem spricht auch noch die Wildheit der niedrigen Bürgerseele daraus, die den Besieger der Commune auszeichnete.

Wenn er eingewilligt hätte, die Geiseln der Commune gegen die Gefangenen seiner Truppen auszutauschen, würde sich die Situation dadurch geändert haben? Würde die öffentliche Ordnung dadurch geschädigt, der Sieg verzögert sein?

Durchaus nicht. Im Gegentheil! Vielleicht würde diese Nachgiebigkeit die Häupter der Commune besänftigt haben! Vielleicht wäre dadurch sogar der unselige, fürchterliche Schluß gemildert worden! Und selbst wenn dies Entgegenkommen die Chefs der Commune nicht besänftigt hätte, so würde es sicher einige Derer, die dieselben stützten, frappirt und dadurch ihr Ansehen verringert, ihre Macht zu schaden gehemmt haben.

Nicht durch Unbeugsamkeit haben die Nordameri-

kaner endlich den Sieg über die Südamerikaner davongetragen.

Nicht dadurch, daß er sich unerbittlich und mitleidslos zeigte, eroberte Heinrich IV. seine Hauptstadt zurück. Aber Herr Thiers besaß weder den praktischen Sinn der Amerikaner, noch das väterliche Gefühl eines Herrschers!

Ehe er Blanqui losließ, den er ja, wenn er Paris eroberte, wieder in seine Gewalt bekommen konnte, ließ er lieber die Geiseln ermorden.

Er hat daher an diesem Verbrechen mit Schuld; er ist halb und halb der Mörder der Geiseln.

Was nun den Abbé Lagarde anbetrifft, so trübte das Verhalten, welches er in jenen düsteren Tagen annahm, den Rest seines Daseins.

Alle Welt behandelte ihn wie einen Deserteur und er wollte sich nicht vertheidigen.

Das Schweigen, das er allen auf ihn gehäuften Beleidigungen entgegensetzte, frappirte mich. Ich sagte mir, die Wahrheit sei doch vielleicht nicht ganz bekannt. Und wenn man Geschichte macht, ist ein solcher Verdacht die beste aller Anregungen, um eine bestimmte Spur zu verfolgen und sie nicht wieder aufzugeben.

So folgte ich denn der Fährte des Abbé Lagarde und entdeckte Folgendes:

Nach der Commune, als die Angriffe, die jeden Tag gegen den Abbé Lagarde gerichtet wurden, ihren höchsten Grad erreicht hatten, berief Monseigneur Guibert, der Nachfolger Darboy's, den Abbé auf den Posten des

ersten Generalvikars des Erzbisthums von Paris. Erklärte Herr Guibert, der die Kehrseite der Karten kannte, nicht offiziell, indem er ihn mit dem Purpur seines Gewandes deckte, daß der Lebenswandel des Abbé Lagarde frei von jedem Tadel sei! Und wenn man es nicht für angezeigt hielt, die Wahrheit über die Verhandlungen mit Herrn Thiers aufzudecken, so geschah das nur deshalb, weil zu ernste Interessen auf dem Spiele standen; denn man hätte — nicht die Schwächen des Generalvikars — sondern des Erzbischofs bekannt machen, man hätte den Beweis liefern müssen, daß der Tod Monseigneur Darboy's nur der krummen Politik des Herrn Thiers zur Last zu legen war.

Ich hatte erfahren, daß der Abbé Lagarde eine ausführliche Beschreibung der Ereignisse, in die er verwickelt war, verfaßt und sie mit all seinen auf die Commune bezüglichen Papieren, einem seiner alten Seminarfreunde vermacht hatte, der heute Generalvikar des Bischofs von Orleans ist.

Durch den Baron Lagarde, den Bruder des Generalvikars, setzte ich mich mit jenem würdigen Geistlichen in Verbindung, der so freundlich war, mir Einsicht in alle Dokumente, die sich in seinen Händen befanden, zu gestatten.

Diese Dokumente sind:

1. das Tagebuch — eigenhändig von dem Abbé geschrieben — über alle Ereignisse, bei denen er betheiligt war, von der Gefangennahme bis zum Tode des Erzbischofs;

2. Notizen Monseigneur Maret's über die Verhaftung des Erzbischofs, wie über seine eigene;
3. Befehl zur Ueberführung in den Kerker von Mazas;
4. Erlaubnißschein, Paris zu verlassen;
5. Briefe und Notizen des Erzbischofs. Antworten darauf;
6. Briefe an Herrn Flotte. Brief von Herrn Rousse;
7. Diplomatische Verhandlungen;
8. Briefe an Herrn Jules Simon;
9. Berichte und Korrespondenz mit Herrn Amodru;
10. Berichte und Korrespondenz mit Herrn Plou;
11. Denkschrift Fräulein Oger's;
12. Denkschrift des Oberst Ritmann; Briefe der Herren Lisiecki und Diversa.

Bei der Lektüre dieser Aktenstücke wird es einem klar, daß der Abbé Lagarde die undankbarste und schmerzlichste Rolle, die man sich denken kann, nur aus treuester Ergebenheit auf sich genommen hat. Und die Seelenqualen, unter denen er litt, waren sicher anhaltender und empfindlicher, als die der anderen Märtyrer der Commune.

Ueber diese Verhandlungen müßte man ein ganzes Buch schreiben; das ganze Werk, dessen Durchsicht mir gestattet wurde, verdiente dem Publikum vorgelegt zu werden. Mit großem Bedauern gehe ich daher daran, einen kurzen Auszug daraus, in wenige Seiten zusammen zu drängen.

Das Tagebuch des Abbé Lagarde scheint der Kreuzesweg eines Dulders zu sein, der Gott ein größeres Opfer als das Leben — seine Ehre — dargebracht hat. Alle Briefe, alle dazu gehörigen Schriftstücke sind von allerhöchstem Interesse. Auch aus der Denkschrift des Fräulein Oger geht's klar hervor, daß Cluseret mit den Preußen in Verbindung stand.

Wir haben schon erzählt, wie der Abbé Lagarde am 4. April freiwillig seinem Erzbischof nach der Polizeipräfektur und von da in's Gefängniß folgte.

Am 5. und 6. Aufenthalt im Polizeigewahrsam. Von Donnerstag den 6. April bis zum 12. desselben Monats, in Mazas.

Mittwoch den 12., nach einer Woche strenger Haft, wird er in die Zelle des Erzbischofs geführt, wo er Herrn Flotte, einen Freund Blanqui's, antrifft.

Der Erzbischof bittet nun den Abbé Lagarde, eine Mission bei Herrn Thiers übernehmen zu wollen. Es handelt sich darum, die Auslieferung Blanqui's gegen mehrere Geiseln — unter denen er, der Erzbischof, als erste aufgeführt werden soll — zu erwirken.

Der Abbé willigt ein und nun übergiebt Monseigneur Darboy ihm, außer den mündlichen Instruktionen, einen offenen Brief an Herrn Thiers.

Der Abbé Lagarde verspricht zurückzukommen, wenn die Unterhandlung beendet und er der Träger einer Antwort sein wird.

Gleichzeitig und ohne Wissen des Abbé's, richtete der Erzbischof jedoch einen anderen Brief an Herrn

Thiers, in welchem er ihn beschuldigt, Nationalgardisten ermorden zu lassen; dies Schreiben war in Ausdrücken abgefaßt, die Thiers reizen und ihm alle Lust rauben mußten, zu Gunsten des Schreibers aufzutreten.

Von diesem Augenblick an befand sich der Abbé Lagarde in einer schiefen Stellung: einerseits, weil der Erzbischof nicht mit der, mit Rücksicht auf ihn erwünschten Offenheit zu Werke gegangen war; andererseits, weil der Abbé sich — hätte er Kenntniß von diesem zweiten Brief gehabt — sicher geweigert haben würde, eine Mission zu übernehmen, die unheilvoll ausfallen mußte.

Er hatte sich verpflichtet, als Unterhandelnder, nicht aber als Kommissionär zu gehen und es war nicht statthaft, daß zu gleicher Zeit ein Anderer nicht mit einer Mission, sondern mit einer Kommission an Herrn Thiers betraut war; denn dadurch wurde die Aufgabe des Abbé Lagarde von vornherein unmöglich gemacht.

Donnerstag den 13. gelangte der Abbé über Melun nach Versailles. Er wird von Herrn Thiers mit wohlwollendem Interesse empfangen.

Der Präsident will seinen Ministerrath befragen und bittet den Abbé, am folgenden Tage, um zwölf Uhr, wiederzukommen.

Am selben Abend erfährt Herr Lagarde, daß der andere, von dem Erzbischof noch vor seiner Abreise an Herrn Thiers gerichtete Brief, der von der Ermordung der Nationalgarden spricht, dem Präsidenten vom Abbé Berthaud, Curé im Montmartre, der ihn durch Da-

costa erhielt, übergeben worden ist. Und noch an demselben Tage, während Thiers ihn las, war das ihm versiegelt übergebene Schreiben schon in den Pariser Zeitungen abgedruckt.

Ob der Präsident darin wohl eine Pression sah, der er nicht gesonnen war, nachzugeben? Sicher ist, daß er Freitag, den 14., den Abbé ganz anders empfing; er sprach in scharfen Ausdrücken über den, durch den Abbé Berthaud überbrachten Brief und bestellte ihn dann abermals auf Sonnabend den 15. wieder.

An diesem Tage dritte Unterredung mit Thiers, welcher erklärt, daß sein Ministerrath auf Blanqui's Auslieferung nicht eingeht; dann fügt er hinzu, daß die Mission des Abbé's noch nicht beendet sei und bittet ihn, Montag den 17., noch einmal zu ihm zu kommen.

Herr Lagarde, der schon am 13. an den Erzbischof geschrieben hatte, schreibt ihm abermals und sendet auch einen Brief an Herrn Flotte. Letzterer ist im „Journal officiel de la Commune" veröffentlicht worden.

Montag den 17., erscheint Herr Thiers nicht zu der von ihm selbst bestimmten Stunde. Er läßt dem Abbé nur sagen, daß er nicht im Stande sei, eine schriftliche Antwort zu geben — er (der Abbé) müsse warten!

Am 18. stellt sich Fräulein Oger dem Abbé Lagarde als Vermittlerin mit Paris zur Verfügung. Sie übernimmt es, ein drittes Schreiben des Generalvikars an seinen Erzbischof zu befördern und verspricht alles zu

thun, was in ihren Kräften steht, damit der Brief auch richtig in seine Hände gelange.

Herr Lagarde hofft, daß auch seine früheren Briefe an ihren Bestimmungsort gekommen seien; aber ob sie dem Erzbischof übergeben sind? Er weiß es nicht.

Ein offenes und lakonisches Wort des Monseigneur Darboy wird Herrn Lagarde von der Nichte Flotte's mitgetheilt und er beeilt sich, auf demselben Wege zu antworten.

Nun erklärt Fräulein Oger — was sie auch in ihrer Denkschrift ausgesprochen hat — daß Cluseret, Dombrowski und Felix Pyat bereit sind, dem Erzbischof zur Befreiung zu verhelfen, nur brauchen sie Geld dazu.

Der Abbé händigt ihr einige Tausend Franken ein, über die, vom Oberst Ritmann unterzeichnete Quittungen den Beweisschriften beigelegt sind. Diese verschiedenen Bemühungen, den Erzbischof zu retten, nehmen die Zeit von Mittwoch den 19., bis Sonntag den 23., in Anspruch.

Aber, bevor ich weitergehe, will ich erst die auf diese Ereignisse bezüglichen Stellen aus der Denkschrift Fräulein Oger's anführen:

„Fast zur gleichen Zeit mit Herrn Plou kam auch ein polnischer Geistlicher, Herr Liesieki, aus dem Klerus von St.-Eustache zu Herrn Amodru, um ihm seine Dienste anzubieten. Dieser Priester war mit einem polnischen Obersten, Herrn Ritmann, befreundet, der während des letzten Krieges in der Armee der Vogesen

gestanden und dem die Commune jetzt ein wichtiges Kommando übertragen hatte.

„Durch seine Rathschläge hatte Herr Lisieki den Obersten veranlaßt, dies Anerbieten auszuschlagen, aber freundliche Beziehungen zu unterhalten und sich einen Einfluß zu bewahren, den er zu gutem Zweck ausnützen könnte. Der Oberst, der sehr religiös war, ging auf diese Idee ein und hatte sich mit dem kommandirenden General Dombrowski und mit Cluseret, dem Kriegsminister der Commune, in Verbindung gesetzt. Er fand diese beiden Männer weder der Religion, noch den Priestern feindlich gesinnt und verstand es, sie mit leichter Mühe zu gewinnen. Während er so das Terrain sondirte, überzeugte er sich, daß Geld nothwendig sein werde, um sie zu veranlassen, mit Ausdauer und Aufbietung aller Macht zu handeln. Er setzte sich mit Felix Pyat in Beziehung, den er in England kennen gelernt hatte und dem er dort gefällig gewesen war. Das war nothwendig, weil Cluseret und Dombrowski nur eine militärische Autorität besaßen und auf die Regierung der Commune nur indirekt einen Druck ausüben konnten, während Pyat, als eins der Hauptmitglieder, weit mehr Macht besaß. In einem Augenblick der Verlegenheit und Noth hatte Letzterer sich zu den Worten hinreißen lassen, daß er den Erzbischof befreien würde, wenn ihm Jemand sofort ein Lösegeld von 3000 Franken für denselben einhändigen würde. Der Oberst hatte diesen Ausspruch Pyat's Herrn Lisieki mitgetheilt, der sich beeilte, eine Person zu suchen, die so uneigennützig

und voller Vertrauen sei, um die geforderte Summe zu riskiren. Ach! leider muß man es eingestehen, er fand Niemand, und als einige Tage später Herr Lisieki auf den guten Einfall kam, sich an Herrn Amodru zu wenden, war Felix Pyat nicht mehr allein und machte Schwierigkeiten."

Sonntag den 23., wird der Abbé Lagarde nicht zu Thiers, sondern zu Jules Simon gerufen, der ihm ein versiegeltes Schreiben übergeben will und sich weigert, ihn mit dem Inhalt desselben vertraut zu machen.

Seit zehn Tagen hält sich Lagarde in Versailles auf; seit zehn Tagen wartet er, von einer Minute zur anderen, auf die definitive Antwort Thiers'. Und nach Verlauf dieser zehn Tage beauftragt man ihn, ein versiegeltes Schreiben zu besorgen, dessen Inhalt man sich — trotz seines Charakters als Unterhändler — ihm mitzutheilen weigerte.

Jetzt erklärt der Abbé Lagarde, daß er seine Befugniß als Unterhandelnder nicht mit einer ganz passiven und unwichtigen Rolle vertauschen werde. Unter diesen Umständen wolle er nicht nach Paris zurückkehren.

In diesem Sinne schreibt er Montag den 24., an Herrn Jules Simon und setzt auch Herrn Flotte von den Gründen seiner Weigerung in Kenntniß. An demselben Tage erhält er ein Billet vom Erzbischof, der ihn in ziemlich harten Ausdrücken auffordert, sofort zurückzukehren.

Der Inhalt dieses versiegelten Briefes erscheint im „Journal officiel de la Commune", ebenso wie ein außerordentlich heftiger Artikel gegen den Abbé Lagarde betitelt: Une page d'histoire.

An diesem Tage, dem 27., erhält der Abbé zwei sich widersprechende Befehle.

Der erste lautet, schleunigst nach Paris zurückzukehren, um Blutvergießen zu verhüten; der zweite verlangt aus demselben Grunde, daß er nicht zurückkommen soll.

Welch schreckliche Verlegenheit! In solch stürmischen Zeiten liegt der Schwerpunkt nicht darin: seine Pflicht zu thun, sondern zu wissen wo diese Pflicht liegt!

Fräulein Oger und der Oberst Nitmann haben beide einmüthig erklärt, daß die Rückkehr des Abbé Lagarde, mit einem abschlägigen Bescheid von Thiers, das Signal zur Erschießung der Geiseln sein sollte.

Endlich erklärt der Erzbischof in einem letzten, sehr kränkenden Schreiben an seinen Generalvikar, vom 2. Mai, daß er recht habe, in Versailles zu bleiben. Herr Plou bestätigt dies, denn der Erzbischof hat selbst mit ihm darüber gesprochen.

Der Abbé Lagarde gehorchte und blieb.

Er hat vollkommen recht gehandelt und hätte er zu der Zeit alle Dokumente, die sich in seinen Händen befanden, veröffentlicht, so würde er ohne Zweifel die Verläumdung im Keim erstickt und seine Ehre gerettet haben. Er schwieg aus Ergebenheit und Verehrung für seine Vorgesetzten und ihr Gedächtniß, da er sich

hinreichend durch seinen neuen Erzbischof, Monseigneur Guibert, gedeckt glaubte; derselbe kannte die Rolle, die man ihn unter so schwierigen Verhältnissen hatte spielen lassen und erwies ihm die größte Hochachtung, das vollste Vertrauen. Er rief ihn in das Erzbisthum zurück und ernannte ihn zum ersten Generalvikar des Kirchspiels; in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode, der im Juni 1882 erfolgte.

## Zehntes Kapitel.

# Die Geiseln.

Einzug der Truppen. — Ducâtel. — Ordre, die Gefangenen von Mazas nach La Roquette zu überführen. — Der Erzbischof in La Roquette. — Zelle Nr. 23. — Die Bekehrung des Präsidenten Bonjean. — Der Aufruf der Verurtheilten. — Der Kreuzesweg. An der Mauer. — Die Hinrichtung, von einem der Mitwirkenden geschildert. — Vater Louis. — Fortin. — Der Pater Olivaint.

Ich habe schon gesagt, daß die Truppen am Nachmittag des 21. Mai in Paris einzogen. Der Wall, der sich in gleicher Höhe mit dem Thor des Point-du-Jour befand, war von den Communards verlassen worden. Ein Brücken- und Wegebauführer, Namens Ducâtel, der sich aus den Festungswerken herauswagte, hatte diesen Umstand der Versailler Avantgarde verrathen und konnte somit für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, dem Heer der Regierung als erster Führer gedient zu haben.

Dieser Ducâtel wurde sehr populär. Man zeichnete ihn nicht nur durch einen Orden aus, sondern man veranstaltete zu seinen Gunsten eine Subskription, die so glänzend ausfiel, daß der „Figaro" in der Lage war, ihm ein kleines Vermögen einhändigen zu können.

Dieser Reichthum und Ruhm stürzten den armen Mann ins Verderben. Er bildete sich ein etwas zu bedeuten, ließ sich auf alle möglichen Unternehmungen ein, fing an seine Beschützer zu ermüden und wurde endlich verrückt.

Vor Kurzem hat man ihn in ein Irrenhaus eingesperrt.

Der Einzug der Truppen in Paris brachte selbstverständlich die Wuth der Communemitglieder auf den Höhepunkt und in diesen, durch eine unmögliche Aufgabe überreizten Köpfen, setzte sich der Wahnsinn des Blutdurstes und die Lust zur Brandstiftung fest. Die Hinrichtung der Geiseln und die Einäscherung von Paris, waren beschlossene Sache.

Montag den 22. Mai wird der Befehl erlassen, zur Hinrichtung der in Mazas gefangenen Geiseln zu schreiten.

Von wem ging dieser Befehl aus?

Ob es Menschlichkeit, Berechnung, Klugheit, oder alles zusammen war, genug der Direktor erklärt, daß jede Hinrichtung dem Reglement eines einfachen Gefängnisses zuwiderläuft.

Wunderbarerweise ehrt man seine Skrupel; dadurch

wird aber nur ein kurzer Aufschub erreicht. Ein zweiter, diesmal vom Wohlfahrtsausschuß erlassener und von Ranvier, Eudes und Cambon unterzeichneter Befehl, verfügt die Ueberführung des Erzbischofs, aller Priester, des Senators Bonjean, der Polizeispione (sic!) und Stadtsergeanten, kurz aller, die als Geiseln von Bedeutung waren, nach dem Depot der Verurtheilten in La Grande Roquette.

Am Abend des 22. wurden die Geiseln dahin gebracht.

Der Befehl wurde so plötzlich ausgeführt, daß es an Transportmitteln fehlte; deßhalb mußte eine große Zahl der Gefangenen die Nacht noch in Mazas verbringen; diese kamen erst am nächsten Tage in La Roquette an.

Der erste Schub von etwa vierzig Personen wurde in einen Güterwagen der Lyoner Eisenbahn eingepferchte, in dem man in der Eile Bretter aufgeschlagen hatte, die als Bänke dienen sollten.

Als man ankam, war es Nacht geworden. Der Aufruf der Gefangenen vollzog sich in tiefster Finsterniß in dem Flur, in den die große Treppe mündet. Bei dem Aufruf der Namen erwiderte jeder: „Hier!" worauf er in eine Zelle geführt und dort eingeschlossen wurde.

Tiefe Dunkelheit herrschte auch hier. Die Zellen gehen nach beiden Seiten auf einen langen Korridor hinaus, in dem es bei Tag sehr hell ist; derselbe mündet

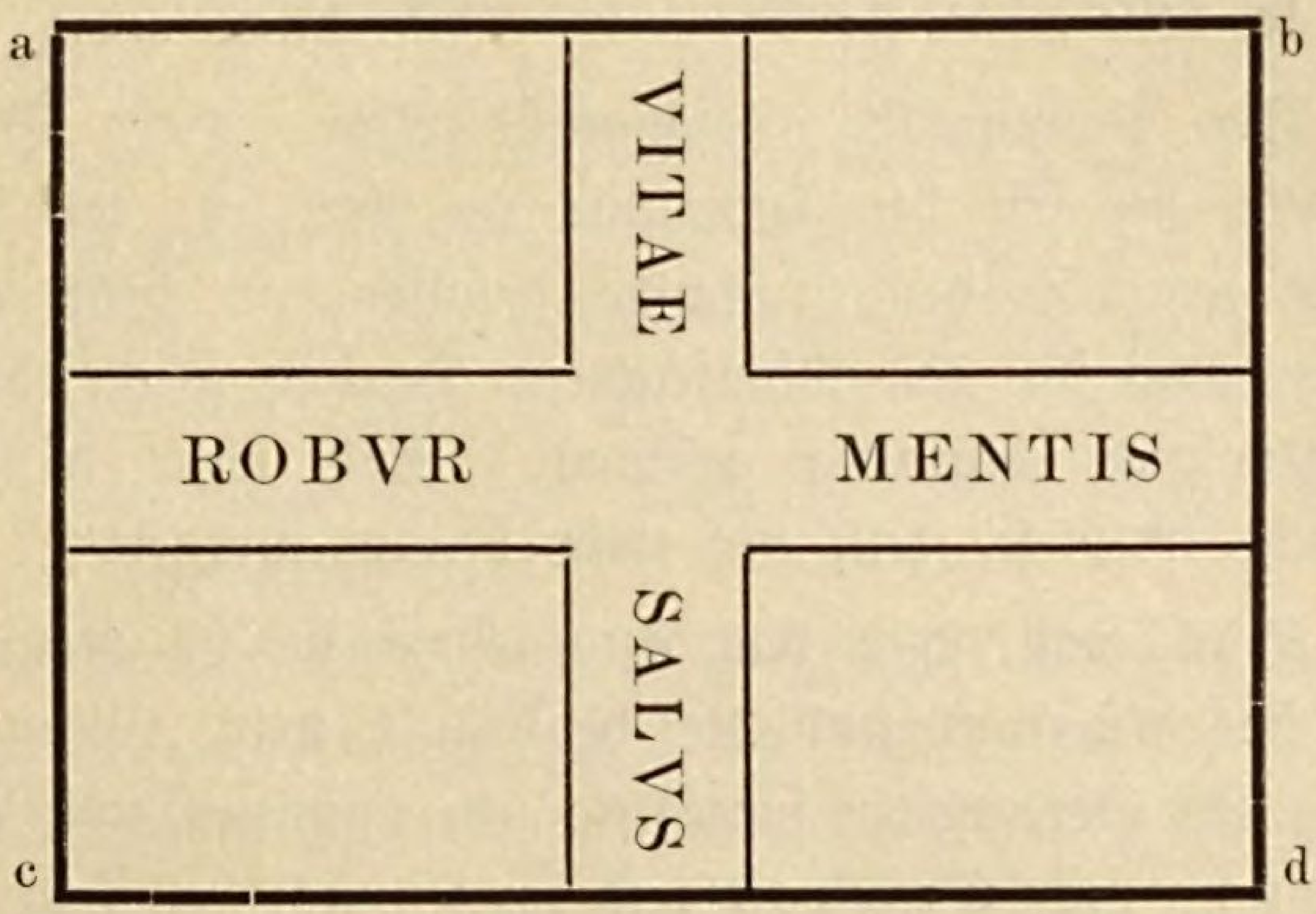
mit einer Seite auf den großen Gefängnißhof; die andere geht auf die Ringmauer hinaus. Die doppelte Reihe der Zellen wird in der Mitte durch einen Saal unterbrochen, in welchem sich Waschbecken und Wasserkrähne befinden und wo die Gefangenen sich waschen gehen. Gegenüber ein ziemlich großer leerer Raum, mit Aussicht auf die Kapelle. Dorthin wurden alle Geiseln im Augenblick der Hinrichtung geführt.

Es gibt nichts Langweiligeres als den Anblick dieses Korridors. Ohne die großen Thürriegel würde er einem Klostergang ähneln. Es ist kein Zellensystem in La Roquette. Jede Zelle ist doppelt, d. h. sie wird durch eine starke Holzwand, die bis an das beiden gemeinsame Fenster geht, in zwei Theile getheilt. Die Sträflinge können daher, von jeder Seite der Scheidewand, gemüthlich mit einander plaudern, ja sich Gegenstände von mäßiger Größe, wie Bücher, Eßwaaren ꝛc. hinüberreichen.

Es ist bei Tag hübsch hell und für ein Gefängniß gar nicht so traurig. Des Nachts gibt es kein Licht, aber man darf nicht fürchten, sich an den Möbeln zu stoßen. Keine Stühle, kein Tisch ist da zu sehen; nichts als ein Bett, das hinreichend mit Decken versehen ist.

Nur die Zelle Nr. 23, die dem Erzbischof angewiesen ward, besitzt einen Tisch, auf dem man, mit dem Messer eingeschnitten, den Namen des Abbé von Marsy liest, der die Zelle nach dem Tode Monseigneur Darboy's bezog. Dieser hat auf dem Kreuz des Fensterchens

in der Thüre, folgende vier, mit Bleistift geschriebenen Worte zurückgelassen: *)




Um diese vier Worte zu verstehen, muß man das Wort crux zufügen, welches durch die Form des Fensterkreuzes dargestellt wird. Dann kann man sie folgendermaßen übersetzen: „Das Kreuz ist die Kraft des Lebens, das Heil der Seele.“

Rund herum läuft noch eine andere Inschrift mit Blei, die ich des schlechten Lichtes wegen nicht zu entziffern vermochte. Sie fing mit SUB an und endigte mit PROPINQUIT.

Außer dem Tisch enthält diese Zelle noch eine Anklagebank, woraus hervorgeht, daß sie ursprünglich nicht

*) Das Viereck a b c d stellt ungefähr die Größe der Fensterchen in jeder Zellenthür dar. In der Mitte jedes Fensters befindet sich ein eisernes Kreuz, um jede Möglichkeit, sich durchzuzwängen, zu verhindern. Anm. d. Verf.

für die Gefangenen bestimmt war. Sie bildet in der That auch einen Theil der Zelle für den Wächter, mit der sie durch das Fenster zusammenhängt.

Der ehrenwerthe Gefängnißdirektor, Herr Beauquesne, der seit der Commune im Amt ist, hat diese Zelle genau in dem Zustande gelassen, in dem er sie fand; auch die von Monseigneur Darboy geschriebenen Worte sind sorgfältig geschont. Seit jener düsteren Epoche ist diese Zelle nie mehr benutzt worden.

Man sieht, daß das Angenehme in La Roquette auf das Allernothwendigste beschränkt war. Man erspart den Gefangenen sorgfältig jede unnütze Qual, auch haben sie nicht Einzelhaft und können sich bei Tag frei mit einander unterhalten. Aber der Erzbischof kam schon durch lange Gefangenschaft geschwächt an; am Tage vorher hatte man ihm ein Zugpflaster legen müssen und da kann man sich vorstellen, wie die Nächte waren, die er auf dem harten Bett in Nr. 23 zubrachte!

Am nächsten Morgen von 8 bis 9 Uhr gab es erste Erholungspause.

Die Gefangenen durften zusammenkommen; die einen beteten; die anderen theilten sich ihre traurigen Schicksale mit. Die Patres von Bengy, Caubert, Clerc, Ducoudray und Olivaint fielen durch ihre Energie, ihre muthige Heiterkeit auf. Letzterer hatte sich die Aufgabe gestellt, die ein wenig niedergedrückte Stimmung des Erzbischofs zu heben. Mit langem Bart, eingefallenem Antlitz, schwach und matt, verließ der unglückliche Prälat

kaum mehr das Bett und schleppte sich während der Erholungsstunden nur mit Mühe vorwärts.

Ebenso hatte sich der tapfere Pater Olivaint vorgenommen, die Seele des Präsidenten Bonjean zu retten, dessen Gesundheitszustand nicht besser war, als der des Erzbischofs. Er litt unsäglich durch einen Bruch; das Bruchband war zerrissen, so daß er — da er dasselbe durch kein neues ersetzen konnte — beim Gehen vollständig zusammenknickte.

Unter dem Kaiserreich hatte sich der Präsident durch seine heftigen Angriffe gegen die Jesuiten hervorgethan. Pater Olivaint war entschlossen, ihm eine andere Meinung von denselben beizubringen.

Er mußte sich beeilen, denn der Tod nahte mit raschen Schritten. Propinquit hatte der Erzbischof auf sein Fenster geschrieben.

Auf dem Hofe der zum Tode Verurtheilten wurden die meisten Freistunden verbracht. Dies war der wenigst traurige und öde Theil von La Roquette. Man sieht doch etwas von Baukunst da, denn er ist von zwei Seiten von Arkaden eingeschlossen, die ihm auch etwas Klösterliches, oder vielmehr das Aussehen eines italienischen Campo Santo verleihen. Es sind sogar Bäume und hübsche Sträucher gepflanzt, die nur da zu sein scheinen, um daran zu mahnen, daß es eine Natur gibt.

Der Erzbischof, der vom Gehen ermüdet war und keinen Stuhl hatte, stützte sich gegen das Geländer der Wendeltreppe, die direkt an seine Zelle stieß. Der Präsident Bonjean trat mit den Worten an ihn heran:

„Hochehrwürden, ich habe den Jesuiten viel Böses nachgesagt, habe sie sogar, soweit es in meiner Macht lag, verfolgt! Nun haben sie mich doch bekehrt; und eben habe ich dem Pater Clerc gebeichtet."

Der Verkehr mit der Außenwelt war in La Roquette ebenso schwierig wie in Mazas. Darüber waren alle Ueberlebenden, die ihre Gefangenschaft beschrieben haben, einig.

Pater Olivaint schreibt in einem Briefe:

„Unsere Wächter sind sehr ehrliche, gute Leute. Sie bringen uns mit großer Liebenswürdigkeit alle kleinen Erleichterungen, die uns geschickt werden. Am härtesten ist's aber doch, von denen, für die man sich interessirt, keine Nachrichten zu erhalten."

Pater Olivaint unterhielt zahlreiche Beziehungen mit der Außenwelt. Trotz der großen Gefahr, der sie sich aussetzten, hatten zwei fromme Damen Mittel und Wege gefunden, ihm kleine Erfrischungen zu verschaffen, wie Chokolade, Kaffee, Eingemachtes, vor allem aber Milch. In einer Büchse mit Milch, mit doppeltem Boden, hatten ihm diese Damen, kurz vor seiner Ueberführung nach La Roquette, geweihte Hostien, die in ein geweihtes Meßtuch eingewickelt waren, zukommen lassen.

Natürlich theilte Pater Olivaint sie mit seinen Unglücksgefährten.

Am 24. Mai, um 8 Uhr Abends, waren sämmtliche Gefangene gerade wieder in ihre Zellen geführt worden, als sich aus der Ferne ein unheilverkündender Lärm vernehmen ließ. Je näher derselbe kam, desto deutlicher

unterschied man Männerstimmen, Kindergeschrei, lautes Lachen und Waffengeklirr.

Es war ein Trupp aus etwa 50 Garibaldianern, Rächern der Republik, Nationalgardisten und Deserteuren aus allen Regimentern bestehend, die sich mit den wilden wüsten Gassenjungen mischten, welche man in Revolutionszeiten überall da antrifft, wo es Blut zu vergießen gilt.

Der Mensch, der diese ungleiche Bande anführte, oder doch in ihrem Namen das Wort ergriff, war ein Dachdecker, Namens Jean Verig. Er zählte etwa 36 Jahre, hatte sein Handwerk aufgegeben und sich zum Kapitän des 180sten Bundesbataillons von Belleville gemacht. Er kam sechs Geiseln holen.

Der Brigadier Romain öffnete eine Zelle, es war Nr. 22.

„Sind Sie der Bürger Darboy?“ fragt Verig.

„Nein,“ versetzte eine Stimme, die dem Abbé Guérin angehörte.

Nun geht es nach einer anderen Zelle und bald ist der Erzbischof mit seinen fünf Leidensgefährten gefunden.

Nachdem dies Geschäft schnell erledigt ist, wird die Zelle des Abbé Guérin wieder geschlossen und er bleibt mit seinen Gedanken allein.

Die sechs Geiseln sind auf den Treppenabsatz, der sich dem Waschraum gegenüber befindet, geführt; von dort können sie einen letzten Blick auf die halb in Dämmerung eingehüllte Kapelle werfen.

Es wird zum Appell geschritten.

„Bürger Darboy!“

„Bürger Bonjean!“ ꝛc.

Nachdem auch dieser Formalität Genüge geschehen, treten die sechs Märtyrer den Marsch, nach Indianerart, an; einige bewaffnete Männer voran und das Gros der Truppe macht den Beschluß. So geht's die Wendeltreppe, die sich der Zelle des Erzbischofs gegenüber befindet, hinunter. Sie zählt 25 Stufen.

Man wendet sich nun nach der Gallerie, welche den Hof der zum Tode Verurtheilten begrenzt. Am Ende derselben befindet sich eine Thüre, von der sechs Stufen nach dem ersten Rundgang führen.

Jetzt wendet man sich abermals nach rechts.

Der Weg ist so breit, daß er zum Theil bepflanzt worden ist und den Namen „Garten der Krankenstation“ führt. An dem Saal der Greise vorüber, gelangt man an eine Kurve, von der es wieder nach rechts geht, am Garten der Kanzleibeamten entlang, der größer ist als der erste.

Der Weg ist lang, denn jede Seite der Umfassungsmauer mißt nicht weniger als 98 Meter.

Der Präsident Bonjean, der an sich schon durch sein Hinken bald ermüdet, leidet so furchtbare Schmerzen an seinem Bruch, daß er nicht mehr weiter kann. Obgleich er selbst sich sehr schwach fühlt, bietet der Erzbischof ihm den Arm.

Diesem Beispiel folgend, reicht Abbé Deguerry, der Pfarrer der Madeleine, dem Pater Ducoudray den Arm

und Pater Clerc bietet den seinen dem Abbé Allard zur Stütze dar.

So gelangten sie an das Gitter, das nach dem zweiten Rundgang führt.

Hier bleibt der Erzbischof einen Augenblick stehen.

Man hat erzählt, daß er das that, um seinen Unglücksgefährten den erzbischöflichen Segen zu ertheilen. Das ist aber nicht richtig. Er befand sich in einem solchen Zustand der Schwäche, daß ihm dazu die Kraft fehlte, auch hat ein Augenzeuge, dessen mit Namensunterschrift bestätigte Schilderung ich später anführe, versichert, daß den Erzbischof eine solche Schwäche anwandelte, daß er sich mit der linken Hand an der dritten Eisenstange des Gitters festhielt, um nicht umzusinken. Nachdem sie durch das Gitter in den zweiten Gang eingetreten waren, versuchte er mit seiner Eskorte zu parlamentiren. Mehrmals wiederholte er unterwegs die Worte zu Fortin:

„Aber es ist unmöglich! Es ist unmöglich! Sie können mich nicht erschießen; ich habe drei Briefe an Herrn Thiers nach Versailles geschickt."

Endlich ließ sich Fortin zu der Antwort herab:

„Sie werden auch nicht unsertwegen, sondern gerade um Herrn Thiers' willen erschossen."

Nach Aussage desselben Zeugen, war die Haltung der Märtyrer voll Würde und Hoheit.

Sie befanden sich seit einigen Augenblicken im zweiten Rundengang, als Pater Clerc oder Pater Ducoudray — welcher von beiden es war, ließ sich später nicht mehr

feststellen — dem Erzbischof zu Füßen fiel und ihn um seinen Segen bat. Aber der Geist Monseigneur Darboy's war wahrscheinlich dieser Welt schon entrückt, denn er schien diese letzte Bitte nicht zu hören und setzte mühsam seinen Weg fort.

Nach einigen Gerüchten, die sich verbreitet hatten, glaubte ich, daß der Abbé Deguerry sich schwach gezeigt habe. Aber ganz im Gegentheil! Er lieferte den Beweis von der Ergebung des Priesters, der er jetzt war, verbunden mit dem Muth des Soldaten, der er früher gewesen war.

Nur Bonjean gab Bedauern zu erkennen, daß er vom Leben scheiden sollte.

„Man sah ihm an," sagt Fortin, der Augenzeuge, den ich anführe, „daß er eine Familie zurückließ."

Die Paters Clerc und Ducoudray, sowie der Abbé Allard blieben unerschütterlich fest und zeigten im letzten Moment einen Muth und ein Sichloslösen vom Irdischen, das gradezu übermenschlich genannt werden muß.

Als das Gitter überschritten war, befanden sich die Opfer in dem zweiten Rundgang, der von zwei entsetzlich kahlen hohen Mauern eingeschlossen war. Nun wandte man sich nach links und legte noch etwa 104 Meter zurück, bis an die andere Ecke der Außenmauer des Gefängnisses.

Man war zur Stelle.

Der freundliche Leser gestatte mir jetzt zwei Augen- und Ohrenzeugen der Endkatastrophe dieser düsteren Tragödie das Wort zu lassen. Denn, um gewisse

historische Ereignisse richtig zu beurtheilen, muß man die Zeugnisse beider entgegengesetzten Parteien anführen. „Wer nur eine Glocke hört, vernimmt auch nur einen Ton," sagt das Sprüchwort.

Ich entlehne die folgenden Seiten dem merkwürdigen und hochinteressanten Werke des Herrn Chincholle: „Die Ueberlebenden der Commune". Unabhängig von dem brennenden Interesse, das sie ausathmen, gestatten sie mir, zur Vervollständigung, noch ein Dokument folgen zu lassen, dessen historischen Werth der Leser anerkennen wird.

## Fortin,
### der letzte Mörder der Geiseln.

„Weißt Du, daß der arme Vater Louis im Sterben liegt?"

„Nicht möglich!"

„Er scheint aufgeschrieben zu sein. Und das ist einer, der über die Commune reden könnte. . . ."

Dies Zwiegespräch wurde gegen Ende des Jahres 1881 in meiner Nähe, in einer Versammlung im Saal Graffart geführt.

Noch an demselben Abend wußte ich, wer „der arme Vater Louis" war.

Da er im Jahre 1871 zu dem 66. Bundesbataillon gehörte, hatte er auch bei dem Hinrichtungspeloton gestanden. Er hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht, sich verborgen gehalten und war so der Verfolgung entgangen.

Da es sich darum handelte, eine interessante Erzählung, ja vielleicht wichtige Enthüllungen zu vernehmen, ließ ich mich am zweitfolgenden Tage zu Vater Louis führen, den ein schweres Leberleiden dahinraffte. Ich fand ihn trotzdem auf. Er litt nur zeitweilig und ich war grade zur guten Stunde gekommen.

„Ich liebe es nicht, die Leute zu täuschen," sagte ich. „Ich gehöre einer reaktionären Zeitung an."

„Was thut das mir!" versetzte er. „Nicht die Reaktionäre haben uns betrogen, sondern der Andre! . ."

Früher war unter „der Andre" Napoleon gemeint. Zu Ende 1881 war es Gambetta.

„Sie haben gewiß," fuhr ich fort, „viel über den 24. Mai zu sagen. Noch nie ist von einem Augenzeugen darüber berichtet worden . . . Würden Sie mir gestatten, einige Fragen zu stellen?"

Einen Augenblick überlegte er und versetzte dann:

„Unter einer Bedingung. Ich habe Kinder, die in Frieden leben. Wenn ich auch weiß, daß man mir heute nichts mehr anhaben kann, so ist ihnen doch jedes Aufsehen unangenehm.

„Ich habe nicht mehr lange zu leben. Sie werden Ihre Arbeit erst nach meinem Tode herausgeben und mich nicht nennen. Alles, was ich Ihnen erzählen werde, beruht auf strengster Wahrheit. Das Lügen würde mir auch nichts mehr nützen. Ihr Artikel wird um so interessanter sein, da nichts, was bisher darüber geschrieben ist, der Wahrheit nahe kommt. Wie hätte

man dieselbe auch erfahren sollen? Vor den Richtern haben Alle gelogen. Befragen Sie mich."

„Welchen Rang hatten Sie?"

„Ich war einfacher Bundessoldat."

„Wie kam es, daß Sie zu dem Exekutionspeloton gehörten?"

„Das ist eine lange Geschichte, durch die aber Alles erklärt wird."

Ich lege jetzt meine Verantwortlichkeit nieder, denn ich schreibe nur, was ich wirklich gehört habe. Am Schluß dieses Kapitels wird man sehen, daß die Probe auf die Richtigkeit meiner Erzählung, noch immer angestellt werden kann.

„Am 15. Mai," so beginnt Vater Louis, „war das 66. Bataillon auf Wache gezogen. Es war elf Uhr Abends. Ein Offizier will hinein. Ich rufe: „Wer da!" Ohne Antwort schiebt er mich zur Seite. Darauf sage ich: „Bürger, Du passirst nicht, ohne die Parole!" „Wenn man Graf von Beaufort heißt, scheert man sich nichts um Kerle wie Du," versetzte er und zieht den Degen. Wir kannten ihn, es war ein Stabsoffizier, aber er war total bezecht. Zwei Mann und ich, wir entwaffnen ihn und lassen ihn passiren. Eine Minute später kommt er wieder heraus, einen Revolver in jeder Hand. Wieder entwaffnen wir ihn, wobei er schreit: „Das ganze Bataillon verdient, daß man es purgire." Am 24. Mai werden wir nach der Straße Caumartin geschickt. Da ging's heiß her! Das war der reine Ueberfall. Die Leute fielen wie die

fliegen. Die Barrikade hielt nicht mehr; die Linientruppen passirten mitten durch. Plötzlich ergreifen die Versailler sechs Mann, drücken sie an die Mauer und: Piff! Paff! Wir ziehen uns zurück. Auf dem Château d'Eau-Platz begegnen wir einem Offizier, der uns Feiglinge schimpft. Es war der Beaufort: „Du Schwein," ruft ihm der Sergeant zu, „Du hast gesagt, Du wolltest uns purgiren und jetzt hast Du sechs von den Unsrigen erschossen." Wir stellen ihn nun auch an eine Wand und blasen ihm das Lebenslicht aus.

Alle befanden sich in höchster Aufregung. Wir waren aus dem Faubourg St.-Antoine und begaben uns nach der Mairie des XI. Arrondissements, Bericht erstatten. Ferré war seit dem frühen Morgen mit Gustave Genton und Fortin dort."

„Was thaten Fortin und Genton?"

„Genton war ein Untersuchungsrichter aus dem Palais de Justice, der nach dem XI. Arrondissement berufen war. Fortin war sein Sekretär. Sicard, der uns anführte, sagte zu Ferré: „Das kann so nicht weitergehen. Wir sind verrathen. Die Commune hat ein Dekret erlassen, das uns Schutz verheißt. Man hat uns eben sechs Gefangene füsilirt; Ihr habt mehr als hundertfünfzig; wir verlangen, daß von denen auch sechs erschossen werden." Ferré, welcher Mitglied der Commune und Polizeipräfekt war, schäumte vor Wuth. Er spricht einen Augenblick leise mit Genton, nimmt dann ein Blatt Papier, auf das er einige Zeilen wirft

und sagt zu Fortin, ihm das Blatt überreichend: „Da, thue, was nothwendig ist.“ Wir alle folgen Fortin.“

„Wie viel waret ihr?“

„Ungefähr dreißig Mann.“

„Wieviel Uhr war es?“

„Sechs. Sie werden gleich sehen, daß die Sache flink gemacht war.“

„Was stand auf dem Blatt Papier?“

„So was Aehnliches wie: „Ordre für den Bürger-Direktor von La Roquette, sechs Geiseln erschießen zu lassen.“ Ich kann nur für die letzten Worte einstehen, denn dahinter stand noch mehr geschrieben. Die aber weiß ich auswendig und werde sie Ihnen gleich sagen.

„Fünf Minuten später sind wir in La Roquette, denn wir liefen. Fortin zeigt François die Ordre.“

„Wer war François?“

„Der Direktor. Wissen Sie das nicht? François sagt: „Da habt Ihr die Liste, nehmt die ersten sechs.“ Fortin liest die Namen mit lauter Stimme ab und nun schreien Alle: „Nein, nein, der Erzbischof ist nicht dabei und wir wollen den Erzbischof. Man muß ein Exempel statuiren. Wir wollen entschieden den Erzbischof.“

„Wer waren die ersten sechs Unglücklichen auf der Liste?“

„Deguerry, Bonjean, Allard, Clerc, Ducoudray und noch ein Jesuit, den ich nicht kannte. Fortin besteht auf dem Erzbischof. François weigert sich. Darauf sagen wir: „Kommt, wir geh’n noch ’mal zu Ferré“

und schleunigst machen wir uns auf den Weg. Er war noch in der Mairie und schrieb nun quer durch seine erste Ordre: „Und vor allem den Erzbischof!" Dann drückt er den Stempel darunter und sagt zu Fortin:

„Wieviel Mann haben Sie?"

„Dreißig."

„Das ist nicht genug. Suchen Sie noch mehr dazu zu bekommen."

Auf dem Voltaireplatz fragt Fortin mit lauter Stimme:

„Sind Männer hier, die bereit wären, den Erzbischof erschießen zu helfen?"

„Ja, ja, wir Alle!"

Ein Feuerwehrmann in Uniform rief sogar: „Ich will meinen Bruder rächen."

„So kriegen wir noch etwa fünfzehn Mann dazu und kehren nun nach La Roquette zurück. Vor dieser Ordre Ferré's fügt sich François und schickt den Gefängnißbrigadier im Flur zum Appell rufen.

„Wieviel war jetzt die Uhr?"

„So ungefähr sieben."

„Was ging im Gefängniß vor?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war auf dem Hof geblieben. Nun sahen wir die Geiseln herunterkommen und in den Rondenweg einbiegen.

„Waren Sie sehr erregt?"

„Nicht im Geringsten."

„Und welche Haltung bewahrten Ihre Leute?"

„Ah! daß sie die Geiseln so ruhig daherkommen sahen, hat sie auch beruhigt. Man kann nicht sagen, daß nicht Alles ordentlich zugegangen wäre.“

„Und die Geiseln?“

„Sie nahmen sich vorzüglich. Man hätte nicht geglaubt, daß sie so unvermuthet und plötzlich ergriffen waren. Sie schritten vor uns her. Genton, der uns das zweite Mal begleitete, hat Alles angeordnet.“

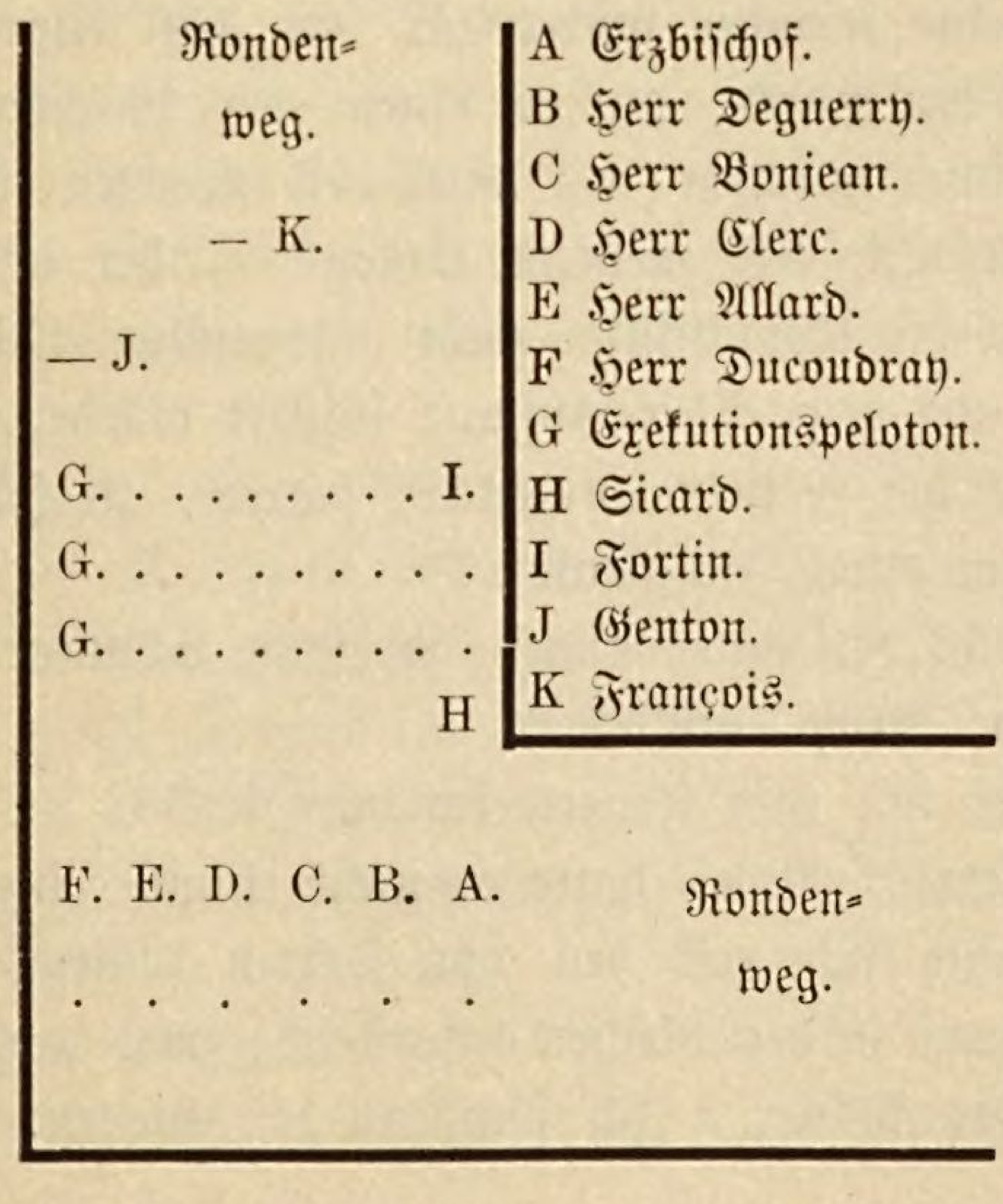
„Welchen Weg schlugt Ihr ein?“

„Wir folgten dem Rundgang bis an die Mauer.“

„Könnten Sie mir einen Situationsplan zeichnen?“

„Wenn Sie es wünschen, ja.“

Auf meiner Skizze ist einer der Tintenstriche von den Fingern des Mörders verwischt.



Nachdem er den Entwurf gemacht, fährt Vater Louis fort:

„Wir stellten die Geiseln in der Reihenfolge auf, die ich in der Zeichnung angegeben habe.“

„Haben sie nichts gesprochen, nichts gethan?“

„Ja. Während des Weges warf sich einer der Jesuiten, ich weiß nicht mehr welcher, dem Erzbischof zu Füßen, als wollte er ihn um seinen Segen bitten. Aber der Erzbischof, der an etwas Anderes zu denken schien, hat das nicht bemerkt.“

„Und Herr Deguerry?“

„Sehr ruhig, sehr würdevoll, wie die Uebrigen auch.“

„Hat keiner von ihnen sich schwach gezeigt?“

„Keiner . . . doch . . . Herr Bonjean. Man sah, daß er eine Familie hinterließ. Er hielt eine Papierrolle in der Hand, die er einem der Wächter — ich weiß nicht welchem — mit den Worten übergab: „Bringen Sie das meinem Sohn.“ Aber ich fürchte, der wird die Kommission nicht ausgeführt haben, da sie alle auf dem Père-Lachaise füsilirt wurden.“

„Als die Geiseln aufgestellt waren, ist Ihnen da an keinem etwas aufgefallen?“

„Doch, der Pater Allard hat seine Soutane geöffnet und seine Brust entblößt.“

„Wer hat zum Feuern kommandirt?“

„Sicard. Dabei hatte er nicht einmal einen Säbel und mußte sich erst den von Fortin leihen. Unsere Leute waren in drei Reihen aufgestellt; zwei ganz gleiche, eine etwas kleiner. Ich stand in der zweiten. Sicard

hielt den Säbel in die Höhe. Die erste Salve ging los. Fünf brachen auf der Stelle todt zusammen. Der Erzbischof allein stand noch. „Feuer!“ schrie Sicard. Nur vier oder fünf gaben Feuer und der Erzbischof fiel.“

„Was geschah weiter?“

„Sicard schickte mehrere Gardisten vor, ihnen den Gnadenstoß zu geben und dann marschirten wir ab.“

Das Alles wurde mir mit solch geschäftsmäßiger Trockenheit erzählt, daß ich nicht zögerte noch mehr Fragen zu stellen.

„Fühlten Sie denn gar nichts dabei?“

„Ah! bah! Wir waren ja hinreichend an den Tod gewöhnt!

„Fortin hat das Protokoll aufgenommen, welches er Ferré nach der Mairie des XI. Arrondissements brachte. Auf dem Platze hieß es, es würde uns schlecht ergehen. Da dachte ich an meine Kinder und ging zu einem Kameraden, der mich vierzehn Tage lang bei sich versteckt hielt.

„Das ist Alles, was ich Ihnen mittheilen kann.“

„Was ist aus Sicard geworden?“

„Er wurde eingesteckt, starb aber schon vor der Vollstreckung des Urtheils an einer Krankheit.“

„Und Genton?“

„Zum Tode verurtheilt und am 30. April 1872 erschossen.“

„Und François?“

„Wegen des Erzbischofs auf Lebenszeit verdonnert;

dann aber, wegen der Geschichte in der Rue Haxo, am 25. Juli des folgenden Jahres hingerichtet."

„Und endlich Fortin?"

„Zur Deportation verurtheilt, später zurückgekehrt. Er ist, außer mir, der einzige noch lebende Augenzeuge."

„Was treibt er?"

„Er ist Holzschnitzer für antike Möbel; wenn Sie dies veröffentlichen, werden Sie sehen, daß er Ihnen Alles bestätigen wird, trotzdem er damals vor den Richtern leugnete. Jetzt hat er nichts mehr zu fürchten. Er besuchte mich ab und zu und dann haben wir von jener Zeit geplaudert."

Ich füge noch hinzu, daß ich später auch Fortin aufsuchte, der durchaus nicht so aussieht, als hätte er sich an solchen Gräueln betheiligt.

Es ist ein großer stattlicher Bursch, heiter und, wie man mich versichert, ein tüchtiger Arbeiter.

Dieser Verbrecher lebt in guten Verhältnissen. Er ist noch immer Holzbildhauer und einer der Hauptlieferanten der Rue Véron im Quartier Montmartre. Man macht sich keine Vorstellung davon, wieviel neue antike Möbel aus dieser Straße in die Welt geschickt werden.

Fortin zählt jetzt kaum vierzig Jahre. Er hat sich zu Anfang des Winters 1882 verheirathet — natürlich nur Civiltrauung. Henri Rochefort und Alphons Humbert, die seine Freunde geblieben waren, dienten ihm als Trauzeugen.

Herr Chincholle sagt:

„Man wird zum Schluß dieses Kapitels sehen, daß die Probe auf die Richtigkeit meiner Erzählung angestellt werden kann.“

Ich habe sie angestellt und sie ist, zur Ehre des Herrn Chincholle, richtig ausgefallen. Die kleinen Irrthümer, die Herr Fortin aufdeckt, sind nicht von Bedeutung.

Ich lasse ihm jetzt das Wort:

„Paris, den 24. Juni 1888.

„Mein Herr!

„Sie wünschen nähere Auskunft über die Hinrichtung des Erzbischofs von Paris und der fünf anderen Geiseln, die am 24. Mai 1871 im Gefängniß La Roquette erschossen wurden. Ferner wollen Sie noch wissen, ob der von Herrn Chincholle über dies Ereigniß veröffentlichte Bericht, der Wahrheit entspricht.

„Wenn es Ihre Absicht ist, eine Geschichte der Pariser Commune zu schreiben — wie Sie, mein Herr, versichern — und nicht ein Phantasiestück, wie Alles, was bis heute darüber erschienen ist, wo die Wahrheit der Leidenschaft und blindem Hasse Platz machen muß; wenn Sie es, wie ich glaube, aufrichtig und ehrlich meinen, stehe ich Ihnen gänzlich zur Disposition; ja, ich kann Ihnen die besten Aufklärungen geben, da ich gewissermaßen den Vorsitz bei diesem Akt gesetzmäßiger Wiedervergeltung geführt habe.

„Die von Herrn Chincholle herausgegebene Schilderung ist, bis auf einige Kleinigkeiten, die ich berichtigen will, wahr.

„Das 66. Bataillon hatte nicht die Wache auf dem Platz, sondern im Kriegsministerium selbst, als der Kapitän von Beaufort, der zu gut dinirt hatte, es beschimpfte.

„Am 24. Mai wurde dieser Kapitän auf dem Boulevard Voltaire erkannt und nach dem Bureau des Kommandanten der 66er, das neben der Mairie des XI. Arrondissements liegt, geführt; von da wurde er auf einen Bauplatz, Place Voltaire, verbracht und dort erschossen.

„Einige Stunden danach stellte sich eine Abtheilung desselben Bataillons in der Mairie ein, wo ich mich mit Ferré und Genton befand; sie verlangten — kraft des von der Commune am 5. April erlassenen Dekrets — die Hinrichtung von sechs Geiseln.

„Diese Leute waren vollkommen in ihrem Recht. Die Versailler Armee füsilirte Alles ohne Erbarmen; man mußte daher auch ein Exempel statuiren und einen Hauptstreich schlagen.

„Ferré unterzeichnete den Befehl und wir zogen ab. Als wir die Mairie verließen, begegnete uns auf dem Voltaireplatze Sicard, der nicht dem 66. Bataillon angehörte, sondern Kapitän im Generalstab und der Polizeipräfektur attachirt war. Ihm übertrug ich das Kommando über das Exekutionspeloton.

„Das Uebrige, was sich auf die Vorverhandlungen und die Hinrichtung selbst bezieht, ist buchstäblich wahr; man darf daran nicht rühren, denn es gehört der Geschichte an.

„Als ich das Gefängniß verließ, begab ich mich sofort nach der Mairie, wo ich den untenstehenden Rapport, um den mich Ferré gebeten hatte, aufsetzte:

„„Heute, am 24. Mai 1871, um 7 Uhr Abends sind — laut Verfügung der Pariser Commune vom 5. April, die Geiseln betreffend — die benannten:

„Darboy, ehemals Erzbischof von Paris;

„Deguerry, ehemals Pfarrer an der Madelaine;

„Bonjean, ehemals Vizepräsident des Kaiserlichen Senats;

„Clerc, Allard und Ducoudray, ehemals Jesuitenpatres, im Hof des Gefängnisses La Roquette,

kriegsrechtlich erschossen worden.

„Der Delegirte der Commune,

„Emil Fortin.""

„Hierauf ging ich auf die Barrikaden, wo ich bis zum letzten Tage mitgekämpft habe.

„Daß mich Herr Chincholle als „Mörder" bezeichnet, läßt mich kalt. Wir hegten keine Feindschaft gegen die Geiseln und würden sie auch nicht füsilirt haben, wenn Mac-Mahon's Heer Paris nicht in einen Riesenfriedhof verwandelt hätte.

„Die sogenannte reguläre Armee hat 35,000 Menschen hingeschlachtet; wir haben nur hundert

erschossen, aber natürlich sind wir die Mörder; wahrscheinlich, weil wir die Besiegten sind.

„Im Jahre 1871 war ich jung und voller Begeisterung; ich handelte unter der Ueberzeugung, der guten Sache zu dienen und heute, nach 17 Jahren, von denen ich neun im Bagno verbrachte, ist meine Ueberzeugung unerschütterlich dieselbe geblieben.

„Das, mein Herr, ist alle Auskunft, die ich Ihnen geben kann; machen Sie damit, was Ihnen gut dünkt.

„Es grüßt Sie mit großer Hochachtung

„Emil Fortin."

Als die Leichen in dem gemeinsamen Grabe im Père-Lachaise wiedergefunden wurden, konnte man konstatiren, daß der Erzbischof drei Schüsse erhalten hatte: zwei in die Brust, einen tiefer unten, in die linke Seite. Zahlreiche Bajonettstiche fanden sich in den Hüften; der Zeigefinger der rechten Hand war halb ausgerissen, die Haut abgeschürft; es schien, als habe er noch gelebt und erst mit blanker Waffe den Gnadenstoß erhalten.

Der Abbé Deguerry hatte zwei Kugeln, eine in die Brust, die andere in den Kopf erhalten; als das Protokoll aufgenommen wurde, fand sich, daß die Kugel, die ihm die Brust durchbohrte, kein Loch in seine Soutane gerissen hatte; daraus schloß man, daß er seinen Henkern die entblößte Brust dargeboten habe.

Nach Aussage der Zeugen stimmt das nicht; sie behaupten, daß nur Pater Allard sein Gewand geöffnet habe.

Die Leiche des Präsidenten Bonjean befand sich in einem entsetzlichen Zustande. Ihm waren die Beine durchbohrt und gequetscht, aber keine Kugel hatte den Oberkörper getroffen; er wälzte sich auf der Erde und flehte um den Gnadenstoß. Ein Communard rühmte sich, ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt zu haben; es scheint aber, als habe ihm ein Schlag mit dem Kolben den Kopf zerschmettert, so daß das Hirn herausspritzte und seine weißen Haare an der Mauer kleben blieben. Man sieht noch die Spuren davon.

Wer heute den Schauplatz dieser Schreckensscene besucht, bleibt erstarrt vor dieser eisigen Gleichgiltigkeit, welche die Geschichte der Commune von Anfang bis zu Ende charakterisirt. Man kann sich kein einigermaßen erträgliches Bild von diesem Drama machen, welches sich zwischen zwei kahlen häßlichen Mauern abspielte, mit einer aus Quadersteinen aufgeführten, abgerundeten Ecke, wodurch die Flucht erschwert werden sollte.

Herr Beauquesne, der Gefängnißdirektor von La Roquette und sein Freund, der Abbé Crozes, haben sich vergeblich bemüht, dem Platz einen weniger abstoßenden Ausdruck zu geben, indem sie zu beiden Seiten schöne Spindelbäume pflanzten.

Die Stelle, wo die sechs Märtyrer geopfert wurden, ist von einem Gitter umgeben, welches die Pietät der Familien Darboy und Bonjean stiftete, ebenso wie die sechs gelben Immortellenkränze, die daran aufgehängt sind. Der Abbé Crozes widmete, so lange er lebte,

dem Andenken der Geopferten sechs Kränze aus schwarzen Glasperlen.

Die Hingemordeten waren nach dem Range aufgestellt worden. Noch kann man deutlich die Spur der Kugeln verfolgen, welche den Erzbischof trafen; daneben sieht man Spuren des verspritzten Gehirns des Herrn Bonjean, mit einzelnen weißen Haaren vermischt. In der aufgewühlten Erde fand Herr Beauquesne einige Tage später ein bronzenes Kruzifix von schöner Arbeit, das er wie ein Heiligthum aufbewahrt. Eine ziemlich große Tafel von weißem Marmor ist zum Gedächtniß an der Mauer, unter einem großen schwarzen Kreuz angebracht; in Goldbuchstaben sind die Namen der sechs Unglücklichen eingegraben:

Mgr. Darboy Georges, archevêque de Paris;
M. Bonjean Louis, premier président de la Cour de cassation;
M. Deguerry Gaspard, curé de la Madeleine;
Père Ducoudray Léon, de la Compagnie de Jésus;
Père Clerc Alexis, id.;
M. Allard Michel, aumônier des ambulances;*)

*) Monseigneur Georges Darboy, Erzbischof von Paris;
Herr Louis Bonjean, erster Präsident des Kassationsgerichts;
Herr Gaspard Deguerry, Pfarrer an der Madeleine;
Pater Léon Ducoudray, von der Gesellschaft Jesu;
Pater Alexis Clerc, von ebenda;
Herr Michel Allard, Feldlazarethprediger.

Darunter liest man die Worte:

„Respect à ce lieu, témoin de la mort des nobles et saintes victimes!*)

„24. Mai 1871."

Diesem düsteren Gemälde fehlt nur die Unterschrift des Urhebers:

Adolph Thiers fecit.

Sic transit gloria mundi.

Das ist Alles.

Das tragische Ende des Erzbischofs von Paris konnte nicht anders, als den größten Theil des öffentlichen Mitgefühls in Anspruch nehmen. Sein Rang verdunkelte die weniger hervorragenden Märtyrer; nach ihm hat keines der Opfer der Commune so viel Mitleid erregt, so viel Bedauern hinterlassen, wie Pater Olivaint.

Ich habe seine Bekanntschaft unter ziemlich kritischen Umständen gemacht und die Erinnerung an ihn wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden.

Als ich das Alter von 28 Jahren erreicht hatte, erwachten mancherlei Zweifel in meiner Brust. Ich hielt es für die Pflicht eines ehrlichen Mannes, sich nicht, wie so viele, mit dem bescheidenen Religionsunterricht, den man in der Schule erhält, zu begnügen. So suchte ich denn den mir damals ganz unbekannten Pater Olivaint auf, theilte ihm meinen Wunsch, mich von Neuem zu unterrichten mit und bat ihn, mich in

*) Ehrfurcht vor diesem Ort, der Zeuge des Todes der edlen, heiligen Opfer war!

den Stand zu setzen, die Wahrheiten der Religion, in der ich erzogen war, wirklich kennen zu lernen; denn bisher hatte man mich nur gelehrt, den Katechismus wie ein Papagei herzusagen und die üblichen Phrasen nachzubeten. Pater Olivaint bezeigte mir die lebhafteste Sympathie.

„Auch ich habe solche Zweifel gekannt,“ sagte er, „denn auch ich habe in der Welt gelebt.“

Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, daß Pater Olivaint einer der hervorragendsten Zöglinge der École normale*), damals Superior der Jesuiten in der Sèvresstraße war.

„Es würde mir große Freude machen,“ fügte er hinzu, „mich allein mit dieser neuen religiösen Erziehung zu befassen, aber meine mannigfaltigen Pflichten zwingen mich, mir dies Vergnügen zu versagen; ich will Sie jedoch einem Manne von großem Talent und Verdienst, dem Pater Matignon **) anvertrauen; er wird ebenso glücklich über diese Aufgabe sein und mich vollkommen ersetzen.“

Ueber das Resultat des Unterrichts bei Pater Ma-

*) Eine Lehranstalt, die zwischen Universität und Seminar die Mitte hält; sie bildet die Lehrer für die höheren Schulen heran und ist eigentlich als philologische Fakultät zu betrachten.
Anm. d. Uebers.

**) Pater Matignon ist nach dem Tode des Pater Olivaint, im Jesuitenkolleg der Sèvresstraße Superior geworden.
Anm. d. Verf.

tignon schweige ich, denn es hat mit den Dingen, die ich hier behandle, absolut nichts zu thun.

Ich war seitdem in den freundschaftlichsten und von meiner Seite ehrfurchtsvollsten Beziehungen mit Pater Olivaint geblieben; derselbe war auch mit dem General Trochu sehr befreundet und da er mich während der Belagerung demselben attachirt fand, wandte er sich oft an mich, um tausend Kleinigkeiten, die ihm und den Seinen nothwendig waren, zu erlangen.

Drei von den Briefen, mit denen er mich beehrte, lasse ich hier nachstehend folgen:

„Mein lieber Herr Graf, P. C.*)

„Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Liebenswürdigkeit, zu der ich heute wieder meine Zuflucht nehme.

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie die Unterschrift des Statthalters unter einen Passirschein erwirken könnten, den Pater W. Forbes Ihnen bringen wird. Mehrere Offiziere oder Mobilgarden, die seine Schüler waren und sich in verschiedenen Forts befinden, verlangen nach ihm und seine Karte als Feldprediger, ist keine hinreichende Legitimation mehr.

„Genehmigen Sie meine ganz besonders ergebenen Gefühle.

„14. Oktober 1870.

„H. Olivaint."

---

*) P. C. bedeutet Pax Christi. Das ist eine Formel, deren sich die Jesuitenprediger, wenn sie einander schreiben,

„Lieber Herr, P. C.

„Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen eines meiner Beichtkinder aus Vaugirard, Herrn Henri Odelin, zuzuschicken. Sein Bruder hat sich als Offizier der Mobilen in einem der Seinebataillone ausgezeichnet.

„Herr Henri kann das beim besten Willen nicht.

„Er hat so schwache Augen, daß er zum zweiten Male zurückgewiesen ist; wenn er also auch keine Flinte abfeuern kann, so gibt es in unseren Zeiten doch für einen Mann von Gemüth, der sich seinem Vaterlande widmen möchte, andere Dienste zu leisten. Herr Henri Odelin hat studirt; er ist Rechtskandidat und ein geistvoller junger Mann, der jedes Vertrauen rechtfertigen wird; er hat ernste Grundsätze und benimmt sich wie ein Christ. Seit er das Collège verließ — und das ist sechs Jahre her — ist er diesen gediegenen Grundsätzen nie untreu geworden.

„Vielleicht ist es Ihnen möglich, mir einen Vorschlag zu machen, auf welche Weise Herrn H. Odelin's Vaterlandsliebe nutzbringend zu verwerthen wäre.

„Es ist für ihn keine Lebensfrage oder Ehrensache, sondern ihn treibt nur der Wunsch, seinem Vaterlande dienen zu können.

„Ich hörte dieser Tage, daß der Statthalter gern einige junge Leute dieser Sorte zur Verfügung haben

---

bedienen. Daß Pater Olivaint das auch in den Briefen, die er mir schrieb, anwandte, ist ein Zeichen, daß er mir eine ganz besondere Hochachtung und Zuneigung entgegenbrachte.

Anm. d. Verf.

möchte. Ob dies Gerücht auf Wahrheit beruht, weiß ich nicht. Jedenfalls wende ich mich an Sie, mit der Bitte, mir Ihre Ansicht mittheilen zu wollen.

„Im Voraus besten Dank für Alles, was Sie thun können, um den großherzigen Gedanken des Herrn Odelin zu verwirklichen.

„Ich bleibe Ihr ganz ergebener

„28. Oktober 1870.

„H. Olivaint."

„Lieber Herr Graf, P. C.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief gerührt ich über ihre zartfühlende Liebenswürdigkeit bin. — Die beste Art Ihnen dafür zu danken, ist sie anzunehmen, nicht wahr? — So schicke ich Ihnen denn auch einen langen Brief an dieselbe Adresse, den ich Sie bitte, Ihrem Freunde, dem Grafen Khevenhüller zukommen lassen zu wollen.

„Ihre Empfehlungen habe ich in angegebener Weise befolgt und übergebe sie dem Pater von Ponlevoy; ich hoffe — Ihnen sei's gedankt — auf eine baldige Antwort.

„26. November 1870.

„H. Olivaint."

Elftes Kapitel.

# Rue Haxo.

Die fünfzig Geiseln. — Auf dem Wege nach der Haxostraße. — Warum nicht fliehen? — Ein reuiger Communard. — Die Schlächterei. — Das gemeinsame Grab. — Die Weiber. — Bankier Jecker. — Widerstand der in La Roquette befindlichen Geiseln. — Ihre Befreiung.

Als die sechs ersten Geiseln aus ihren Zellen fortgeschleppt waren, fielen die noch übrigen Geistlichen auf die Kniee. Bald darauf hörten sie das Knattern eines Pelotonfeuers, dann noch einige vereinzelte Schüsse. Alles war vorüber! Nun fingen sie an, die Fürbitte für die Verstorbenen zu sprechen.

Zwei Tage später, Freitag den 26., war Regenwetter eingetreten, so daß die Erholungsstunde nicht auf dem Hof, sondern in dem langen Korridor, zwischen den Zellen, zugebracht wurde.

In La Roquette gab es einen Brigadier, Namens Romain, der in seinem Benehmen ein gewisses Mit-

gefühl mit den Geiseln zur Schau trug. Das war aber reine Heuchelei. Er war ein Schurke, der dem Direktor François als Spion diente. Eine jener mürrischen und falschen Bauernnaturen, die — wenn sie mit Höherstehenden verkehren — sich höchst unterwürfig zeigen, weil sie glauben, dieselben dadurch täuschen zu können.

Dieser Brigadier schleicht plötzlich mit einschmeichelnder Miene in den Korridor der 4. Abtheilung und sagt grinsend:

„Meine Herren, geben Sie gut Acht; jetzt kommen fünfzehn dran!“

Ein Delegirter der Commune, Namens Gois, folgt ihm und stellt sich ungezwungen, eine Liste in der Hand, in die Mitte des Korridors, in den großen, auf den Hof hinausgehenden Raum, wo auch schon die ersten sechs Geiseln zusammen gerufen waren.

Und nun wiederholt der Delegirte, was schon Romain gesagt:

„Wir brauchen noch fünfzehn; nicht mehr, auch nicht weniger; bei jedem Namen, den wir aufrufen, hat der Betreffende zu antworten.

Der erste ist Pater Olivaint.

„Hier!“ ruft er mit fester Stimme und stellt sich der Gruppe seiner Kerkergenossen gegenüber.

Dann kommt die Reihe an Pater Caubert, der, anstatt sofort zu antworten, sich auf einen Augenblick in seine Zelle zurückbegiebt.

Der Delegirte der Commune schaut, als keine Antwort erfolgt, verwundert auf und sagt scherzend:

„Aber, meine Herren, ich bitte Sie, haben Sie doch keine Furcht!“

In diesem Augenblick erscheint Pater Caubert wieder. Er ist vollkommen gefaßt und stellt sich schweigend neben Pater Olivaint. Wahrscheinlich hat er irgend ein theures Andenken, eine Reliquie, geholt.

Der Aufruf wird fortgesetzt.

Beim Namen des Pater von Bengy, der schlecht oder falsch geschrieben war und daher auch falsch ausgesprochen wurde, meldet sich zuerst Niemand. Dann aber tritt der Pater vor und sagt ruhig und kaltblütig:

„Wenn Sie „von Bengy“ meinen — das ist mein Name und hier bin ich.“

Das war der einzige Zwischenfall bei dem Aufruf der fünfzehn, von der Commune Erwählten. Sie bitten einen Augenblick in ihre Zellen zurückkehren zu dürfen, denn einige haben Pantoffeln an, die meisten sind ohne Hut; kurz in einem Negligee, das durch die Gefangenschaft erklärt und zugleich entschuldigt wird.

Diese Bitte wird nicht gewährt. Denen, die darauf bestehen, sagt Romain, wie er schon Herrn Bonjean geantwortet hatte:

„O, für das, was Sie noch zu thun haben, sind Sie gut genug angezogen.“

Aus diesen Worten eines Subalternbeamten könnte man schließen, daß die Ermordung der Geiseln sich nach einem längst vorher bestimmten, von den Häuptern der Commune entworfenen Plan vollzog. Aber

Herr Maxime du Camp, den man sicher nicht der Parteinahme für die Commune zeihen kann, ist ganz entgegengesetzter Ansicht, und die schmerzliche Pilgerfahrt, die man die Opfer machen ließ, kann diese Ansicht nur bestätigen.

Am Tage vorher, wenige Stunden vor seinem Tode, hatte Delésclucze den Befehl unterzeichnet, alle Geiseln, die in der Grande, wie in der Petite Roquette gefangen saßen, ungefähr 1500 Personen, von dort fort zu bringen und nach der Mairie und der Kirche von Belleville zu überführen.

Diese Ordre wurde Ferré mitgetheilt und von demselben gegengezeichnet, hierauf Benjamin Sicard übergeben, der den Auftrag erhielt, mit Jules Gois zusammen, die Vollstreckung des Befehls zu veranlassen, sobald die Commune, oder was von derselben übrig blieb, sich in ihrem letzten Schlupfwinkel eingerichtet haben würde. Delésclucze hoffte noch immer, mit der rechtmäßigen Regierung unterhandeln zu können. Er wollte — sich hinter fünfzehnhundert Geiseln verschanzend — Bedingungen stellen, die aus Menschlichkeit hätten angenommen werden müssen: Entweder sofortige Hinrichtung von 1500 Unschuldigen oder den Schuldigen das Leben geschenkt und ihnen Flucht gestattet; er ließe Versailles die Wahl. (Les Convulsions de Paris, p. 295).

Aber der Mann aus der Straße Transnonain würde lieber hunderttausend Unschuldige geopfert, als einem einzigen Schuldigen das Leben geschenkt haben; und

wenn die fünfzehnhundert Geiseln nicht bis auf die letzte gemordet wurden, war das sicher nicht sein Verdienst.

Demgemäß hatte der vorerwähnte Gois, François, dem Direktor der Gefängnisse von La Roquette, eine in unbestimmten Ausdrücken abgefaßte Ordre überbracht, wonach alle Geiseln auszuliefern seien, die die militärische Eskorte fortführen könne.

Fünfzig davon waren nach dem Sekretariat gebracht, wo der Direktor die zum Tode Verurtheilten dem Scharfrichter zu übergeben pflegte und wo dieser auf einem Register ad hoc den Empfang bescheinigte, wie wenn es sich um einen Korb mit Austern handelte.

So wurde denn auch jetzt der Bürger Gois zum Unterschreiben aufgefordert, aber das war ein Pfiffikus, der vor kurzem eine Reise nach Belgien gemacht und dort einige gute Ersparnisse für spätere Zeiten angelegt hatte; er weigerte sich. Nur mit Mühe ließen sich zwei bis drei Großsprecher aus der Eskorte bereit finden, ihre Namen unter das Schriftstück zu setzen.

Nun wurde zu einem zweiten Aufruf der Geiseln geschritten, deren vollständige Liste hier folgt: Priester: Die Patres Olivaint, Caubert, de Bengy, aus der Gesellschaft Jesu; Radigue, Tuffièr, Rouchouze, Tardieu, aus dem Franziskanerorden; Planchat, Almosenier des Patronatsvereines; Sabatier, zweiter Vikar der Kirche Notre-Dame-de-Lorette; der Abbé Benoît und der Seminarist Seigneuret.

Von Laien waren Dereste, Gerichtsbeamter; Ruault,

Steinschneider; Largillière und Greff, Kunstschreiner darunter.

Dann kamen noch fünfunddreißig Unteroffiziere, Schutzleute und Gendarmen dazu, deren Namen ich auf dem Denkmal gelesen, das zu ihrem Gedächtniß auf dem Friedhof von Belleville errichtet wurde. *)

Ruault, Largillière und Greff waren Communards, die man des Verraths beschuldigte. Sie hatten unter dem Kaiserreich als geheime Agenten gedient. Letzterer war ein Freund von François, der ihn seit dem frühen Morgen in seiner Wohnung versteckt hielt. Er beging die Dummheit, bei dem Appell, als sein Name gerufen wurde, zu antworten und so fand auch er sich unter der Schaar der Unglücklichen. Dagegen war ein Gendarm so klug, sich zu entfernen; er wurde von dem Gefangenwärter Picon verborgen und entkam glücklich dem Tode.

Bevor sie das Außenthor des Gefängnisses überschritten, bemerkte Pater Olivaint, daß er sein Brevier mitgenommen hatte. Da er dasselbe vor der Entweihung, die er fürchtete, schützen wollte, gab er es im Vorübergehen dem Concierge, mit den schlichten Worten:

„Nehmen Sie, mein Freund; das ist mein Gebetbuch."

---

*) Der Herr Verfasser zählt auch diese 35 Namen auf, die ich aber weglasse, da sie für den deutschen Leser nicht von Interesse sind. Anm. d. Uebers.

Der Concierge nahm es, aber ein Kapitän der Nationalgarde riß es ihm aus der Hand und warf es ins Feuer.

Sobald der Kapitän den Rücken gewandt hatte, beeilte sich der brave Mann, das schon angebrannte Brevier aus den Flammen zu reißen; er hat die höchsten Preise, die ihm dafür geboten wurden, ausgeschlagen und es dem Jesuitenkolleg in der Sèvresstraße, dessen Superior Pater Olivaint gewesen war, zum Geschenk gemacht.

Warum wurden diese fünfzig Geiseln nicht auch, wie die ersten sechs, im Hof von La Roquette erschossen?

Einer der Ueberlebenden unter den Henkern hat mir gestanden, daß man die Moral der Bewohner der Viertel, wo der erbittertste Kampf tobte, beleben und ermuthigen wollte, indem man die Geiseln an ihnen vorüberführte; dann aber auch . . . um sie mehr leiden zu lassen.

Mögen untergeordnete Geister die Verantwortlichkeit für diese unnützen Grausamkeiten übernehmen; wir wollen uns an die Gründe halten, die Herr Maxime du Camp dafür auseinandersetzt. Sicher wurden die Leiden der unglücklichen Opfer durch den drei Kilometer langen Weg von La Roquette nach der Rue Haxo, bedeutend vermehrt; andererseits aber konnte diese Frist ihnen die Gelegenheit zur Flucht bieten, was den Beweis liefert, daß in Hinsicht auf sie, noch kein fester Entschluß gefaßt war.

Als sie beim Verlassen des Gefängnisses sich in die Straße von La Roquette begaben, die nur von Marmorarbeitern und Grabfigurenhändlern bewohnt ist, zeigte sich das Volk dieses Viertels nicht feindlich gesinnt. Eine Frau rief ihnen sogar zu: „So flieht doch!" Das Hinrichtungspeloton war nur klein; wenn der Brigadier Geanty ein unternehmender Kopf gewesen wäre, wenn er seinen Leuten, die nicht gebunden waren, das Vorbild gegeben hätte, würden sie die Bundessoldaten mit leichter Mühe entwaffnet haben können. Diese mußten eine Ahnung davon gehabt haben, denn bevor sie La Roquette verließen, schickten sie etwa dreißig Stadtsergeanten wieder in ihre Zellen zurück, da sie fürchteten daß diese Leute, die gewöhnt sind ohne Waffen des Volkes Herr zu werden, das Zeichen zum Widerstand geben möchten. Das war ihr Heil, aber damit schwand auch die letzte Hoffnung der Geiseln.

Eine Zeitlang schritten sie an der Mauer des Père-Lachaise dahin und bogen dann in die Rue des Amandiers ein.

Für gewöhnlich bietet diese alte, winklige und schmutzige Straße das richtige Bild einer Gemeinde, außerhalb der Barriere dar, wie es zu der Zeit war, als Paul de Kock seine berühmte Jungfrau von Belleville schrieb. Dort gibt's zwar keine reichen Leute, aber wenn es geht, führen sie doch eine gute Küche, denn fettes Federvieh macht sich in den Schaufenstern der Garköche breit. Man trifft in dieser Gegend noch immer auf Jungfrauen mit hübschen, aber

frechen Frätzchen, die würdig wären, in den Schauerromanen des beliebten Schriftstellers zu figuriren. Seit jener Zeit hat der Fortschritt der Industrie eine weniger cynische Bevölkerung dahingezogen. Dort war es, wo ein berittener Soldat die Arbeiter aus der großen Selterwasserfabrik am Boulevard, auf die Ankunft der Geiseln aufmerksam machte. Sofort rotteten sich Weiber und Kinder zusammen: „Tod den Gendarmen! Tod den Pfaffen!“ brüllend.

Die Opfer schritten zwischen zwei Reihen von Bundessoldaten einher, denen Trommler und Pfeifer, mit größtmöglichstem Lärm, vorausmarschirten.

Alle Erzähler sind darüber einig, daß diese Schaar von einer roth gekleideten Marketenderin, mit dem Säbel in der Faust und hoch zu Roß, angeführt wurde. Die noch lebenden Augenzeugen erklären das für ein Märchen.

Das Ende der Commune war blutig, aber nicht dramatisch. Niemals hat sich eine Menschenschlächterei durch größere Rohheit ausgezeichnet. Die Helden dieser Metzelei gleichen den Helden Paul de Kock's, die sich bis zur Raserei an Blut berauschten — nur mit dem Unterschiede, daß ihr Rausch immer gemein blieb. Ein Ochse wird an der Schlachtbank mit größerer Feierlichkeit abgestochen, als mit der diese unglücklichen Gendarmen und Priester ins Jenseits befördert wurden.

Die Barrikade der Rue des Amandiers war vom 174. Bataillon besetzt. Von ihm verlangte man Verstärkung der Eskorte, was der Kommandant auch bewilligte. Nun begab sich der düstere Aufzug nach der

Straße Ménilmontant; unterwegs schlossen sich Weiber, Kinder, Greise, kurz die Müssiggänger aller Gattungen (mit Ausnahme der guten), an.

Man kam an der Seite der Kirche Notre-Dame-de-Lorette vorüber, die von der Commune in ein Zeughaus umgewandelt war. Diese damals noch unvollendete Kirche ist sehr groß und schön, sie gehört der ärmsten Gemeinde von Paris. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn sie die meisten männlichen und weiblichen Henker der Straße Haxo lieferte, denn hier wohnt der Auswurf aller Klassen und aller Nationen.

Von da, der Chaussee von Ménilmontant folgend, gelangte man auf den Boulevard de Puébla, heute Pyrenäenstraße. Dann gings durch die Rue des Rigoles und nun nach rechts, mitten durch eine Menschenmasse, die immer kompakter und immer drohender wurde.

Ranvier, der damalige Maire des XX. Arrondissements, stand an der Thür der gleichfalls als Arsenal dienenden Kirche Saint-Jean-Baptiste.

Er befahl dem Anführer der Eskorte, die Gefangenen nach der Mairie zu führen. Dort sollten sie — nach dem am Tage zuvor gefaßten Beschluß der Commune — im Arrest bleiben, um eine Kapitulation mit Versailles zu Stande bringen zu helfen. Hier erst fiel es Ranvier ein, anders über ihr Schicksal zu verfügen. Er erklärte, daß er ihnen nur 20 Minuten Zeit gebe, um an ihre Familien zu schreiben.

Am folgenden Tage zeigte dieser heimtückische, feige Schuft, nachdem er die Mairie hatte plündern lassen,

den Anwesenden einen preußischen Passirschein vor und sagte:

„Macht was ihr wollt! Ich, ich gebe die Partie auf.“

In der That verließ er die Stadt durch das Thor von Romainville und passirte ungehindert die preußischen Linien; am Abend vorher hatte er dem Kommandanten der Eskorte, dessen Mission hier endigte, befohlen:

„Man führe die da nach den Festungswerken, wo sie standrechtlich erschossen werden sollen.“

Die Geiseln in der Rue Haxo sind demnach auf Befehl eines preußischen Spions füsilirt worden.*)

Es scheint, daß die Gefangenen in diesem Augenblick Miene machten, sich zu empören und sich auf ihre Henker zu stürzen. Der Kommandant aber sagte zu ihnen:

„Meine Freunde, ich werde die Befehle Ranvier's nicht ausführen; Sie werden vor Gericht gestellt und

*) Wenn sich ein Schuft unter irgend welchem Vorwand einen preußischen Passirschein verschafft, muß er dann durchaus ein preußischer Spion sein? Wie kann der sonst so vorurtheilsfreie Herr Verfasser, der so oft die Milde, die Humanität und Gerechtigkeit der Preußen gerühmt, ihnen plötzlich Verbrechen zur Last legen, von denen sie gar keine Ahnung haben konnten, da ja die Hinrichtung der unglücklichen Geiseln — wie der Herr Verfasser selbst zugesteht — keine vorbedachte war, sondern erst im Kopfe dieses schurkischen Maires entstand, der, das Ende der Commune voraussehend, seine Person in Sicherheit bringen wollte? Anm. d. Uebers.

die, bei denen es sich ausweist, daß sie nichts gegen die Commune verbrochen haben, werden sofort in Freiheit gesetzt werden."

Ob Gois noch immer die Eskorte befehligte, weiß ich nicht, aber wir werden gleich sehen, daß dieser Mensch noch aufrichtig sein konnte. Wie dem auch sei, seine Worte beruhigten die armen Opfer.

Man begab sich also nach der zweiten Sektion, Nr. 83 der Straße Haxo.

Dies entlegene Viertel war von einer ruhigen Bevölkerung bewohnt, die keine Neigung zum Blutvergießen bezeigte. Um sie ein wenig aufzustacheln, rief man ihr zu:

„Wir haben diese da soeben auf den Barrikaden ergriffen, wo sie auf unsere Brüder schossen."

Einen Augenblick hielt man einem Terrain zur Linken gegenüber, das die Verwaltung der Feldbetten während der Belagerung inne hatte; aber dort war man nicht ungenirt und fürchtete lästige Zeugen.

Deshalb traten Alle in die Sektion ein, die General Caillé zur Zeit der Belagerung kommandirte. Seitdem hatte die Commune sich ihrer bemächtigt. In diesem Moment wimmelte es hier von reich betreßten Offizieren, unter denen sich auch einige Mitglieder des berühmten Central-Ausschusses befanden. Es fehlte also nichts, um ein Kriegsgericht zu konstituiren.

Der Delegirte der Commune, Parent, welcher sich auch dort befand, schien anfangs die Menge nicht einlassen zu wollen, denn er befahl seinen Leuten, am

Gitter Wache zu stehen. Der Eingang wurde jedoch mit Gewalt erzwungen und nun drang Alles bunt durcheinander in eine Allee, welche von den Mauern zweier großer, eingefriedigter Plätze begrenzt wurde, in denen eine Reihe kleiner, in der Mitte hübscher Gärtchen gelegener, Villen erbaut waren, die links vom Gitter der Sektion, die Nummern 81 und 83, rechts Nr. 87 bildeten.

Der Raum zwischen der Straße Borrego und der Nr. 85 hat den Namen Villa Vincennes. Vor dem Blutbade wurden hier Sommervillen vermiethet. Jede hatte ihren eigenen kleinen Garten; dann aber hatten alle Miether das Recht, einen großen Garten mit schönen Rasenplätzen, Bäumen und einem Bassin in der Mitte, gemeinschaftlich zu benutzen. So lange dies Terrain in gutem Zustande erhalten war, mußte der Aufenthalt ein sehr angenehmer sein, denn man hatte eine herrliche Aussicht und gute Luft. Später wurde eine Art Museum der Schreckenszeit errichtet, welches voriges Jahr einging, weil das Terrain an eine Gesellschaft verkauft ist, die aus Dominikanern und Franziskanern besteht, denen sich die Pfarrer der Madeleine und von Belleville, sowie der Almosenier von Charonne angeschlossen haben. Diese fromme Vereinigung will den vom Blut der Märtyrer getränkten Boden endgiltig Gott weihen.

Nachdem sich die Bande wild in die Allee ergossen, die ich eben beschrieben habe, sammelte sie sich auf einer Art Esplanade, gegenüber einem von einer Uhr über-

ragten Pavillon, der sich an die Ziegelbrennerei Buker anlehnt. Die Uhr existirt nicht mehr, aber man sieht noch den hölzernen Balkon, der an den Saal stößt, in welchem Kriegsrath gehalten wurde. Dort befanden sich Hippolyte Parent, der letzte Chefkommandant der Insurrektion, Varlin, Latappy, Humbert, Oudet. Zu ihrer Ehre sei's gesagt, daß sie zögerten, den Hinrichtungsbefehl zu ertheilen und ihn wahrscheinlich auch nicht ausgefertigt haben würden, hätte die Menge nicht den Eingang durch das Gitter erzwungen. Hierin stimmen der geistliche Verfasser der „Martyrs du calvaire de la rue Haxo“ und der Akademiker Maxime du Camp vollständig überein. Ein sehr energischer Mann machte den Versuch, die Geiseln zu vertheidigen. Auf einen viereckigen Pfeiler steigend, redete er zur Menge. Lange Zeit glaubte man, das sei Parent gewesen, aber diese Ehre kommt Hippolyte Varlin, Mitglied der Commune, zu. Das war ein Mann von Geist und Gemüth. Verzweifelt über die Erkenntniß, daß die Sache, für die er sich geopfert, sich zum Schluß mit Schmach bedeckte, stellte er sich vor die Geiseln und redete Hippolyte Parent mit den Worten an: „Ihr Mitglieder des Central-Ausschusses seid hier die Herren, beweiset jetzt auch, daß Ihr keine Mörder seid: Entehrt die Commune nicht; rettet das Volk vor sich selber oder es ist alles aus und wir sind nichts weiter als Galeerensträflinge.“

„Geh, du Advokat, mach' Platz!“ schrie ihm derselbe Pöbel zu, der einst die Kreuzigung Christi ver-

langt hatte; „solche Leute gehören vor den Richterstuhl des Volkes."

Varlin machte eine wüthende Geberde und versuchte wieder das Wort zu ergreifen; mit Gewalt führten seine Freunde ihn fort.

In diesem Augenblicke näherte sich ein junges Mädchen von 19 Jahren dem Rath, einen Revolver in der Hand; die Mitglieder der Commune redete sie folgendermaßen an: „Ihr Faulenzer, Ihr scheint kein Ende finden zu können! Werdet Ihr endlich anfangen, feiges Pack!" Mit diesen Worten stürzte sie sich auf zwei Gendarmen, stieß sie in den großen Nebengarten, der nur durch einen Staketenzaun getrennt war und jagte ihnen aus nächster Nähe eine Kugel durch den Kopf. Ein dritter wurde von einem dreizehnjährigen Bengel niedergeschlagen.

Auf diese Weise wurde das Morden eingeleitet; aber unter den Henkersknechten gab es welche, denen es Spaß machte, recht methodisch und langsam zu Werke zu gehen, um die Opfer noch mehr leiden zu lassen und ihr eigenes Vergnügen zu verlängern.

Jenseits der Mauer, die damals nur ein Holzstaket war, hatte man angefangen, einen Ballsaal zu bauen, an Stelle einer großen, zu der Ziegelbrennerei gehörigen Remise. In Folge der Belagerung war der Bau eingestellt worden, er beschränkte sich auf eine Ziegelmauer, deren Höhe 60 cm nicht überschritt. Dieser Ort wurde zu der Schlächterei ausersehen.

„Wir wollen mit den Gendarmen den Anfang machen," hatte ein Mann aus dem Volke geschrieen.

Von dem Balkon herab wurden die zehn ersten aufgerufen, an die Mauer der Ziegelbrennerei gestellt und in einer Sekunde, aus allernächster Nähe, erschossen, denn die Mörder stützten sich auf die im Bau begriffene Mauer, die kaum acht Meter entfernt war.

Dann kamen die folgenden zehn an die Reihe; unter ihnen befand sich ein Gendarm, der während des ganzen martervollen Weges über seine Rettung nachgedacht haben mußte; denn als „Feuer" kommandirt wurde, warf er sich auf die Erde, so daß ihm die Ladung über den Kopf wegging. Unglücklicherweise war sein schlauer Streich von dem Kommandeur des Exekutionspelotons bemerkt worden. Er hatte die Geiseln unterwegs vor der Wuth des Volkes geschützt, aber jetzt hielt er ihren Tod durch die Umstände für gerechtfertigt. Sich dem Gendarm nähernd, der auf dem Boden lag, schoß er ihm mit dem Revolver ins Ohr.

Das war für den armen Teufel noch ein Glück, denn der Anblick des Blutes hatte die Henker, wie die Zuschauer, um den letzten Rest menschlicher Gefühle gebracht. Alles was noch von den, dem Tode geweihten Opfern athmete, wurde pêle-mêle über die Leichen derer, die schon ausgelitten hatten, hingeworfen und nach dem allgemeinen Abfeuern sämmtlicher Waffen, die sich in den Händen der männlichen wie weiblichen Mörder befanden, entstand eine Schlächterei, die jeder Beschreibung spottet. Der Pöbel warf sich über die

Sterbenden und die, welche keine Waffen hatten, stampften mit den Füßen auf ihnen herum, schlugen sie, verstümmelten sie. Besonders die Weiber zeichneten sich durch wahrhaft teuflische Grausamkeit aus. Diese blutige Orgie dauerte eine halbe Stunde; sie hörte erst auf, als nur noch eine unkenntliche breiige Masse übrig war.

Wie es kam, daß die Henkersknechte in ihrer blinden Wuth, mit der sie die scheußliche Arbeit verrichteten, sich nicht gegenseitig tödteten, ist unbegreiflich. Es müßte denn sein, daß — wie es einen Gott giebt, der die Betrunkenen schützt — auch einer seine Hand über die an Blut Berauschten hält; es fanden sich unter der ganzen Menge nur zwei Schwerverwundete vor.

Zum Schluß wurde noch ein Pelotonfeuer in den Haufen hinein abgegeben; dann ein Trompetenstoß, noch einmal Pelotonfeuer, wieder ein Trompetensignal und ein letztes allgemeines Schießen.

Und nun folgte die Maskerade.

Man plünderte die Leichen, leerte ihre Taschen; die Weiber setzten sich Priestermützen und Gendarmenkäppis auf.

Die Nacht brach herein, eine milde Maiennacht. Die Sonne ging über diesem Ort unter, der im ersten Frühlingsgrün prangte und bisher dem Vergnügen geweiht gewesen war. Die Vögel, durch das viele Knallen erschreckt und verscheucht, kehrten zurück und schaukelten sich wieder auf den Zweigen.

Die Mörder stürzten sich auf die Weinschenken, ließen

dieselben öffnen und erfrischten sich für das Geld, das sie den Todten geraubt hatten.

Die Leichen waren im Schutze einiger Wachen zurückgelassen; am folgenden Tage galt's sie fortzuschaffen.

Einer der dicksten Körper lag über einer gemauerten Grube, die nur lose mit Planken zugedeckt war. Sie hatte als Kehrichtgrube gedient; man deckte sie ab und schichtete darin die unglücklichen Opfer auf. Dann beeilte man sich davon zu laufen; es war hohe Zeit: die Versailler Armee rückte heran.

Am 29. wurden die Leichen wieder aufgefunden und in einem Zustande arg vorgeschrittener Verwesung ausgegraben. Die meisten waren unkenntlich. Die Geistlichen waren nur an ihren Priestergewändern, die Gendarmen an ihren Nummern zu erkennen. Einer von ihnen hatte mehr als 70 Wunden. Die Franziskanerpatres wurden ihrem Orden übergeben; die Civilisten begrub man auf dem Friedhof von Belleville, wo auch die Gendarmen bestattet sind; zu ihrem Gedächtniß wurde später eine Pyramide errichtet, auf der ihre Namen verzeichnet sind.

Die Grube existirt noch; sie wurde nie mehr zu anderen Zwecken gebraucht, sondern mit einem Gitter umgeben. Eine Gedächtnißtafel aus Marmor war an der Mauer angebracht, dieselbe ist aber neuerdings wieder abgenommen.

Es ist unmöglich, die Geschichte dieses schauerlichen Mordens zu schließen, ohne ein Wort über den Mann zu sagen, der bemüht gewesen war, es zu hindern.

Varlin wurde, ohne vor Gericht gestellt zu werden, am folgenden Morgen auf dem Montmartre erschossen. Herr Maxime du Camp hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht so der Abbé Lamazou, dessen nicht sehr gläubiges Pfarrkind er gewesen zu sein scheint.

Hat der Abbé von der Rolle, die Varlin in der Rue Haxo spielte, nichts gewußt? Wir wollen es hoffen.

Noch hatte man nicht aufgehört, auf dem Père-Lachaise zu kämpfen, als in der südöstlichen Ecke der Umfassungsmauer eine Nachgrabung in dem gemeinsamen Grab gemacht wurde.

Da fand man etwa anderthalb Meter tief, in der von kürzlich gefallenem Regen aufgeweichten Erde, die Leichen der sechs, in La Roquette erschossenen Opfer; sie lagen einander gegenüber, je zu Dreien, Füße gegen Füße. Eine dünne Erdschicht trennte sie.

Auf einer Seite der Erzbischof, Pater Clerc und Pater Ducoudray; auf der anderen, vis-à-vis, Herr Bonjean und die beiden Abbés Deguerry und Allard. Trotzdem sie entsetzlich zugerichtet waren, hatten sie sich sehr gut erhalten und waren, im Gegensatz zu den Leichen aus der Rue Haxo, vollkommen kenntlich.

Man bettete sie in Nothsärge. Die Herren Bonjean und Allard wurden in die Kapelle des Père-Lachaise getragen; um die Thüre zu öffnen, mußte man sie auf den Boden niedersetzen; das ist dasselbe Terrain, auf dem sich jetzt Thiers' prunkendes Monument erhebt, das mit seinem gewöhnlichen, anspruchsvollen, heidnischen

Aussehen den ganzen Friedhof verunziert. Von der Façade hebt sich eine Kindergestalt ab, die den klassischen Säbel Joseph Prudhomme's*) schwingt, wahrscheinlich zur Erinnerung an die Hinrichtungen, die dieser große kleine Mann selbst befahl und an die, welche nur — leider! — die rechtmäßige Wiedervergeltung dafür waren. Er war der wirkliche Henker der Geiseln und Varlins, der dieselben retten gewollt.

Monseigneur Darboy und der Abbé Deguerry wurden nach dem erzbischöflichen Palast gebracht und dort in der Kapelle beigesetzt; die Patres Ducoudray und Clerc nach dem Jesuitenkolleg in der Sèvresstraße.

Jetzt will ich noch erzählen, auf welche Weise man die geheimen Agenten der kaiserlichen Polizei, die mit den Geiseln füsilirt wurden, entdeckte.

Die Polizei beschäftigt zwei Arten geheimer Agenten: erstens die, welche im Solde der Präfektur stehen, keine Uniform tragen — kurz, eine Art von Civilsoldaten sind; sie haben auf die Sitten zu achten, die besondere Ueberwachung gewisser verdächtiger Personen &c. zu übernehmen; zweitens, die wirklichen Geheimpolizisten, die — während des Kaiserreichs — vom Chef der Geheimpolizei, Herrn Lagrange, abhingen.

Die Polizei wählt ihre Agenten aus allen Schichten der Gesellschaft, und da diese ihre Freunde verrathen

*) Ein eingebildeter, sich stets in lächerlichen Sentenzen ergehender Philister — ein von Henri Monnier geschaffener Typus.

Anm. d. Uebers.

und verkaufen, müssen — um sich ihrer Hilfe zu versichern — ihnen die weitgehendsten Garantien absoluter Verschwiegenheit gewährt werden, so daß ihre Enthüllungen niemals eine Waffe werden können, die sich gegen sie selber kehrt.

Zu diesem Zweck unterzeichnen die Agenten ihre Berichte an den Chef der Geheimpolizei mit einem verabredeten Namen, einer Chiffre, irgend einem Zeichen. Nur der Chef allein kennt seine Untergebenen persönlich; er wählt sie aus, beschützt, besoldet sie; der Polizeipräfekt kennt sie nicht einmal. Wenn Berichte an den Chef der Geheimpolizei einlaufen, behält er die Originale und schickt Abschriften davon ins Bureau des Präfekten; das muß so sein, damit er eine große Zahl von Leuten, selbst aus der besten Gesellschaft, engagiren kann, die ihm volles Vertrauen schenken, ihm ihre Dienste verkaufen und um des Geldes willen Gefahr laufen, öffentlich entehrt dazustehen.

Am 4. September verbrannte Herr Lagrange, als ehrlicher Mann, bevor er die Präfektur verließ, alle Aktenstöße, alle Originalberichte und alle Briefe seiner Agenten.

Der Graf von Kératry, der zu dieser Zeit zum Polizeipräfekten ernannt wurde, fand eine gut eingerichtete Verwaltung vor, die noch den vom Kaiserreich gegebenen Impuls beibehalten hatte. Es ist mit der Polizeipräfektur gerade so, wie mit den Ministerien. Das Oberhaupt wechselt, aber die Zusammenstellung der Bureaux bleibt dieselbe.

Herr von Kératry, den alle Welt als vollendeten Gentleman kennt, war nur ganz vorübergehend Präfekt. Er reiste im Ballon ab, um seine Talente und seine Thatkraft in den Dienst der Delegation in Tours zu stellen. Die Polizeibureaux waren ihm in gewissem Grade feindlich gesinnt, weil er in ihren Augen die revolutionäre Regierung repräsentirte; und wenn seine Unterbeamten ihn auch nicht geradezu hintergingen, so bestand doch kein Vertrauen zwischen ihnen. Die verschiedenen Bureauvorsteher betrachteten immer die Besitzergreifung der Polizeipräfektur von Seiten des Grafen Kératry als eine Usurpation, die nur von kurzer Dauer sein konnte.

Der ersten Unterhaltung, die sich zwischen dem neuen Präfekten und den ersten Bureauchefs entspann, wohnte ich bei und schilderte sie in meinem „Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers“.

Jetzt kam Herr Adam als Polizeipräfekt an die Reihe, aber die täglichen Aufregungen und Arbeiten, die die Belagerung mit sich brachte, ließen ihm keine Zeit, nach der Geheimpolizei unter dem Kaiserreich zu forschen.

Ganz anders war es unter Ferré; denn, trotz der vielen Arbeit in einer Präfektur, in der alles in den Bureaux drunter und drüber gekehrt war, setzte er eine Kommission ein, die das Amt hatte, bis zur äußersten Grenze nach den Namen der vom Kaiserreich beschäftigten Geheimpolizisten zu forschen — von denen mehrere

sich als Sozialisten aufgespielt haben mußten, um ihre politischen Glaubensgenossen zu verrathen.

Nach ernster Durchsuchung aller Akten, mit Ausnahme derer, die sich nicht auf die sozialistischen Agenten, die man ganz besonders kennen zu lernen wünschte, bezogen, legten die Beamten der Kommission eine gewisse Zahl zurück, auf die sich aller Verdacht concentrirte.

Und richtig! — hier — fand sich ein zwischen den Blättern eines Aktenstückes übersehener Brief, dort — eine Quittung über erhaltenes Honorar, mit dem richtigen Namen des Empfängers unterzeichnet.

Noch mehr Beweise häuften sich auf, aus denen unumstößlich erwiesen war, daß Joseph Ruault, Largillière, Greff und Dereste, ihre Brüder um ungefähr 150 Franken monatlich, verkauften.

Joseph Ruault war ein alter Achtundvierziger; ein ehrwürdiger Bonze, vor dem die Jungen Respekt hatten und dem die Alten zugethan waren. Er war seines Zeichens Steinschneider und ein großer Freund von Delescluze und Ranc.

Als Ranc, der ihn aufrichtig lieb hatte, von dem Verrath erfuhr, konnte er sich nicht der Thränen erwehren.

Largillière wieder war ein intimer Freund des Generals Eudes.

Greff, ein höchst geschickter Kunstschreiner, hatte mit Aristide Rey zusammen den ersten Freidenkerbund gestiftet.

Die Rolle dieser Verräther war um so verächtlicher

und mußte den Zorn ihrer alten Freunde um so mehr gegen sie entfesseln, als sie sie in vielen Fällen zu Unruhen aufgehetzt hatten.

Das Vertrauen, welches Herr Lagrange seinem ganzen Heer von Spionen einzuflößen verstanden hatte, war ein so großes, so schrankenloses, daß keinem von ihnen der Gedanke kam, es könne sich irgend ein Beweis für seinen Treubruch finden.

Hätten sie in dieser Beziehung nur die geringste Furcht gehegt, so wäre ihnen nichts leichter gewesen, als ins Ausland zu flüchten und dort besserer Zeiten zu harren. Aber, ich wiederhole es, ein solcher Gedanke fiel ihnen gar nicht ein.

Ihr Entsetzen, als sie verhaftet wurden, war daher groß.

Sie wurden mit den Geiseln zusammen nach der Rue Haxo geführt und dort mit jenen erschossen.

Für sie war das fürchterliche Blutbad eine gerechte Sühne.

Kein Werk über die Commune hat den Tod des Bankiers Jecker richtig geschildert, wahrscheinlich aus Mangel an darauf bezüglichen Dokumenten. Ich habe von Einem, der an seiner Hinrichtung theilnahm, folgende interessante Mittheilungen erhalten:

Am 26. Mai, um halb neun Uhr Morgens, stellten sich sechs Personen in La Grande Roquette ein und verlangten den Direktor, Bürger François, zu sprechen. Unter diesen sechs Männern befand sich ein Polizeikommissär, zwei Inspektoren, ein Hilfsagent und zwei

höhere Offiziere der Nationalgarde, die alle selbstverständlich von der Communeregierung abhingen.

Vor François geführt, verlangten sie die sofortige Auslieferung Jeckers.

„Was wollen Sie von ihm?“ fragte François.

„Ihn erschießen.“

„Sind Sie mit einem gesetzmäßigen Mandat versehen?“

Jetzt nahm der Polizeikommissär das Wort und sagte, dem Direktor den Lauf seines Revolvers unter das Kinn setzend: „Das ist unser gesetzmäßiges Mandat und lieferst Du uns Jecker nicht sofort aus, so bist Du der erste, mit dem wir kurzen Prozeß machen.“

François machte weiter keine Schwierigkeit.

Er rief den Brigadier Romain und befahl ihm Jecker zu holen, der auch sofort vorgeführt wurde.

Man begab sich ins Sekretariat und die sechs, die sich als Richter und Henker des mexikanischen Finanzmannes geberdeten, fingen ein Verhör mit ihm an.

„Wie ist die Herstellung der Jeckerschen Bons gemacht worden?“

„Wie jedes andere Finanzunternehmen.“

„Das ist keine Antwort! Das heißt so viel wie: alle Welt hat gestohlen; wir wollen wissen, wer speziell bei Ihrem Unternehmen gestohlen hat?“

„Die Ausgabe der Jeckerschen Bons ist, ich wiederhole es, durchaus recht- und gesetzmäßig veranstaltet worden, wie alle Finanzoperationen; wenn aber Jemand dabei besonders bestohlen ist, so bin ich es.“

„Ha! Ha! Ha! Nicht möglich! Ein Dieb bestohlen! Das wäre wenigstens Gerechtigkeit! Und im Verborgenen werden Sie wohl noch Schätze genug haben.“

Jecker versicherte, daß er arm, ruinirt sei; daß er nichts besäße — daß Morny und Bazaine ihn betrogen hätten.

François, der jetzt befragt wurde, bestätigte, daß Jecker nur ganz wenig Geld bei sich gehabt habe, als er nach La Roquette gebracht wurde.

„Glauben Sie mir,“ dabei blieb der Gefangene, „Sie können mit mir machen, was Sie wollen, aber leider werden Sie mir nie beweisen können, daß ich Geld besitze. Ich bin von einem Schwindler betrogen.“

Man fragte ihn nun, ob Bazaine Kanonen an Mexiko verkauft habe.

„Ja, es hat solch ein Geschäft stattgefunden; ich will Ihnen erklären, wie das gemacht wurde.“

„Nicht nöthig! Die Thatsache genügt.“

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß . . .“

„Und wir wiederholen Ihnen, daß es unnöthig ist! Ihrer Ansicht nach hat also Morny das Geschäft geleitet? Und Sie sind das Opfer?“

„Ja.“

„Haben Sie eine Ahnung, weshalb wir Sie holen kommen?“

Jecker erblaßte, versetzte aber mit unerschütterlicher Ruhe:

„Ich vermuthe, um mich zu erschießen.“

„Ganz recht! Wir zollen Ihrem Scharfsinn Bewunderung und werden gleich Ihre Rechnung glatt machen . . . die letzte Ihres Lebens.“

„Aber meine Herren, ich versichere Sie nochmals, daß ich bei dieser mexikanischen Affaire der Hereingefallene bin; man hat mich wie einen Strohmann vorgeschoben. Sie sollten mich lieber beklagen, als mich erschießen.“

„Genug des Geschwätzes! Sie haben mitgeholfen die französischen Ersparnisse zu verzetteln, ehrliche fleißige Arbeiter zu ruiniren. Sie haben gegen die Interessen Frankreichs gehandelt und Ihnen bleibt nichts übrig, als uns zu folgen.“

Von diesem Augenblick bis zu seinem Tode öffnete Jecker nicht mehr den Mund; er blieb ruhig, in sein Schicksal ergeben und sein Geist schien fern von diesen Ereignissen, in anderen Regionen zu weilen.

Von den sechs Männern, die dies Verhör mit ihm angestellt, in die Mitte genommen, verließ er La Roquette. Die kleine Schaar erreichte den Père-Lachaise, dann die Straße der Amandiers und durchschritt dieselbe bis zur Rue des Partants. Sich dann rechts wendend, ging's bergan.

Die Rue des Partants wimmelt von Menschen, wie die meisten Arbeiterviertel. Den Neugierigen, die dem Gefangenen nachschauten, rief man zu: „Das ist Jecker, Ihr wißt doch, Jecker, der mexikanische Bankier; man wird ihm gleich das Lebenslicht ausblasen.“

Die Wenigsten wußten, wer Jecker war. Einige freilich kannten ihn dem Namen nach und willigten ein, sich dem Exekutionspeloton anzuschließen; andere boten sich von selbst an.

Nachdem die letzte kleine Anhöhe erreicht war, jenseits welcher sich eine Art Kreuzweg befindet, wurde Jecker links an eine Mauer gedrückt — dieselbe dient heute dem Zimmerplatz des Herrn Malvesin als Einzäunung. Dieser Platz heißt „Chantier de l'Enfer". Welch düstere Ironie! Rue des Partants, Chantier de l'Enfer! *)

Nach der Aussage eines der bei dieser Scene Mitwirkenden — unter dessen Diktat ich sozusagen schreibe — blieb Jecker ganz unempfindlich, als gewahre er nichts von dem, was um ihn her vorging.

„Jecker schien, seit er La Roquette verließ, schon moralisch todt!" sind die eigenen Worte des Erzählers.

Das Hinrichtungspeloton nahm in der Rue de la Bidassoa Aufstellung, um sich in hinreichender Entfernung von dem Opfer zu befinden.

Der Kommandant der Plänkler des XII. Arrondissements, ein gewisser Liberton, trat, trotz der Gefahr, ganz nahe an Jecker heran und sagte:

„Verfluchter Hallunke! Jetzt giebt's kein Entwischen mehr! Ich bleibe hier, damit der Schuß auch trifft."

*) Straße der Scheidenden! Bauplatz der Hölle!

Er blieb in der That, mit ausgestrecktem Arm, einen Revolver gespannt, nur einige Centimeter von Jecker's Kopf entfernt, stehen.

Man fand, was bei einer Hinrichtung dieser Art selten vorkommt, daß alle Kugeln, unabhängig von der, welche Liberton abfeuerte, getroffen hatten.

Besaß Jecker so wenig Sympathie, daß kein Kriegsrath daran dachte, seine Mörder zu verfolgen?

Das wäre seltsam von der Justiz, die doch blind sein soll! Aber es ist Thatsache, daß keine Untersuchung angestellt, kein Verhör vorgenommen, ja, von der ganzen Angelegenheit nie mehr gesprochen wurde. Ich würde auch nichts davon erfahren haben, hätte mir nicht einer von denen, die Jecker aus dem Gefängniß holten, die Geschichte erzählt.

Ich will keinen Namen nennen, denn drei von den erwähnten sechs Personen, sind noch am Leben.

Sechs Geiseln waren im Innern von La Roquette erschossen; der Bankier Jecker wurde ganz allein gerichtet und dann hatte man die fünfzig Opfer in der Rue Haxo gemordet. Die im Gefängniß Zurückgebliebenen lebten in beständiger Aufregung, die noch stieg, als die Regierung der Commune in Unordnung zu gerathen anfing.

Sonnabend den 17. Mai entstand eine allgemeine Panik, denn es fehlte an Lebensmitteln.

Gegen 3 Uhr ließ sich ein furchtbarer Lärm vernehmen. Die Bundestruppen stürmten das Gefängniß. Die Gitter wurden mit Gewalt geöffnet, alle gewöhn-

lichen Verbrecher, zwei zum Tode Verurtheilte nicht ausgenommen, befreit. Das waren die letzten Vertheidiger, die die Commune zur Hilfe herbeiholte. Bevor sie sich auf die Barrikaden oder nach dem Père-Lachaise begaben, eilte die Mehrzahl nach La Petite Roquette, um sich Waffen zu holen.

Das Alles spielte sich in unbeschreiblicher Unordnung und Zerfahrenheit ab. Die Direktoren fühlten, daß die Katastrophe nahe sei und dachten nur noch daran, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Die Gefangenwärter wußten nicht mehr, was sie thun sollten; es war keine Direktion da und es gab nur noch rechtschaffene Leute zu bewachen. Mit Ausnahme Romains, den François als Brigadier über sie gesetzt hatte, waren alle übrigen Wärter ausgediente Soldaten, brave, ehrliche Diener, die der Commune sehr wider Willen gehorchten.

Der jüngste und muthigste unter ihnen faßte plötzlich einen Entschluß. Er öffnete alle Zellen der vierten Abtheilung und rief aus Leibeskräften:

„Machen Sie rasch fort, meine Herren, schnell, retten Sie sich. Schnell! . . . viel schneller!"

Die unglücklichen Geiseln, die in den Zellen der vierten Abtheilung saßen, brauchten nicht zur Eile angetrieben zu werden. Seit drei Tagen, wo sie jede Minute den Tod erwarten konnten, dachten und träumten sie nichts als Flucht! Welch ein unverhofftes Glück!!!

Aber hieß es nicht, bei der entsetzlichen Verwirrung, die draußen herrschte, aus der Charybdis in die Scylla gerathen?

Die Meisten zögerten und die Folge bewies, daß sie recht hatten.

Die Kühnsten wagten sich hinaus; kaum aber hatten sie den Fuß auf die Straße gesetzt, so überzeugten sie sich, daß das Gefängniß, im Vergleich hierzu, noch ein sicherer Zufluchtsort war — sie kehrten dahin zurück und wurden in der Krankenabtheilung aufgenommen, wo sie sich — die Kranken spielend — riesige Schlafmützen über die Ohren zogen und sich in die leeren Betten legten.

Monseigneur Surat; der Abbé Becourt, Pfarrer von Bonne-Nouvelle; Pater Mouillon, apostolischer Missionär in China; Herr Chaulieu, ehemaliger Beamter der Polizeipräfektur, hielten es nicht für richtig umzukehren. Die Unglücklichen kamen nicht weit. Einige Schritte vom Gefängniß entfernt, geriethen sie unter eine, hauptsächlich aus Weibern und jungen Mädchen bestehende Bande, von denen sie als Geiseln erkannt wurden. Sie wurden ergriffen, von den Männern festgehalten, während die Megären sie mit ihren Scheeren mißhandelten, ihnen die scharfen Schneiden, so tief es ging, in den Körper bohrend. Zuerst gelang es Msgr. Surat zu entkommen. Auf die Anzeige eines jungen, aus La Petite Roquette entsprungenen Sträflings, wurde er festgenommen. Man brachte ihn zuerst dahin, wo die noch zuckenden Körper seiner Flucht-

genossen lagen. Er bat um Gnade. Ein schönes junges Mädchen von 16 Jahren, schoß ihm die Ladung ihres Revolvers in den Kopf, dabei schreiend:

„Da! Da hast Du Deine Gnade!"

Die Unglücklichen wurden unter einem Baume, in der Nähe von La Petite Roquette beerdigt.

Man hat soeben gesehen, daß die Mehrzahl der Geistlichen in den Zellen der vierten Abtheilung eingesperrt waren; unter den 82 Geiseln der zweiten und dritten Abtheilung befanden sich nur zehn Priester, alle übrigen waren Militärs oder Polizeibeamte.

Es ist ein seltsames Phänomen, daß die Militärs, deren Handwerk es ist, je nach ihrem Range, für so und so viel monatlich, dem Tode in's Auge zu sehen, die Aussicht auf ein gewaltsames Ende ohne alle Festigkeit ertrugen. Viele befanden sich in einem Zustand physischer wie moralischer Entkräftung; die Priester und die Polizeibeamten leisteten viel energischeren Widerstand.

Während einer der letzten Erholungsstunden hatten sie — da es doch zu sterben galt — beschlossen, wenigstens ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen und sich nicht wie Schafe abschlachten zu lassen. Es war ausgemacht, daß im äußersten Augenblick einer der Gefangenen sich im Hof verstecken sollte, bis die Wärter fort seien; dann sollte er hinaufgehen, die Riegel aller Zellen zurückschieben und nun wollte man sich gemeinschaftlich vertheidigen.

Die Aufsicht wurde in den letzten Tagen so wenig streng geführt, daß es gelungen war, das Eisengitter,

welches jeden Korridor abschließt, zu öffnen, so daß ein Feldwebel der algerischen Schützen, Felix Teyssier, sich, als die Erholungsstunde um war, in einem leeren Faß verbergen konnte.

Nachdem er zwei Stunden darin zugebracht, kroch er heraus, schlüpfte gewandt die Hilfstreppe hinauf, auf der die sechs Geiseln den Todesgang angetreten, öffnete das Gitter, drang in die zweite Abtheilung ein und riegelte alle Thüren auf.

Nachdem das gelungen war, eilte er in die dritte hinauf, um mit dieser und der zweiten gemeinsam einen Vertheidigungsplan zu entwerfen. Derselbe war von ihm und Herrn Cuesnot, Chef der Sektion der Friedenswächter in der Polizeipräfektur, ersonnen; Letzterer blieb unten, um ihm zu helfen.

Priester, Laien, Soldaten — Alle beeilten sich, Hand ans Werk zu legen. In den Fußboden des Korridors wurde ein großes Loch gebohrt, um eine Verbindung zwischen der zweiten und ersten Etage zu bewerkstelligen. Die eisernen Bettstellen wurden zerstört und alles, was davon als Waffe dienen konnte, zurückgelegt. Die leeren Gerippe wurden zum Barrikadenbau verwandt, man füllte sie dann mit Strohsäcken und Matratzen aus, um sich gegen die Kugeln zu schützen. Mit den Steinen, Fliesen und dem Gypsbewurf der Korridore wurden sie haltbar gemacht.

Die in diesem Theil eingeschlossenen Unglücklichen wußten nicht, was vorn auf der anderen Seite des Hofes, in der vierten Abtheilung vorging; dagegen

kannten sie die Geschichte des Blutbades in der Rue Haxo in ihrer ganzen Scheußlichkeit und waren entschlossen, sich bis zum Aeußersten zu vertheidigen.

Ohne jede Verbindung mit der Außenwelt, rührten sie sich nicht bis um acht Uhr Abends, wo ein wüthender Pöbel in den Gefängnißhof drang, um ihrer Hinrichtung beizuwohnen. Ein junger, mit einem Gewehr bewaffneter Mensch, forderte sie auf herunterzukommen. Er hieß Pasquier und war einer der beiden, zum Tode verurtheilten und später befreiten Verbrecher.

Da seinem Verlangen nicht entsprochen wurde, versuchte er mit einigen anderen Kumpanen Feuer an die Barrikade zu legen, die den Zugang zur Haupttreppe versperrte. Zum Glück hatten die Soldaten sie so kunstvoll zusammengefügt, daß die Belagerten das Feuer mit dem bischen Wasser, das ihnen zu Gebote stand, zu löschen vermochten. Einige Soldaten sprachen sogar davon, die Offensive zu ergreifen und die Mitglieder der Commune, die sich ins Sekretariat geflüchtet hatten, zu verjagen. Aber diese hatten sich schon, erschreckt über die immer näher rückende Versailler Armee, rasch davon gemacht und sich nach Belleville geflüchtet.

Schon hatte das Volk aus der Mairie Prince-Eugène, die noch in der Gewalt der Insurrektion war, zwei Kanonen und eine Haubitze herbei geholt, die man auf La Roquette richtete; aber die Panik, die sich der Communemitglieder bemächtigte, theilte sich dem Volke mit, welches in wilder Hast mit seinen Geschützen nach dem Père-Lachaise floh.

Die Belagerten hatten überall nach einer Fahne gesucht, um dadurch die Aufmerksamkeit der Versailler zu erregen; da sie keine fanden, mußten sie in Geduld der Stunde ihrer Befreiung harren.

Am nächsten Tage, es war gerade Pfingsten, nahm um 5 Uhr Morgens ein Bataillon Marineinfanterie, von Oberst von Blas geführt, La Roquette ein. Die Belagerten wagten kaum an ihr Glück zu glauben. Vier Tage der Schlaflosigkeit und der Qualen aller Art, hatten ihnen den Verstand so eingenommen, daß sie — in ihrem Delirium — die Marinesoldaten, welche ihnen die Pforten dieser Hölle öffneten, durchaus für verkleidete Communards hielten.

Nur mit Mühe setzten einige Priester es durch, daß man ihnen gestattete hinauszugehen, um sich zu überzeugen, daß der brave Oberst von Blas wirklich ein höherer Offizier des rechtmäßigen Heeres sei.

In Versailles wußte man noch nichts vom Tode des Erzbischofs und seiner Unglücksgefährten. Der Oberst erfuhr das jetzt und seine Rache ließ nicht lange auf sich warten.

Verig, der den Vorsitz über ihre Hinrichtung geführt und sich gerühmt hatte, Monsigneur Darboy mit eigener Hand den Rest gegeben zu haben, hatte den Posten in La Roquette, den er seit mehreren Tagen befehligte, nicht verlassen. Er wurde, gerade als er fliehen wollte, ergriffen, von den Gefangenwärtern erkannt, vor einen Kapitän der Marineinfanterie geführt, von einem Polizeikommissär, der den Truppen beigegeben war, verhört und

an der inneren Mauer des Rondenweges, nicht weit von der Stelle, wo die sechs Märtyrer gefallen waren, füsilirt.

Zweiundachtzig Geiseln der dritten Abtheilung wurden nun der Freiheit wiedergegeben.

Das war die letzte Episode dieses entsetzlichen Kapitels, welches alle Greuel der ersten Revolution übertrifft. In der ganzen neueren Geschichte giebt es kein Beispiel einer ähnlichen Rückkehr zur Barbarei. Es waren Wilde, aber civilisirte Wilde.

Und dennoch, hatte man das Recht so unerbittlich zu sein, wie die Wiedervergeltung es war? Sprach Herr Thiers seine Meuchelmörder nicht im Voraus frei, da die Befehle, die er ihnen ertheilte, nur eine Umschreibung der Worte des päpstlichen Legaten waren, der zu Simon de Montfort sagte:

„Schlaget nur zu! Gott wird die Seinen schon heraus erkennen!“

Zwölftes Kapitel.

## Angstvolle Tage.

Zu spät! — Erzählung Herrn Berthaudin's. — Eine Photographie der Barrikaden. — Einfall in den Klub. — Durstige Helden. — Ein Delegirter des Central-Ausschusses. — Der Insurgent Porthos. — Der Kommandant des 109. — Nachtronde.

Ich habe das Blutbad der Geiseln, mit Hilfe noch ungedruckten Materials, geschildert. Dies ist der Hauptakt des großen, acht Tage dauernden Drama's. Der Mord der Dominikaner von Arcueil war nur eine kleine Episode, die sich mitten in voller Schlacht und sozusagen unter der Nase der Versailler Truppen abspielte.

Es fehlte nur an der Breite eines Pferdes — und die unglücklichen Mönche hätten gerettet werden können!

Der Artillerieoberst Pinot operirte von dieser Seite und nahm ganz methodisch eine Barrikade nach der anderen. Er verfügte über zwei Batterien Artillerie mit Mitrailleusen und über zwei Bataillone Infanterie.

Um so wenig Menschenleben als möglich zu opfern, fing er damit an, jede Barrikade mit Kanonen und Mitrailleusen zu bestreichen und erst, wenn die Communards einsahen, daß sie sich nicht mehr halten konnten und ausrissen, ließ er die Infanterie vorgehen.

Plötzlich wurde ihm gesagt:

„Herr Oberst, dort hinter jener Barrikade soll eine Schaar von Mönchen erschossen werden."

Im Gedanken, daß die Zeit drängte, ließ Oberst Pinot diesmal seine methodische Vorsicht außer Acht und beschloß, die Barrikade im Sturm mit dem Bajonett zu nehmen.

So setzte er sich denn an die Spitze eines Bataillons Infanterie, zog den Degen und rief: „Vorwärts!"

Eben setzte sich seine Truppe in Bewegung, als eine Granate das Pferd des Obersten gerade in den Bauch traf.

Der tapfere Offizier stürzte, aber wunderbarer Weise war er unverletzt geblieben und stand sofort wieder auf. Seine Soldaten hatten im Marsch inne gehalten, als sie ihn stürzen sahen und diese kleine Pause benutzten die Communards, um die Dominikaner niederzumetzeln.

Wollte man die tausend Zwischenfälle dieser acht Tage im Einzelnen beschreiben, so müßte man in jedem Hause, jeder Straße Nachforschungen anstellen. Und das würde eine nicht nur monotone, sondern über Menschenkräfte gehende Arbeit sein. Nur als ein typisches Beispiel will ich noch erzählen, was in der Häusergruppe vor sich ging, in der auch meine Wohnung

lag und die von dem Concordienplatz, der Rue Royale, der Rue du Faubourg St.-Honoré und der Rue Boissy-d'Anglas eingeschlossen ist.

In diesem kleinen Umkreis gab es Alles: Brand, Plünderung, Hinrichtung und diese schönen Zustände dauerten vier Tage.

Der Bericht, der nun folgt, wurde von dem Geschäftsführer des Klubs in der Rue Royale — Herrn Berthaudin — für seine Mitglieder verfaßt. Sein ganzes Leben lang führte er sich wie ein braver Mann, aber während dieser vier Tage zeigte er sich auch als tapferer Mann.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß diese Schilderung, dem Publikum gegenüber, völlig unbekannt ist. Sie lautet:

In Folge seiner Lage an der Ecke der Straße und des Platzes de la Concorde, mußte der Klub der Rue Royale — dem das Marineministerium gegenüber lag — den Insurgenten als zweite Rückzugslinie im Innern von Paris dienen. Deshalb hatte Gaillard auch am Eingange in die Rue de Rivoli und dann in der Rue Royale zwei riesige Barrikaden erbauen lassen, denen die Terrasse der Tuilerien zum Stützpunkt diente.

Diese so befestigte Position war von vorn unmöglich zu nehmen.

Gaillard Vater, der Chef der Barrikadenbauer, schien so stolz auf sein Werk zu sein, daß wir ihn am 20. früh in Gala-Uniform sahen, mit vier Goldborten am

Aermel und Käppi, mit rothen Aufschlägen am Waffenrock, hohen Reitstiefeln, lang herabwallenden Haaren und siegesbewußtem Blick, im Begriff eine Schaustellung in Scene zu setzen, die sofort ausgeführt wurde. Während Nationalgarden einen Theil des Platzes vom Publikum frei hielten, stellte der Barrikadenmann sich stolz zwanzig Schritte vor seinem Werke auf, stemmte die Faust in die Seite und ließ so seine Photographie aufnehmen. Ein unglücklicher Vorübergehender, der die Sache gern aus der Nähe besehen wollte, wäre von Gaillard fast zusammengehauen worden; derselbe machte ihm wüthende Vorwürfe darüber, daß ein so patriotisches Bild durch seine Schuld beinahe verunglückt wäre. Aus dieser grotesken Zurschaustellung erkannte ich deutlich den Werth und das Verdienst dieses Menschen.

Während des 20. und 21. wurden die Arbeiter, die den Barrikadenbau vollendet hatten, nach vorn geschickt, um die erste, auf die in jedem Augenblick ein Angriff zu befürchten stand, vertheidigen zu helfen. Auf dem Platz und der Umgegend herrschte eine verhältnißmäßige Ruhe. Erst in der Nacht vom 20. auf den 21. drang eine schreckliche Kanonade an unsere Ohren; ich glaubte, die Stunde der Befreiung habe endlich geschlagen. Um vier Morgens hörte das Schießen gar nicht mehr auf. Das ganze Personal war gerüstet und auf jedes Ereigniß vorbereitet.

Große Enttäuschung um acht Uhr: das Schießen wurde schwächer und schien um zehn Uhr ganz zu Ende. Gegen Mittag beruhigte ich mich wieder, denn der

große Sieg Dombrowski's wurde in den Straßen ausgerufen. Seit längerer Zeit wußte ich schon, was ich von den berühmten Bulletins zu halten hatte, und nichts konnte mir daher erwünschter kommen, als ein großer Sieg dieses großen Generals.

Der Tag verging ohne besondere Vorfälle; erst gegen 11 Uhr Abends sprengten zahlreiche Staffetten in gestrecktem Galopp über den Platz. Um Mitternacht wurde die Instruktion ertheilt, Niemand den Zutritt zu den Barrikaden zu gestatten. Aus dieser Vorsichtsmaßregel zog ich den Schluß, daß wir diesmal wirklich befreit werden würden. Ich stellte mich an das Fenster meines Schlafzimmers, das auf den Konkordienplatz hinausging, um zu beobachten, und von zwei Uhr Morgens an sah ich Nationalgarden in wilder Unordnung die Champs-Elysées hinuntereilen. Das dauerte in immer gesteigertem Maße bis drei Uhr. Die Insurgenten flohen mit aller Macht, den Kopf bückend, als hofften sie dadurch den Wurfgeschossen zu entgehen. In diesem Augenblick krepirten zwei Granaten neben dem zweiten Springbrunnen. Ich eilte nun hinunter, um die Sachlage näher zu prüfen. Die beiden Hausmeister aus den Seitenbauten, die Nr. 4 des Konkordienplatzes und Nr. 1 der Rue Royale bildeten, baten mich um Verhaltungsmaßregeln. Die Situation wurde schwierig und änderte sich von Sekunde zu Sekunde. Einen Augenblick hatte ich die Idee gehabt, den Insurgenten den Eintritt in das Gebäude zu verweigern, aber das hieß sich auf einen Kampf einlassen, ohne zu

wissen, ob uns rechtzeitig Hilfe gebracht werden konnte; ich setzte, ohne Zweck und Nutzen, das Leben der treuen Diener auf's Spiel, die bei mir ausgeharrt hatten, sowie das der Frauen und Kinder, die im Klub eine Zufluchtsstätte gefunden.

Von einem Fenster des Erdgeschosses aus sah ich, wie drei Kanonen aufgefahren und sofort zum Angriff auf die Barrikaden gerichtet wurden. Im selben Augenblick erscholl heftiges Klingeln; die Insurgenten verlangten Einlaß in den Klub. Ich lasse ihnen das Thor öffnen — es war gerade vier Uhr Morgens.

Montag, den 22. Mai, um 4 Uhr früh. Kaum war die Thüre geöffnet, als mehrere Nationalgardisten in den Klub eindrangen; ein Kapitän mit einem Stock in der Hand und zwei Ordensbändchen im Knopfloch, befiehlt mir mit wüthender Geberde, sofort sämmtliche Fenster des ganzen großen Gebäudes öffnen zu lassen, widrigenfalls sie mit den Kolben der Gewehre eingeschlagen werden würden. Ich bitte ihn, mir nach oben zu folgen und lasse von meinen Leuten seine Instruktionen ausführen; dann mache ich ihn darauf aufmerksam, daß die Möbel in den Vorderzimmern, seine Soldaten in ihren Bewegungen behindern könnten und lasse sie alle in die hinteren Säle bringen. Indem ich diesen Umzug mit der größten Ruhe von der Welt bewerkstelligen lasse, frage ich ihn, wie es kommt, daß das Gefecht sich bis hierher zieht. Er erwidert: „Das dreizehnte Bataillon des IX. Arrondissements hat gegen uns Verrath geübt und den Versaillern die Thore ge-

öffnet; sie sind schon im Trocadero. Da die erste Linie in Folge dessen gefährdet war, haben wir uns hierher zurückgezogen; hier werden sie sich nicht an uns zu reiben suchen, denn wir haben den Befehl, diese zweite Linie mit allen Mitteln zu halten."

In diesem Moment kamen zwei mit Aexten und Schaufeln bewaffnete Individuen herbei, die ohne Befehl sich daran machten, Oeffnungen in die Mauer zu schlagen, um Fühlung mit den Nachbarhäusern zu gewinnen und dadurch an die Ecke des Faubourg St.-Honoré zu gelangen, ohne auf die Straße zu gehen. Mit Feuereifer machten sie sich an die Arbeit, sahen aber bald die Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen ein. Der Stein war hart, und nur zu der einen Mauer, die sie in Angriff genommen, hätten erfahrene Männer Stunden gebraucht.

Ein sehr zusammengeschmolzenes Bataillon, etwa hundert Mann stark, mit Nr. 109 am Käppi, kommt auch noch vom Klub Besitz nehmen. Einige von ihnen schleppen drei Sophas, die ich noch nicht Zeit gehabt fortzuschaffen, auf die Balkons und lassen sich behaglich darauf nieder, um von hier aus zu schießen; die übrigen vertheilen sich in den Zimmern.

Die Straße bot ein höchst belebtes Bild dar; Männer in Marineuniform arbeiteten mit einem Eifer ohne Gleichen an der Befestigung der Barrikade und der richtigen Aufstellung ihrer Geschütze. Bald erdröhnt alles von einem furchtbaren Getöse, das auch nicht mehr aufhörte. Die Fensterscheiben zerspringen.

Ich lasse die Frauen und Kinder sofort in die Kellerräume hinunterbringen und behalte die Männer bei mir, um auf den Posten, die ich ihnen angab, Wache zu halten. Kleingewehrfeuer fing an, sein Knattern mit dem dumpfen Brüllen der Kanonen zu mischen. Wo fand das Gefecht statt?

Ich wollte dies in Erfahrung bringen und näherte mich vorsichtig einem der auf den Platz hinausgehenden Fenster. Einer der hier postirten Schützen sagte mir, daß sie — da mehrere Kanonenschüsse von dem Gebäude rechts auf der anderen Seite des Wassers (Ministerium des Auswärtigen) abgefeuert seien — Revanche üben wollten. Nach kurzer Prüfung überzeugte ich mich, daß sie schossen, ohne zu zielen und unseren Truppen daher keinen Schaden zufügen würden. Einer von den Kerlen schlug mir vor, auch ein Gewehr zu nehmen und mich gleichfalls an dem Gefecht zu betheiligen. Ich schützte große Kurzsichtigkeit vor und bemerkte ihm, daß es doch schade wäre, die von ihnen so gut angewendete Munition unnütz zu verschwenden. Gleichzeitig gewahrte ich, daß die Granaten von den Straßenbarrikaden dasselbe Ministerium beschossen und schon große Löcher in die Mauern gerissen hatten. Gegen sieben Uhr wurde nach mir gefragt; der Oberst wünschte mich zu sprechen. Ich begebe mich in den Hof hinab und sehe mich einem Individuum gegenüber, das die Abzeichen eines Obersten trägt; er hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bürger Rossel. Dieser Mensch war von mittlerer Statur, hatte feine Züge, ein di-

stinguirtes Aussehen und einen schönen kastanienbraunen Vollbart. Ein Geniekapitän, mit einem Plan von Paris in der Hand, folgte ihm. Der Oberst fragte mich in herrischem Tone, ob wir Waffen verborgen hätten und ob ich wüßte, welcher Punkt am leichtesten anzugreifen sei, um eine direkte Verbindung mit den Ecken herzustellen, die von der Rue Royale, dem Faubourg Saint-Honoré und Boissy-d'Anglas gebildet wurden. Meine Antwort lautete, daß wir ohne Waffen seien und daß mir nur das Klubgebäude bekannt wäre; dann bewies ich ihm die Unmöglichkeit, solche Mauern zu zerstören. „Wenn die Axt nicht ausreicht, sprengt man sie in die Luft," versetzte er. Nach dieser schönen Bemerkung wandte er sich zu dem Kapitän und gab ihm — immer in demselben kurzen, gebieterischen Ton — den Befehl, augenblicklich eine Kompagnie Genietruppen herzuschicken, um Minen legen zu lassen. Darauf wandte er sich auf den Hacken um und verschwand. Um gleich mit diesem Zwischenfall zu Ende zu kommen, muß ich noch erwähnen, daß ich weder den Oberst, noch den Kapitän mit seinem Stadtplan und noch viel weniger die Geniekompagnie je in meinem Leben zu Gesichte bekommen habe.

Als ich wieder in die oberen Säle hinaufging, sah ich mit Schrecken, daß die Gesellschaft ganz gewaltig angewachsen war. Die neuen Ankömmlinge schienen keinen regulären Truppenkörpern anzugehören; sie trugen die phantastischesten und wunderbarsten Uniformen, hatten wilde, wüste Physiognomien und waren von einigen

Weibern begleitet, die sichs in den Hinterzimmern bequem machten und theils Marine-, theils Arbeiterkleider, mit dem rothen Kreuz der Ambulanzen am Arm, trugen. Einer derselben, einem Mädchen von 16 Jahren, stand das Marinekostüm ausgezeichnet. Dies neue Publikum stöberte ungenirt in allen Ecken herum; was es wollte, war nicht schwer zu errathen, ich begriff, daß ich es nicht mehr mit einfachen Insurgenten, sondern mit einer Bande gewissenlosen Volkes, dem Gefängniß entsprungener Sträflinge und Diebe, zu thun hatte.

Charpentier, der Speisewirth des Klubs, machte mir die Meldung, daß die Bande schon einen Schrank erbrochen habe und gewiß alles plündern werde. Einige von den Bundessoldaten hörte ich zu einander sagen: „Dies ist ein Ministerium, man muß Alles mitnehmen oder vernichten.“ Ich erklärte ihnen nun, daß dies ein Klub sei, der aus Franzosen, vorzugsweise aber aus Ausländern bestehe, daß mehrere Botschafter zu den Klubmitgliedern gehörten und daß sie ihrer Sache einen schlechten Dienst erweisen würden, wenn sie an Privateigenthum ihre Zerstörungswuth ausließen. Meine Worte würden wahrscheinlich wirkungslos verhallt sein, wenn nicht eine Reihe von Nationalgardisten, die meinen Protest mit angehört, mich energisch unterstützt hätten. Dieser unerwartete Beistand brachte mich auf eine Idee, die ich sofort ausführte.

Einen Theil der Garden, die mir beigestanden, bei Seite nehmend, sagte ich ihnen, daß ich einen großen Unterschied zwischen denen machte, die ein Prinzip, eine

Idee — gleichviel ob eine gute oder böse — zu vertheidigen glaubten und den Männern, welche im Kriege nur das Mittel sähen, sich zu bereichern und die daher ihrer Sache zur Schande gereichten. Sie versprachen mir, zu wachen. Ein Soldat, der nicht zum 109. Bataillon gehörte, sondern die Nr. 238 am Käppi hatte und mit einer Freimaurerschärpe umgürtet war, sagte stolz: „Ich bin Delegirter des Central-Ausschusses; ich übernehme es, mir Achtung und Gehorsam zu verschaffen." Dann fügte er hinzu, daß er seit vier Tagen gar nicht geschlafen und nur einmal gespeist habe. Ich verstand sofort und beeilte mich, Charpentier dementsprechende Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen.

Meine Taktik war mir jetzt vorgeschrieben: die Getränke opfern und dafür den Schutz der durstigen Kehlen eintauschen.

Bald darauf war im Bureau ein Büffet aufgestellt, an dem einer meiner Leute und einer der ihren Wache hielten. Nun kamen sie, der Reihe nach, sich erfrischen und ich hatte für eine gewisse Zeit unser aller Sicherheit gewahrt.

Gegen 12 Uhr Mittags rief das Geräusch von Kolbenschlägen auf dem Pflaster des Hofes, unsere Aufmerksamkeit dahin. Mehrere Nationalgarden traten ein und schlossen sich den anderen an. Sie gehörten noch zum 109. und hatten in den Champs-Elysées, an der Ecke der Rue Boissy-d'Anglas auf Vorposten gestanden. Ihr Kommandant hatte sie begleitet; der-

selbe sah tief bekümmert aber entschlossen aus; er gab den Neugekommenen einige Befehle und verschwand dann. Später sah ich ihn am Marineministerium, im Gespräch mit einem Civilisten, stehen.

Einer der neuen Ankömmlinge frappirte mich durch seine Größe. Er maß ungefähr sechs Fuß, hatte breite Schultern, sehr kurzen Hals, massiven Kopf, ganz kurz geschorene, ergrauende Haare, hohe Stirn, starke Adlernase, dicke Lippen; besonders die Unterlippe, die herabhing, war ungewöhnlich dick, graue tiefliegende Augen, buschige Augenbrauen. Mit dem röthlichen, grau schimmernden Vollbart glich er einer wüthenden Bulldogge. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er sich gleich nach seiner Ankunft, auf einen quer vor eine Thür gelegten Teppich. Den Kopf auf den rechten Arm gestützt, lag er da; das Gewehr, seinen Quersack und eine Axt, von der er sich nie trennte und die er stets, an Stelle eines Revolvers, im Gürtel stecken hatte, neben sich. Seine Kameraden sprachen mit Ehrfurcht von ihm; sie nannten ihn Porthos; seit dem 2. April hatte er beständig auf Vorposten gestanden und Dombrowski hatte ihn, ich weiß nicht für welches Kraftstück, auf die Tagesordnung gesetzt. Er mochte etwa zwei Stunden geschlafen haben, als ein Bundessoldat, die Thüre, hinter der der Koloß lag, brüsk aufmachend, ihm einen Stoß versetzte. Ich glaubte, er würde dem Eindringling sofort den Garaus machen: „Bin ich denn ein Floh, daß Du mich nicht siehst?“ schrie er. „Geschieht das noch 'mal, so nimm Dich vor meinem Beil in Acht!“

Der Soldat machte, daß er fortkam. Porthos versuchte wieder einzuschlafen, da ihm das aber nicht gelingen wollte, setzte er sich mit gekreuzten Beinen aufrecht und fragte, wie die Sachen ständen. „Sehr gut," ward ihm zur Antwort. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, ging nach vorn, warf einen Blick hinaus und kehrte dann, mit den Worten auf seinen Platz zurück: „Ja, der Scherz wird fortgesetzt; die Kerls sind so hornviehdumm, daß sie eigentlich Klee zu fressen verdienten. Heut' früh standen wir an der Ecke der Champs-Elysées; man schoß von der Terrasse. Auch unsre Kamraden schossen — ich frag' sie, worauf? — und da zeigen sie mir, etwa fünf Meter entfernt, was Rothes, was sich nicht mehr rührt. Das sind welche von der Linie, sagen sie. Ich seh hin und 's kommt mir verdächtig vor. Ich sag' den Freunden, sie sollen's Feuer einstellen und schleich' mich an der Mauer des Elysée dahin, so zweihundert Meter vielleicht und was seh' ich nun? . . . . 'ne Bude mit Holzpferden! die Schafsköpfe haben mehr als fünfzehnhundert Patronen in das Karrussel hinein verschossen. Als ich zurückkroch, hätten mich die Bestien auf der Terrasse beinahe kalt gemacht; sie hörten gar nicht auf zu feuern. War das nicht höllisch dumm? So die Munition zu verpuffen! Ich," fügte er mit düsterem Ton hinzu, „ich hab', seit die Geschichte anfing, keine zehn Mal geschossen, aber ich weiß, wen meine Kugeln getroffen haben." Bei diesem finsteren Geständniß überlief es mich kalt und ich zog mich zurück, aus Furcht, einen Schrei des

Unwillens gegen diesen Elenden nicht zurückhalten zu können.

Gegen fünf Uhr ließ der Kommandant des 109. mich fragen, ob es möglich wäre, ihm und seinen Leuten etwas zu essen zu geben. Ich erwiderte ihm, daß ich nur geringe Vorräthe im Hause hätte und daß überdies mein Küchenchef nicht da sei; es wäre freilich nicht schwierig denselben holen zu lassen, da er nicht weit wohne — an der Ecke der Straßen St.-Honoré und St.-Florentin. Er beeilte sich, mir zwei Gardisten zur Verfügung zu stellen, die richtig den Koch holten. Ich freute mich darüber im Interesse Aller, denn ich hatte Niemand, der sich auf die Zubereitung der Speisen verstand. Um sechs Uhr konnten die Offiziere schon ihre Mahlzeit einnehmen. Sie schienen entzückt und versicherten von Neuem, daß sie uns gegen jede Gefahr schützen würden. Es wurden auch wirklich überall Wachen ausgestellt, was den falschen Marinesoldaten durchaus nicht zu gefallen schien. Um sie zu beruhigen, ließ ich einige Liter Wein unter sie vertheilen; das versöhnte sie wieder. Mehrere von ihnen zogen sich in den Hintersaal, der an die Terrasse des Klubs stieß, zurück und bald ächzte und stöhnte das unglückliche Piano unter ihren Fingern. Einer dieser Marineleute spielte nicht gar zu schlecht; er ließ abwechselnd Walzer und Polkas erschallen, nach denen die ganze Bande, Männer und Weiber, tanzte. Dabei hörte die Begleitung der Kanonen, Mitrailleusen und des Kleingewehrfeuers nicht auf. Die Tänzer beklagten sich darüber

bitter, denn bei solchem Lärm sei es unmöglich, Takt zu halten.

Als die Nacht hereinbrach, traf ich alle Vorsichtsmaßregeln, um einer Ueberraschung vorzubeugen. Meine Leute mußten in gewissen Zimmern, neben den Nationalgarden schlafen und hatten den Befehl, mich beim geringsten Allarm zu rufen. Um Acht nahmen wir eine Mahlzeit ein, die einen Augenblick von dem Delegirten des Central-Ausschusses gestört wurde, der noch immer mit allen Insignien seiner Würde bekleidet war. In der Erinnerung an das gute Frühstück des Morgens kam er sehen, ob es nicht auch ein ebenso gutes Diner gäbe.

Charpentier führte ihn in ein benachbartes Zimmer und bald darauf hörten wir, wie er dem Manne, der ihn bei Tafel bediente, wieder all seine Theorien auseinandersetzte.

Als er vom Tisch aufstand, befand er sich in solch weinseliger Stimmung, daß er sich bei mir bedanken zu müssen glaubte und dabei alles ausschwatzte, was er auf der Seele hatte.

Nach seiner Ansicht war der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft; Paris sei uneinnehmbar. Delescluze war ein großer Mann, der in ihm ein bedeutendes Talent erkannt und ihn daher der Proviantkommission beigeordnet habe. Zur Bestätigung dessen zog er ein schmieriges, fettiges Papier aus der Tasche und zeigte uns wirklich ein vorschriftsmäßiges Patent, nach welchem der Bürger Harly (oder Hardy), mit 2400 Franken

Gehalt, beim Proviantamt angestellt sei. Stammelnd setzte er mir auseinander, daß sein Verdienst noch immer nicht gebührend gewürdigt werde und daß er bald eine höhere Stellung, mit 6000 Franken, zu erhalten hoffe. Da er gar zu mittheilsam wurde, ließ ich ihn endlich hinausführen und sah ihn in dieser Nacht nicht wieder.

Mit großer Vorsicht zog ich von Neuem Erkundigungen über die Lage der Dinge ein und brachte neben vielen irrigen Nachrichten heraus, daß die Versailler Truppen schon die Kirche St. Augustin, das Ministerium des Innern, das Elysée, ja sogar die Mairie der Rue d'Anjou besetzt hätten. Aus dieser letzten Mittheilung zog ich den hoffnungsreichen Schluß, daß die Regierungstruppen bald Herren der ganzen Position sein würden. Ich rechnete darauf, daß sie in der Stille der Nacht, durch die Gärten, leicht an die Ecke der Rue Boissy d'Anglas gelangen könnten und daß sich die Insurgenten, bei ihrem Anblick, weiter rückwärts koncentriren würden, ohne sich zu vertheidigen. Meine Hoffnung erwies sich als trügerisch. Um ein Uhr Morgens machte mein Freund Horoch,*) der im Klub die Wache hatte, mir die Mittheilung, daß oben in den Salons, besonders aber in einem der Hinterzimmer, unerhörte Dinge vorgingen. Ich begab mich mit ihm dahin und dort sahen wir — beim Scheine einer einzigen, auf ein Bajonett aufgespießten Kerze — solch skandalöse

*) Ein abtrünniger Nationalgardist, der sich in den Klub geflüchtet hatte. Anm. d. Verf.

Scenen, daß ich nur einen entsetzten Blick auf dies schamlose Bild warf und mich rasch zurückzog. Diese Bestien flößten mir Furcht ein.

Immer in Begleitung meines Freundes, machte ich die Runde durch die zahlreichen Gemächer und Säle des Klubs. Wir mußten bei dieser Exkursion die größte Vorsicht anwenden, denn bei jedem Schritt stießen wir auf einen Schläfer, der bei der leisesten Berührung ein wüthendes Gebrumme hören ließ. Endlich gelangten wir auch bis zu den, auf den Platz gehenden Fenstern und da sahen wir den schönen Konkordienplatz in einer Beleuchtung, wie noch nie. Der ziemlich helle Himmel warf ein fahles Licht über alle Gegenstände; die meisten Laternenpfähle lagen umgestürzt am Boden. Die Statue der Stadt Lille war mitten durchgeschnitten und der heruntergefallene Theil bildete vor dem Piedestal einen unförmlichen Trümmerhaufen. Vor dem Obelisk hatte eine zerplatzte Granate die Gasleitung entzündet, von der eine Flamme in Garbenform hoch emporloderte.

Die auf der Tuilerienterrasse postirten Insurgenten schossen ohne Unterlaß.

Der Anblick der Barrikade in der Rue Royale war ein düsterer; die Kanonen schwiegen; die die Geschütze bedienenden Artilleristen lagen schlafend zu Füßen ihrer Feldstücke. Kein Geräusch ließ sich vernehmen. Die auf die Rue Royale mündende Thüre des Marineministeriums stand offen. In jedem Augenblick glitten Schatten rasch an den Mauern entlang und begaben

sich nach der am Eingang des Faubourg errichteten Barrikade, von der ab und zu einige Schüsse ertönten, die die Ruhe dieser fürchterlichen Nacht unterbrachen. Nun kehrten wir nach unten zurück und warfen uns, angekleidet, auf die Betten. Um vier Uhr scheuchte uns ein Kanonenschlag aus dem Halbschlummer, in den wir versunken waren; der Kampf entspann sich von Neuem und erbitterter, als am Tage zuvor. Ahnungslos traten wir die zweite Periode unserer Prüfungen, die schmerzlichste und schrecklichste, an.

## Dreizehntes Kapitel.

# In der Schlacht.

Die Communards machen sich aus dem Staube. — Plünderung. — Die Füsilade. — Die Kanoniere. — Die Marinesoldaten. — Der Brand in der Rue Royale. — Das Petroleum. — Auf den Terrassen. — Die Befreiung. — Hinrichtungen.

Als ich Dienstag den 23. Mai die erste Inspektion vornahm, bemerkte ich, daß ein großer Theil der 109er verschwunden war. Erst glaubte ich, sie seien auf Rekognoszirung ausgegangen, aber einer meiner Leute löste mir das Räthsel: Ungefähr sechzig hatten die Dunkelheit der Nacht benützt, um sich auf und davon zu machen und nach Hause zurückzukehren. Es blieben also noch etwa vierzig übrig, die mir von demselben Wunsch beseelt zu sein schienen; denn mehrere wandten sich an mich um Auskunft, wie sie ohne Gefahr fort könnten. Ich rieth ihnen allen den Weg nach dem Marineministerium an, weil dasselbe mit einer Seite nach der Rue Royale, mit der anderen

nach der Rue St.-Florentin hinausging. Einige schlugen diese Richtung ein und ich sah sie niemals wieder. Andere wollten nach der Rue Royale und St.-Honoré, aber dahin war der Weg gefährlich, weil die Kugeln über diesen Kreuzungspunkt hinpfiffen und die Verwegenen trafen, woraus ich schloß, daß die Truppen sich näher herangezogen haben mußten.

Gegen 10 Uhr kam der Kommandant des 109ten, den Posten inspiziren; seine üble Laune und tiefe Verstimmung traten noch sichtbarer hervor, als er nur noch etwa zwanzig Mann von seinem Bataillon vorfand. Auch mich beunruhigte dies Desertiren, da die ganze Bande der Marinesoldaten — richtiger gesagt: Sträflinge — vollzählig geblieben war und nach den Berichten meiner Leute schon mehrfache Versuche, die Schränke, Thüren und Schubladen in den verschiedenen Zimmern zu erbrechen, gemacht hatten. Schon waren mehrere Gegenstände verschwunden; zwölf elfenbeinerne Billardkugeln waren unsichtbar geworden; sämmtliche Rollen unter den Sesseln waren abgeschraubt; später fand ich sie, sorgfältig eingewickelt, in einem Winkel — ein Spezialist hatte sie auf die Seite gebracht. Zwei oder drei Schubladen waren erbrochen und vollständig ausgeränmt — das war die Bilanz ihrer nächtlichen Thaten, trotz beständiger Wachsamkeit. Ebenso hatten sie die Weinschränke im Anrichtezimmer aufbrechen wollen, aber der Mann, der dort Wache stand, hatte gedroht Allarm zu schlagen und daraufhin zogen sie sich zurück.

Auch der Concierge vom Konkordienplatz Nr. 4

kam mir mittheilen, daß die Wohnung in der über dem Klub gelegenen Etage, die eine türkische Familie K . . . bewohnte, vollständig ausgeplündert sei. Das Schlafzimmer Fräulein K . . .'s war besonders verwüstet worden; ein kleiner Schreibtisch aus Rosenholz war erbrochen; alle Schränke standen offen und die Kleider und Toilettengegenstände lagen über das ganze Zimmer verstreut; aller nur mögliche Schmutz und Unrath bedeckte die Teppiche. Der unglückliche Hausmeister raufte sich vor Verzweiflung die Haare. Ihm war die Wohnung anvertraut und trotz aller seiner Bemühungen war er nicht im Stande gewesen, sie zu schützen. Er bat mich, bei dem Kommandanten eine Beschwerde einzureichen, aber der Mann hatte andere Dinge zu thun. Um 11 Uhr kam wieder der Delegirte des Central-Ausschusses, noch immer mit der Freimaurerschärpe angethan, seiner Gewohnheit gemäß, zum Speisen. Ich beklagte mich bei ihm lebhaft über die Räubereien. Meine Beschwerde ließ ihn ziemlich kalt; er versprach dem Ausschuß Bericht zu erstatten, zuvor aber wollte er frühstücken; er käme aus der Jakobsstraße, wo er von den reaktionären Lumpenkerlen dieses Viertels, die ihm eine Menge Kugeln nachgesandt, fast erschossen worden wäre. Wieder zog er sein fettiges Patent aus der Tasche und sagte mir, daß er ganz ohne Geld sei. Er habe ins Kriegsministerium gehen und einen Theil seines Gehaltes erheben wollen; da das Ministerium sich jedoch in der Gewalt der Versailler befände, sei er gezwungen, trotz seiner schönen Anstellung, ohne einen

Sou zu bleiben. Ich verstand, wo das hinauswollte, und seinen Redestrom kurz unterbrechend, schickte ich ihn nach der Küche. Er ließ sich nicht lange bitten und ich war ihn los.

Das Schießen in der Rue Royale war jetzt ungeheuer lebhaft geworden; die Insurgenten feuerten von der ersten Barrikade, die an dem rechten Winkel, den die Rue Royale und die Rue St.-Honoré bilden, errichtet war. Offenbar erwiderte das Versailler Heer, vom Faubourg aus, das Feuer, denn die Wurfgeschosse regneten nur so von der Seite, auf die das Portal des Ministeriums mündet. Früh Morgens kam der Riese Porthos — der Mann mit dem Beil — zurück, warf sich wieder auf seinen Teppich und blieb da liegen, bis er geholt wurde, um die eisernen Barrieren zu sprengen, durch die die verschiedenen Abtheilungen unseres weitläufigen Gebäudekomplexes, von der Terrassenseite, von einander getrennt werden. Die starken Eisengitter setzten den heftigen Axthieben des Kolosses nur geringen Widerstand entgegen; er brauchte kaum zehn Minuten, um alle drei auszureißen; nun war den Insurgenten der Weg bis zur Ecke der Rue Boissy-d'Anglas freigelegt. Nach dieser schönen Heldenthat sah ich den modernen Herkules nicht wieder.

Gegen 2 Uhr stellte ich mich abermals an eines der Fenster, welche der Thüre des Ministeriums gegenüber liegen. Wieder sah ich den Kommandanten, mit derselben Civilperson wie gestern, auf dem Beobachtungsposten. Dieser Mensch mochte etwa 35 Jahre zählen.

Er war von mittlerer Größe, brünett, hatte einen stattlichen Schnurrbart und war in einen grauen Ueberzieher mit Sammtkragen, gekleidet. Auf dem Kopfe trug er einen kleinen runden Hut. Sein gebieterisches Aussehen und die befehlshaberische Miene, die er gegen jeden annahm, der sich ihm näherte, brachte mich auf den Gedanken, daß er ein Mitglied der Commune sein müsse. Dieses Individuum schien sich in Gesellschaft des Oberst Brunel, den die Insurgenten mir als Kommandanten dieser Position bezeichnet hatten, ganz im Marineministerium aufzuhalten.

Je weiter die Zeit vorrückte, desto heißer entbrannte der Kampf. Mit einem Male richteten die Artilleristen eines ihrer Geschützstücke nach der Seite der Rue Royale, das heißt, sie stellten es vor dem Hause Nr. 6, neben dem Feuerwehrposten, auf. Der Punkt, auf den sie es abgesehen hatten, war die Madeleine und die Häusergruppe links zwischen dem Platz und dem Faubourg St.-Honoré; sie hörten jetzt mit Schießen gar nicht mehr auf. Auf der anderen Seite fuhren zwei, auf den Konkordienplatz gerichtete Kanonen fort, gegen das Corps Législatif, gegen das Ministerium des Auswärtigen und ohne Zweifel auch gegen die Esplanade der Invaliden zu wüthen. Die Geschütze schienen endlich zu ermüden, denn mehrmals ward mir die Genugthuung, zu sehen, daß sie versagten. Wenn das geschah, wurden die Artilleristen wahre Teufel. In ihrer Wuth stießen sie ihre Kanonen mit den Füßen und schimpften und prügelten sich gegenseitig. Ich schickte glühende

Wünsche zum Himmel empor, daß sie einander zerreißen möchten, aber jedesmal wenn es Maulschellen regnete, trat ein Offizier dazwischen und bemühte sich, sie wieder zur Vernunft zu bringen.

Gegen 3 Uhr nahmen die Tirailleurs alle Fenster der ersten Etage des Ministeriums ein und eröffneten das Feuer in derselben Richtung wie die Artilleristen, die bei Nr. 6 Aufstellung genommen hatten.

Die Klubsäle waren jetzt nur noch von einem Detachement von etwa 30 Marinesoldaten, zwei Krankenpflegerinnen, einer Marketenderin und zwei in Marinekostüm gekleideten Weibern besetzt; dazu kam noch ein Dutzend Nationalgarden. Die meisten von ihnen lagen auf Teppichen, Sesseln und Sophas ausgestreckt und tranken Wein; vier oder fünf fuhren fort Musik zu machen, aber keiner betheiligte sich am Schießen.

Der vorgebliche Marineoffizier, der die Barrikaden befehligte, kam zehn von ihnen requiriren und empfahl den Uebrigen an, gut Wache zu halten, besonders aber die Ecke der Rue Boissy-d'Anglas im Auge zu behalten; man konnte dieselbe auf dem Wege, den Porthos längs der Terrasse geschaffen hatte, sehr gut beobachten. Dann ging er mit seinen zehn Mann die Leute, die die Geschütze bedienten, ablösen und wenige Augenblicke später kehrte er zurück, um zu speisen. Er war sehr mittheilsamer Natur und erzählte uns, daß er die ganze Belagerung von Paris in der Kavallerie der Republik mitgemacht und sich mehrmals ausgezeichnet habe. Da er aber, in Folge der Bosheit seines Kommandanten,

bei der Ordensvertheilung übergangen wäre, hätte ihn ein Grimm gegen die rechtmäßige Regierung ergriffen und deshalb sei er in die Reihen der Vertheidiger der Commune eingetreten.

Dies, in gemüthlichem Ton abgegebene Geständniß, machte mir Muth ihm zu sagen, daß seine Soldaten Thüren, Schränke und Schubladen aufbrächen und daß ich überzeugt sei, er werde solche Verbrechen nicht dulden; ja, es müsse ihm doch sehr ärgerlich sein, nachdem er mit Ehren im Kriege gegen Deutschland gedient, jetzt eine Bande Elender zu befehligen. Er wurde roth, stammelte einige unzusammenhängende Worte und sagte dann endlich, daß seine Befehle vollkommen mißverstanden worden seien; daß seine Leute ihm nur in der Schlacht gehorchten und seit zwei Tagen ganz besonders schwer zu zügeln seien. „Ich bin," fügte er hinzu, „in jedem Augenblick auf einen schlimmen Streich gefaßt. Die meisten der Kerle sind von überall zusammengelesen; viele sind Ausländer: Belgier, Polen; auch drei deutsche Deserteure sind darunter, die kaum ein Wort Französisch verstehen und nur eines kennen: die Löhnung. Ich sehe wohl ein, daß ich mich gut in die Patsche gebracht habe, aber nun ist's zu spät mich wieder herauszuziehen — ich werde diese Dummheit mit dem Leben bezahlen. Wenn ich Ihnen aber durch meine Gegenwart nützen kann, so gebieten Sie über mich." Ich bat ihn nun, seinen Leuten etwas mehr Respekt vor den Schränken und dem ganzen Hause anzuempfehlen. Er ging durch alle Säle und machte seinen Untergebenen

die heftigsten Vorwürfe. Bei der Gelegenheit machte ich ihn noch darauf aufmerksam, daß einige von seinen Leuten sogar bis in die benachbarten Wohnungen auf Raub ausgingen, was nicht nur für sie selbst gefährlich wäre, sondern auch seine Verantwortlichkeit vermehrte. Hierauf untersagte er ihnen streng, das Eisengitter der Colonnade zu überschreiten, bei Strafe „bei erster Uebertretung dieses Verbots, eine Kugel in die Rippen zu kriegen." Ich fühlte mich durch diese neue Unterstützung ein wenig beruhigt, als plötzlich Robert, der Hausmeister, sehr erregt hereinstürzte und mir meldete, daß die Insurgenten das Haus Biot, an der Ecke der Rue Royale und des Faubourg, mittelst Petroleums in Brand gesteckt hatten. Ich hielt das für ein leeres Geschwätz, denn seit der Besetzung des Klubs, waren schon häufig ähnliche Gerüchte in Umlauf gesetzt worden. Trotzdem begab ich mich auf meinen Beobachtungsposten und konstatirte, daß man mit unendlicher Vorsicht mit Stroh umwickelte Petroleumkrüge aus dem Marineministerium heraustrug und sie — dicht an den Häusern der rechten Seite der Rue Royale hinstreichend — nach der Ecke des Faubourg brachte. Einige Sekunden später stieg ein dichter Qualm auf und bald züngelten Flammen aus allen Fenstern. Das Verbrechen nahm seinen Anfang.

Gegenüber dieser Frevelthat stieg der Zorn meiner Freunde und meines Personals auf den Gipfelpunkt. Ich mußte all meine Autorität anwenden, um den Ausbruch der Verwünschungen und des Abscheus, der allen die Brust zu sprengen drohte, zurückzudrängen. Einen

Augenblick war ich freilich selbst nicht Herr über meine Gefühle. Da der Kommandant sich gerade auf dem Hofe befand, sagte ich ihm, daß er eine feige, niederträchtige That begangen, daß er mit diesem Angriff auf Privateigenthum seinen Missethaten die Krone aufsetze; daß wahrscheinlich Frauen und Kinder in den Kellern*) in Sicherheit gebracht seien und nun in höchster Gefahr schweben würden; daß diese Rohheit und Grausamkeit die Barbarei des Alterthums weit überträfe. Der Kommandant versuchte dies Verbrechen zu entschuldigen: „Die Versailler gewinnen an Boden," sagte er, „wir fürchten, daß — wenn sie erst die Ecke des Faubourg St.-Honoré erobert haben — sie uns zwingen werden, die Barrikade zu verlassen; indem wir dies Haus, aus dem wir alle Bewohner fortgeschickt, in Brand steckten, halten wir den Vormarsch der Versailler auf, bis die neuen Verstärkungen, die wir erwarten, zu uns gestoßen sind." Dann fügte er noch hinzu: „Ich handle übrigens nicht aus eigenem Antriebe so, sondern auf Befehl des Central-Ausschusses. Der Ausschuß übt seinerseits nur das Recht der Wiedervergeltung aus, denn die Versailler schleudern beständig Petroleumbomben auf uns. Eben habe ich die Nachricht erhalten, daß diese Bomben das Finanzministerium in Brand gesetzt haben, und wir sind mit allen Kräften bemüht, das Feuer zu löschen."

*) Meine Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt, denn sieben Personen erstickten in den Flammen in Nr. 1 der Rue du Faubourg St.-Honoré — kaum hundert Meter von uns.
Anm. d. Verf.

Mich auf weitere Reden einzulassen, hieße nur unnütz Zeit verlieren; am besten wäre es gewesen, Gottes Gerechtigkeit vorzugreifen und ihm eine Kugel ins Hirn zu jagen; ja, ich glaube, hätte ich in diesem Augenblick nur 50 entschlossene Männer gehabt, wir wären rasch mit diesen Banditen fertig geworden. Aber ach! nur auf unsere eigenen Kräfte angewiesen, wäre es Wahnsinn gewesen, ohne jede Aussicht auf Erfolg, einen so kühnen Ausfall zu wagen.

Dennoch versahen meine Freunde und ich uns jetzt mit Revolvern; das Schießen wurde immer lebhafter; im Faubourg und auf dem Boulevard Malesherbes mußte sich ein ernstes Gefecht entsponnen haben, auch mußten die Truppen näher rücken, denn das Pelotonfeuer der regulären Armee war ganz deutlich zu unterscheiden.

Eine panische Furcht fing an sich der wenigen Nationalgarden vom 109ten, die noch im Klub geblieben waren, zu bemächtigen. Einer von ihnen, ich glaube der Adjutant, hatte sich in die Küche geflüchtet, einen Anzug des Kochs angelegt und wollte eben, so kostümirt, entwischen, als er gerade dem Kommandanten in die Arme lief. Dieser erkannte ihn auf der Stelle und überhäufte ihn mit Schimpfworten wie: „Feigling!" „Verräther!" „Memme!" ꝛc. Der Aermste war kaum 18 Jahre alt; weinend wie ein Kind zog er sich wieder in die Küche zurück, von dem zürnenden Kommandanten verfolgt. Einige Minuten später stellte er sich in seiner Uni-

form auf seinen alten Beobachtungsposten, an eines der Fenster.

Der Kommandant warf Allen argwöhnische Blicke zu. Mit mir sprach er, seit meinem heftigen Ausbruch gegen ihn, nicht mehr und obgleich seine Speisestunde herannahte, schien er sich gar nicht darum zu bekümmern. Die Straße wurde immer noch von Menschen, welche Petroleumfässer schleppten oder Kisten trugen, unter deren Gewicht sie sich zusammenkrümmten, belebt. Plötzlich zerplatzte eine Granate mitten unter ihnen und einer der Träger erschrak darüber so, daß er seine Last hinwarf und fortlief, so schnell ihn seine Beine tragen konnten. Jetzt sah ich eine Spritze, die gewöhnlich zum Löschen der Feuersbrünste diente, aus dem Ministerium herausbringen; sie wurde von einigen Marinesoldaten und drei Frauen gezogen, die mir merkwürdig aufgeregt vorkamen. Ich begriff nicht gleich, wozu dies Rettungsinstrument dienen sollte, sondern war so naiv mir einzubilden, daß sie das Feuer auf seinen Herd beschränken und verhindern wollten, daß dasselbe um sich griff. Aber, ach! Wie bald wurde ich enttäuscht, als ich die Aufstellung der Spritze an der Ecke des Faubourg sah. Die Frauen leerten Petroleumkrüge in den Behälter; dann stürzte sich diese Gruppe Elender mit Wuth auf den Apparat, der den Wasserstrahl in Bewegung setzte. Einer nahm den Schlauch und schickte sich an, die Häuser auf der anderen Seite der Straße zu besprengen, so daß er sein Verbrechen ausführen konnte, ohne Gefahr zu laufen, sofort von der gerechten Strafe ereilt zu werden.

Tief bekümmert über diese bodenlose Schlechtigkeit in der Menschennatur, verließ ich das Fenster und begab mich auf den Hof hinunter. Da traf ich nur auf vor Angst halb wahnsinnige Frauen, die weinend und schreiend ihre Kinder an sich preßten. Ich hatte viele Mühe, sie wieder in den Kellern in Sicherheit zu bringen, von wo sie heraufgestiegen waren, aus Furcht dort bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden. Ich versicherte sie, daß ihre Furcht übertrieben sei, denn — abgesehen von dem äußerst soliden Bau — dauerte es mindestens 48 Stunden, bis die Feuersbrunst bis zu uns kam. Bemüht sie zu trösten und ihnen gut zuzureden, war ich doch von dem, was ich sagte, gar nicht so überzeugt; ich war in jeder Minute auf den Besuch der Petroleure und Petroleusen gefaßt und in dieser entsetzlichen Sorge sah ich die Nacht herannahen.

Um 8 Uhr meldete man mir, daß der Delegirte mit der Freimaurerschärpe wieder in der Küche sei. Ich wollte ihn nicht sehen, gab indessen den Auftrag, seine Dosis Spirituosen so zu vermehren, daß er für eine Weile unschädlich gemacht sei. Nach seiner Gewohnheit wurde er nun gesprächig und kündete uns ruhig an, daß die ganze „Häuserpastete" bald als „Fackel" leuchten solle. Eine Stunde vorher werde man uns benachrichtigen, er sei beauftragt, zur rechten Zeit seine Befehle zu ertheilen.

Nach diesen teuflischen Mittheilungen über das Schicksal, das unser wartete, stand er mit Mühe von

seinem Stuhle auf und legte sich im Zimmer des Herrn K . . . schlafen. Sein trunkener Zustand machte ihn für die nächsten Stunden unfähig, sich zu rühren und ich hatte nicht üble Lust, ihn in einen Keller schleppen und dort einschließen zu lassen. Leider war dies Mittel zu gewagt, denn wir wurden aus nächster Nähe beobachtet. Der Kommandant war offenbar nach dem Marineministerium gegangen und hatte einen ungünstigen Bericht über uns abgestattet. Während der Delegirte sein Mittagsessen einnahm, war er selbst zwei bis dreimal nach der Küche gegangen, unter dem Vorwand ein wenig Suppe zu holen; dabei hatte er sich hartnäckig geweigert, mit dem Delegirten des Central-Ausschusses zu trinken. Nach reiflicher Ueberlegung sah ich ein, daß ich, trotz dieser sorgenvollen Lage, ausharren und einen günstigeren Zeitpunkt abwarten müsse, um einen Versuch zu unserer Befreiung zu wagen.

Im Laufe des Abends kamen mehrere Marinesoldaten Wein und Speisen fordern; sie aßen tüchtig, tranken noch mehr und zogen sich dann in die Säle zurück, wo sie auf den Teppichen ihr Nachtlager aufschlugen. Nachdem sie das Anrichtezimmer verlassen, hörte ich, daß einige von ihnen die Alfenidebestecke, mit denen sie gegessen, mitgenommen hätten; ich hielt es für unnütz, sie wieder zurückzufordern. Um 9 Uhr bat mich der Koch um die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen, um sein Weib und seine Kinder zu beruhigen. Erst schlug ich ihm diese Bitte ab, weil ich ihn zu großen Gefahren auszusetzen fürchtete; er aber bestand

so dringend darauf, daß ich ihm die Erlaubniß ertheilte, als Charpentier versprach, ihn durch Nationalgardisten hinführen zu lassen. So gingen beide denn zusammen hinunter und ich sah sie vor der Thüre im Gespräch mit fünf phantastisch gekleideten Personen stehen. Eine davon trennte sich von den übrigen und schritt rasch, von Bedet, dem Koch gefolgt, über die Straße. Charpentier trat mit den vier Anderen ins Haus, nachdem letztere, ehe sie ihm folgten, etwas, was ich nicht zu unterscheiden vermochte, hinter die Thüre gestellt hatten. Zehn Minuten später gingen die vier Leute fort, die geheimnißvollen Gegenstände mit sich nehmend. Jetzt klärte Charpentier mich über die Sache auf. Er hatte die Elenden auf Säcken mit Lumpen sitzend gefunden, neben sich Eimer voll Petroleum, die sie mit Leinwand zugedeckt hatten, damit die von allen Seiten hereinspritzenden Funken das Petroleum nicht vor der Zeit entzündeten. Ruhig warteten sie vor unserer Thüre auf weitere Befehle; an sie hatte Charpentier sich mit der Bitte gewandt, den Koch nach Hause zu geleiten. Diese selbe Räuberbande hatte am Morgen Schinken und Würste in die Küche gebracht, die der Koch ihnen in gefälligster Weise zubereitete. So hatte sich denn einer von ihnen nach einigem Zaudern bereit erklärt, ihm unter der Bedingung das Geleite zu geben, daß sie bewirthet werden würden. „Deshalb sahen Sie mich bei den Kerlen," sagte Charpentier; „ich habe mein Möglichstes gethan sie betrunken zu machen und sie recht lange da zu behalten. Sie wollten anfangs nicht,

denn sie sagten, sie wüßten nicht genau, wo sie ihren abscheulichen Kram ausgießen sollten.“ Wir folgten ihnen mit den Augen und sahen sie bis zur Mitte der Straße gehen, dann umkehren und endlich im Thore des Marineministeriums — immer mit ihren Petroleumeimern beladen — verschwinden.

Ein Weilchen später kam der Mensch, welcher Bedet begleitet hatte, den Lohn für seine Gefälligkeit holen; es war der Korporal der Bande. Derselbe blieb länger da und zog sich eine halbe Stunde später — um Charpentier's Ausdruck zu gebrauchen — vollständig fertig zurück. Es scheint, daß er fast zwei Liter Wein, von einer Sorte, die sehr in den Kopf stieg, und dazu ein Viertelliter Branntwein, zu sich genommen hatte. Taumelnd schlug er den Weg nach der Barrikade am Ende der Straße ein, wo wir am nächsten Morgen seine Leiche fanden — eine Kugel hatte ihm das linke Auge durchbohrt; was aus den vier Anderen geworden ist, weiß ich nicht.

Meine Befürchtungen wurden dadurch, daß diese schrecklichen Kerle fort waren, nicht gehoben, und trotz der grenzenlosen Ermüdung, die sich meiner immer mehr bemächtigte, wagte ich es nicht, die Säle zu verlassen, sondern machte von Neuem die Runde durch sie. Dabei stellte es sich heraus, daß sämmtliche Nationalgarden verschwunden waren und nun hatten es auch der Kommandant und sein junger Adjutant vorgezogen, sich aus dem Staube zu machen. Es fanden sich in den oberen

Räumen nur noch etwa zwanzig Individuen von wildem rohem Aussehen vor — die Elite der Kanaille. Die Einen waren total betrunken und schliefen laut schnarchend ihren Rausch aus; fünf bis sechs standen beobachtend auf der Terrasse des Klubs und überwachten aufmerksam das andere Ende der Kolonnade. Seit diesem Augenblick sah ich keinen Offizier mehr.

Gegen 11 Uhr nahm die Feuersbrunst eine immer gewaltigere Ausdehnung an. Die Lage war eine fürchterliche. Die Banditen hatten die Rue Royale an drei Punkten angesteckt und dieser dreifache Brand erleuchtete die Stadt von oben bis unten. Ueber das Marineministerium flogen Funkengarben, die vom Brande des Finanzministeriums herrührten; brennende Blätter aus den Akten fielen auf die Balkons und etwas weiter entfernt, sah man die Tuilerien in hellen Flammen stehen. Rechts brannten: die Oberrechnungskammer, das Palais der Ehrenlegion und verschiedene Häuser in der Rue de Lille und Rue du Bac. Von all diesen Feuern stiegen solche dichte Rauchwolken auf und der ganze Himmel zeigte eine so gluthrothe Farbe, daß man glauben konnte, ganz Paris stände in Flammen. Währenddessen fuhren die Insurgenten fort, von der Tuilerienterrasse und der Barrikade in der Straße St.-Florentin zu schießen. Von der in der Rue Royale donnerten noch immer drei Geschütze, aber man vernahm wenig Kleingewehrfeuer. In dem hellen Schein der brennenden Gebäude sah man deutlich die Insurgenten auf der

vorderen Barrikade, die mit wahrer Wuth ihre Geschütze bedienten.

Zwei Säle des Klubs, an der Seite der Rue Royale, waren vollständig von den Insurgenten geräumt worden. Wir beeilten uns, uns hier so gut es ging zu verschanzen, um ungehindert das Umsichgreifen der Feuersbrunst beobachten zu können. Die meisten Bewohner des Hauses waren beschäftigt, ihre Möbel und Werthgegenstände in die Keller zu retten, um sie vor dem auch uns drohenden Brande zu schützen. Mein Freund Horoch und Charpentier waren mir immer zur Seite; nur von Zeit zu Zeit ging abwechselnd einer von uns hinunter, um einem unglücklichen Freunde Nachricht zu bringen, der ein Bein bei Sedan verloren hatte und in meinem Bureau, auf einer Matratze liegend, das Ende der entsetzlichen Tragödie erwartete. Dieser tapfere Mann bewahrte eine merkwürdige Ruhe und Kaltblütigkeit; trotz seiner ernsten Lage sagte er in fast scherzendem Tone zu uns: „Bei Sedan habe ich ein Bein verloren und hier werde ich meine beiden Krücken bald brennen sehen. Ach, die Schufte! Hätte ich nur meine Jägerkompagnie hier, bei meiner Ehre! ihre Niederträchtigkeiten sollten ihnen theuer zu stehen kommen." Er wollte durchaus mit uns hinauf und verlangte auch Waffen; ich vertröstete ihn damit, daß ich ihn zur rechten Zeit holen würde.

Der arme Charpentier fiel vor Müdigkeit fast über seine Füße; ich bat ihn sich eine Weile auszuruhen und kehrte dann zu meinem Beobachtungsposten zurück. Auf

dem Bauch liegend, konnte ich durch die untere Scheibe alles sehen, was vorging, und lief nicht Gefahr, gesehen zu werden. Ungefähr drei Stunden blieb ich in dieser Stellung, um das Fortschreiten der Brände zu beobachten. Die Oriflamme der großen Färberei in Nr. 15 diente mir als Merkzeichen; so lange sie lustig im Winde flatterte, fühlte ich mich beruhigt; gegen ein Uhr Morgens flammte sie auf und die stolze Standarte brannte wie ein Zündhölzchen. Einige Minuten später stiegen die Flammen immer höher, wurden immer schrecklicher; taghell war die ganze Straße beleuchtet. Aus den benachbarten Häusern flüchteten sich Unglückliche, namentlich weinende Frauen und schreiende Kinder nach unserer Seite — ein Schauspiel, das man nie vergißt.

Die beiden Kanonen auf der Straße versagten schon den Dienst und ich war ganz gefaßt darauf, sie in jedem Augenblick explodiren zu sehen, denn trotz ihres schlechten Zustandes fuhren die Artilleristen fort, sie abzufeuern.

Auch konnte ich, je weiter die Nacht fortschritt, von meinem Fenster aus beobachten, daß die Vertheidiger der Barrikade immer mehr zusammenschmolzen. Ferner sah ich, wie die Insurgenten, einer nach dem anderen, aus dem Klub fortschlichen; hoffentlich waren wir bald von diesen verabscheuungswürdigen Gästen befreit. Gegen halb drei Uhr fing der neue Tag zu dämmern an — würde er uns endlich die ersehnte Befreiung bringen?

Um drei begab ich mich in den Hof, wo ich fast

all meine Leute versammelt fand, um die Neuigkeiten zu hören, die zwei Einwohner von Nr. 11 uns mittheilen kamen. Sie sagten, die Insurgenten seien beschäftigt, Feuer an Nr. 13 anzulegen und da auch Nr. 11 eingeäschert werden sollte, hatte man sie hinausgetrieben, um anderswo Zuflucht zu suchen.

Kaum waren diese beunruhigenden Nachrichten ausgesprochen, als ein großer Kerl, das Gewehr am Riemen überm Rücken, einen Revolver im Gürtel, nach dem Bürger Eigenthümer oder dem Bürger Hausmeister fragte, da er ihm eine Mittheilung zu machen habe. Ich trat vor.

„Bürger," redete er mich an, „der Kommandant der Marine wünscht Sie zu sprechen." — „Was will er von mir?" — „Kommen Sie mit und Sie werden es erfahren." — „Unmöglich, ich kann nicht fort." — „Und doch ist's in Ihrem Interesse, Bürger." — „Ich zweifle nicht daran, aber ich verlasse dies Haus nicht. Hat der Kommandant mir eine Mittheilung zu machen, so kann er dies durch Sie thun." — „Wie Sie wünschen."

Damit ging er. Während unserer kurzen Unterredung hatte ich ihn — die Hand am Hahn meines im Gürtel steckenden Revolvers — unverwandt angesehen. Wir blieben in großer Angst und Sorge zurück und ich muß gestehen, die kurze Zeit, die der elende Bote brauchte, um die Befehle seines Kommandanten einzuholen, dünkte mich eine Ewigkeit.

Nach Verlauf von zehn Minuten sahen wir ihn, in

Begleitung eines Marinesoldaten zurückkommen. Er war der Ueberbringer folgender Botschaft:

„Ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß wir binnen längstens zwei Stunden das Marineministerium und die Kloaken in die Luft sprengen werden; ferner, daß wir Befehl haben, die ganze Rue Royale niederzubrennen. Ich fordere Sie daher auf, die Frauen und Kinder, die Sie hier haben, in Sicherheit zu bringen; wir bieten Ihnen freie Passage durch unsere Linien, damit Sie sich nach dem Innern von Paris flüchten können; aben beeilen Sie sich, in einer halben Stunde sind wir nicht mehr in der Lage, Sie zu schützen."

Daß jede Diskussion mit diesem Banditen überflüssig war, sah ich wohl ein, daher wandte ich mich mit folgenden Worten an die Leute, die mich umringten:

„Meine Freunde, Sie haben gehört, was man uns zumuthet. Ich bin leider nicht länger im Stande, Sie zu schützen und stelle daher Jedem anheim, seiner eigenen Eingebung zu folgen. Was mich betrifft, ich will und darf meinen Posten nicht verlassen und da die Situation jedenfalls eine sehr ernste wird, so fordere ich Sie auf, die dargebotene Gelegenheit zu benutzen und ein sicheres Asyl aufzusuchen."

Die Unglücklichen bemühten sich, mich zu bereden mit ihnen zu gehen; aber ich muß gestehen, ich konnte mich nicht überwinden, die Linien der Insurgenten zu passiren. Dort lag sicher nicht das Heil, die Befreiung!

Der Mann redete mir gleichfalls zu, meinen Posten zu verlassen: „Bürger," sagte er, „Ihnen wird bald zu warm werden." — „Möglich," versetzte ich. „Aber ich habe hier ein unfehlbares Mittel, meine Leiden abzukürzen." — „Na, 's ist ja Ihre Angelegenheit," meinte er, „ich will Ihre Leute an der Thüre des Ministeriums erwarten." Mit diesen Worten ging er; sein Gefährte folgte ihm nicht, sondern blieb auf der Schwelle stehen.

Ich begab mich wieder in's Haus, theilte meinem armen Freunde Mirlin mit, wie die Sachen ständen und bat ihn inständigst zu gehen. Nur mit großer Mühe ließ er sich dazu bewegen. Zwei meiner Leute nahmen ihn endlich und trugen ihn in den Hof hinab; ich setzte dem armen Verwundeten meinen Hut auf, denn ihm wäre es schlecht ergangen, wenn die Communards ihn mit dem Käppi eines Offiziers der regulären Armee gesehen hätten. Nun umarmte ich zum Abschied Alle. Ohne mich meiner Schwäche zu schämen, gestehe ich, daß sich mir das Herz zusammenzog und Thränen meinen Blick verdunkelten. Ich empfahl den Verwundeten meinen Dienern an und dann gingen Alle fort; die Männer nahmen die Kinder auf den Arm und die Frauen trugen Packete und Werthgegenstände.

Meinem Concierge band ich noch auf die Seele, falls mir ein Unglück zustieße, meiner Frau die Briefe zu übergeben, die ich schon seit Tagen geschrieben hatte; dann bedrängte ich ihn, den Anderen nachzueilen, die schon am Ministerium angelangt waren.

Ich muß hier eine kleine Episode einschalten, die, so einfach sie auch ist, doch etwas Rührendes hat. Der Concierge und seine Frau hatten etwa die Mitte der Straße erreicht. Da, mit einem Male, fällt der Frau etwas ein; sie eilt zurück. Welch ein wichtiger Gegenstand konnte sie in einem so kritischen Moment veranlassen, umzukehren? Ich folgte ihr mit den Augen; sie trat in ihre Wohnung und öffnete den Käfig eines Kanarienvogels! Das arme Thierchen schwang sich in die Luft — es war gerettet. Es war mir unmöglich, ein trauriges Lächeln zu unterdrücken.

Jetzt war ich allein, wenigstens glaubte ich das. Zum Glück täuschte ich mich; ein Freund war mir noch geblieben. Horoch war wieder umgekehrt und sagte: „Ich hab's mir überlegt, ich verlaß' Dich nicht!" Vergebens bat ich ihn zu gehen, er blieb fest. Während mein Freund in den Keller hinabstieg, um zu sehen, ob es möglich wäre, sich dort zu verbarrikadiren, ging ich in mein Schlafzimmer hinauf und als ich die leeren Bettchen meiner Kinder sah, brach meine Fassung zusammen: unzusammenhängende Worte, eine Art Gebet, das aus tiefinnerster Seele emporstieg, flossen mir über die Lippen. Die Rührung war überwunden; neu gestärkt erhob ich mich, und voller Kraft und Energie begab ich mich wieder in den Hof.

Alles, was ich soeben geschildert, hatte sich im Zeitraum von wenig Minuten abgespielt. Jetzt rief ich meinen Freund, der sogleich herbeieilte; aber er kam nicht allein. Zugleich mit ihm erschien der Matrose,

der den Boten des Kommandanten begleitet hatte. Das Gewehr in der Hand, näherte er sich uns und redete uns mit den Worten an: „Ich habe keine Lust, zu den Andern zurückzukehren; mir gefällt's hier besser; auch glaube ich hier leichter frische Luft schöpfen zu können."

Ich bemerkte ihm, daß das Gewehr eine schlechte Empfehlung bei den Versaillern sein würde. Sofort warf er es in eine Ecke, zog eine Mütze aus der Tasche und eine blaue Blouse, die er unter der Marinejacke um die Hüften geschlungen hatte, überwerfend, sagte er nach dieser Verwandlung: „So, nun kennt mich keiner, jetzt scheer' ich mich den Teufel drum! Die Esel seh'n nichts als blau an mir. Denn wissen Sie, ich bin bekannt; vorgestern haben sie in Auteuil auf mich geschossen, aber diesmal kriegen sie mich nicht."

Ich fragte ihn, wo denn die Regierungstruppen ständen? Er bestätigte meine Vermuthung, daß sie sich in der Rue Boissy-d'Anglas befänden. Diese Nachricht erfüllte mich mit Freude und Hoffnung, aber die Anwesenheit dieses Menschen ärgerte mich; ich fürchtete, daß er abgesandt sei, um mich zu überwachen. Deshalb bestand ich darauf, daß er bei meinen Streifzügen durch den ganzen Klub vor mir herging; auch hielt ich die Hand stets am Hahn meines Revolvers. So inspicirten wir die Säle auf der Seite der Rue Royale; sie waren fast leer, denn nur etwa fünfzehn Insurgenten fanden sich noch vor; sogar die Trunkenbolde schienen den Ort verlassen zu haben. Im Marineministerium guckten einige Leute vorsichtig zu den Fen-

stern hinaus, denn die Kugeln der Versailler Armee flogen bis zu ihnen. Ein Matrose fiel, zum Tode getroffen, und selbst die Petroleure schienen — trotz ihrer Begier, ihr höllisches Werk zu vollenden — sich nicht mehr über die Straße zu wagen.

Da ich einsah, daß das Ministerium — so lange es von Communards besetzt war — nicht in die Luft gesprengt werden würde, hatten auch wir vor der Hand noch nichts zu fürchten und ich fing an über die Mittel und Wege nachzudenken, um zu den Vorposten der Armee vorzudringen und sie zu benachrichtigen, daß der Klub und die Barrikade fast verlassen ständen, so daß sie sich mit leichter Mühe dieser wichtigen Positionen bemächtigen könnten. Glückte mein Plan, so sicherte ich dem Heere zwei Punkte, die alle anderen beherrschten und ich entzog den Communards die Mittel, das Ministerium in die Luft zu sprengen und den Klub anzustecken.

Wie aber unser Gefängniß verlassen? Die Straße und der Platz wurden von Kugeln förmlich übersäet. Das war eine große Verlegenheit. Nur einige Meter von den rettenden Truppen entfernt sein und sie nicht zur Hilfe herbeirufen und dadurch einer Katastrophe vorbeugen können, war schrecklich!

Plötzlich kam mir ein befreiender Gedanke.

Ich erinnerte mich an die, von dem berühmten Riesen Porthos ausgerissenen Gitter der Kolonnade; von der Seite war ja der Weg bis zur Rue Boissy-d'Anglas frei. Ohne eine Sekunde zu verlieren, unter-

suchte ich die Position. Der Weg schien ganz leer; man konnte sich also dahin wagen, nur war es nicht unmöglich, daß die Truppen uns für Feinde hielten und uns mit Chassepot-Kugeln empfingen.

Nachdem ich meinem Freunde meinen Plan mitgetheilt, der seine Billigung fand, nöthigte ich den Matrosen, den Marsch zu eröffnen. Er ging gutmüthig darauf ein und das war sein Glück, denn ich war entschlossen, ihm, bei der geringsten verdächtigen Bewegung, eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Kaum waren wir über das erste Gitter hinaus, so pfiffen uns die Kugeln um die Ohren. Man schoß von der Tuilerienterrasse aus auf uns. Beim zweiten Gitter erhielten wir auch eine zweite Ladung. Endlich gelangten wir, ohne die geringste Verletzung, nach den Gemächern des Herzogs von Crillon, Konkordienplatz Nr. 10. Wir durchschritten die Prunksäle und bemerkten an den luxuriösen Möbeln viele Spuren gewaltsamen Einbruchs. Vorsichtig blickten wir aus einem der nach der Straße gehenden Fenster, sahen aber nichts, außer einer anscheinend verlassenen Barrikade, dicht an der Straße des Faubourg St.-Honoré. Ich ließ mein Taschentuch wehen, nichts rührte sich. Nun stiegen wir in den Hof hinunter; ich betrete die Portierloge — sie ist leer. Ich ziehe die Schnur, um die Thüre zu öffnen und zu sehen, was unter den Arkaden vorging. Verlorene Mühe: die Thüre ging nicht auf. Ich rufe nach dem Concierge; einige Minuten vergehen, dann kommt zitternd eine Frau herbei, die mich für einen

Insurgenten hielt. Ich beruhigte sie, indem ich mich zu erkennen gab. Es war die Frau des Concierge von Nr. 10. Ich fragte sie, wo die Truppen ständen, aber sie wußte es nicht, da sie sich seit achtundvierzig Stunden mit ihrem Gatten im Keller aufhielt. Wir folgten ihr dahin und nun fragte ich den Mann, ob er ein Mittel kenne, ohne zu große Schwierigkeiten auf die Straße zu gelangen? Er erzählte mir, daß die Communesoldaten das Portal von innen zugenagelt und ihm bei Todesstrafe verboten hätten, es zu öffnen. Dann wies er auf ein Kellerfenster, durch welches wir die Straße gewinnen konnten, aber wir hätten mindestens zwei Stunden gebraucht, um die Eisenstangen die es schützten, zu durchbrechen. Das war also nichts. Einen Augenblick dachte ich daran, einen mit einem beschriebenen Zettel, der unsre Lage schilderte, umwickelten Stein in eins der Fenster des Cercle Impérial zu schleudern; der Matrose machte mich aber darauf aufmerksam, daß unsere Botschaft in die Hände der Insurgenten fallen könnte, die uns dann ohne Gnade erschießen würden. Auch der Concierge, der in keiner Weise zu beruhigen war, bat mich von diesem Plan abzustehen. Zwischen Letzterem und dem Matrosen entspann sich jetzt eine Polemik, die ich nicht Lust hatte anzuhören. Ich ging wieder auf den Hof hinaus, betrat die Stallungen und war so glücklich eine Leiter zu finden, die es mir möglich machte ein Fenster zu erreichen, aus dem ich sehen konnte, was in der Straße vorging. In jedem Augenblick hoffte ich ein rothes

Käppi zu erblicken und dann hätte ich mich beeilt wieder in die obere Etage hinaufzugehen, um meine Nothsignale zu wiederholen. Die Straße war jedoch vollständig öde und leer, auch an den gegenüberliegenden Fenstern zeigte sich kein Mensch.

Ich mochte mich etwa seit zehn Minuten auf diesem Beobachtungsposten befinden, als ich eine Gruppe von etwa sieben Personen bemerkte, die vom Ende der Straße herkamen und über die Arkaden des Platzes bis hierher vorgedrungen sein mußten. Ich erkannte einen Einwohner dieses Bezirks, Herrn A . . . ., mit seiner Frau und seinen Kindern. Sie schienen sich nach einem Zufluchtsort umzusehen; ich rief, aber sie hörten mich nicht. Da das Stallfenster nicht zu öffnen war, zerbrach ich eine Scheibe. Von dem Geklirr erschreckt, blieb die unglückliche Familie stehen; nun bat ich sie umzukehren und unser Asyl zu theilen; sie beeilten sich meinem Rath zu folgen. Mit Hilfe meines Freundes und des Concierge versuchte ich die Thür zu öffnen und unseren vereinten Kräften gelang das endlich — der Drohung der Insurgenten zum Trotz. Unsere neuen Schicksalsgenossen schienen vom Unglück vollständig niedergebeugt. Nur Herr A . . . . hatte seine Kaltblütigkeit bewahrt und schien von einer düsteren Entschlossenheit beseelt. Die Flüchtlinge hatten ihr in Flammen stehendes Haus so eilig verlassen, daß sie nur nothdürftig bekleidet waren; Frau A . . . . befand sich im bloßen Kopfe; es war herzzerreißend, die Verzweiflung dieser Familie anzusehen.

Einige Augenblicke später öffnete der Concierge des Cercle Impérial vorsichtig die Thüre und prüfte mit ängstlichen Blicken den Zustand der Straße.

Ich rief ihm zu und fragte, ob es uns möglich sein würde, seinen Klub zu erreichen? Er bejahte und nun eilten wir über die Straße, um uns auf diese Weise der Armee zu nähern. Ein Beamter des Cercle theilte uns mit, daß die Barrikade am Ende der Straße von der regulären Armee eingenommen sei. Ohne Zeit zu verlieren, machte ich mich dahin auf den Weg; als ich unsre braven Liniensoldaten sah, hielt ich als Friedenszeichen ein weißes Taschentuch in die Höhe, dann rief ich ihnen zu und machte sie mit der Lage des Klubs und der Barrikade in der Rue Royale bekannt.

Nun trat ein Kapitän aus dem Flur des Hauses Nr. 19, das dicht an die Barrikade stieß. Er forderte mich auf, rasch über den Faubourg St.-Honoré zu eilen, der von den Kugeln der Kommunards bestrichen wurde, und ihm dann Bericht zu erstatten.

In einem Augenblick war ich neben ihm. Mein erster Impuls war der, mich der Freude darüber hinzugeben, daß ich mich endlich unter meinen Befreiern befand, aber der Kapitän unterbrach mich brüsk mit der Frage nach Stand und Namen. Ich beeilte mich, mich ihm vorzustellen und bewies ihm meine Identität durch verschiedene Papiere, die ich zum Glück bei mir hatte. Er las dieselben aufmerksam durch und hörte mich — nun ganz beruhigt — wohlwollend an.

Ich theilte ihm mit, welches Schicksal den Häusern

der Rue Royale und dem Marineministerium vorbehalten sei und bat ihn dringend, so bald als möglich den Klub zu besetzen. Er erwiderte, daß er meine Mittheilungen dem General vortragen und dessen Befehle einholen würde.

Zehn Minuten später, während ich den Offizieren des Regimentes unsere Leiden schilderte, kam der Befehl zum Vormarsch an; ich schritt den Truppen voraus und führte sie auf demselben Wege nach dem Klub, den ich vor einer Stunde eingeschlagen hatte. Dort nahm ich zwei Fahnen, die ich zu Anfang der Krieges gekauft hatte, um unsere Siege zu feiern, ach! — Eine pflanzte ich auf dem Balkon auf, die andere auf der Barrikade, wo ich das Glück hatte, den letzten Insurgenten gefangen zu nehmen, der, über diesen plötzlichen Angriff erschreckt, keinen Widerstand leistete.

In diesem Augenblick zogen die Truppen von den Arkaden, der Kolonnade des Platzes und dem Faubourg herbei. Ich übergab ihnen meinen Gefangenen. Der Kapitän Le Moing vom 5. provisorischen Regiment nahm Besitz vom Klub. Ich war doppelt froh darüber, weil ich ihn und seine Kompagnie eben an der Barrikade der Rue Boissy=d'Anglas verlassen hatte und in ihnen unsere ersten Retter sah. Horoch kehrte mit ihnen zurück. Was aus dem sogenannten Matrosen, der sich uns zuletzt angeschlossen, geworden war, weiß ich nicht. In meiner Hast, wieder nach dem Klub zurückzukommen, hatte ich ihn vollständig aus den Augen verloren.

Die Kompagnie richtete sich jetzt im Klub ein; der

Kapitän stellte mir zehn Mann zur Verfügung, mit denen ich sorgfältig alle Säle, die Keller und Bodenräume des Hauses absuchte. In der Wohnung des Herrn K . . . machte ich den Anfang, in der Hoffnung, den Delegirten dort zu finden, aber der Hallunke war verduftet und hatte nur sein Gewehr im Schlafzimmer zurückgelassen. Das Bett war noch warm, der Elende konnte also noch nicht lange fort sein.

Bei dieser eingehenden Durchforschung entdeckten wir im äußersten Hinterzimmer, wo ich die Möbel aufgestapelt hatte, einen Marinesoldaten schlafend auf einem Sopha. Sein Erwachen war alles, nur nicht angenehm. Die Versailler wollten ihn auf der Stelle erschießen, aber ich verhinderte sie, sofortige Gerechtigkeit zu üben.

Der Kerl wurde gefangen genommen und gründlich durchsucht. Alle seine Taschen waren mit gestohlenen Gegenständen vollgepfropft, die sämmtlich von der Plünderung in der Wohnung unseres Nachbarn, Herrn K.'s, herrührten. So z. B. hatte er ein kleines silbernes Reiseservice mit Inhalt — jedes Stück mit dem Namen Frl. K.'s gravirt, eingesteckt; ferner ein Handarbeitskästchen von Juchtenleder, in dem ein Halsband von echten Perlen lag, wieder alles mit den Anfangsbuchstaben der jungen Dame gezeichnet.

Von diesem Banditen Aufschluß zu verlangen, war unnütz. Ich ließ ihn fortführen und in dem Graben der Barrikade, wo schon alle Petroleure und Petroleusen, die von den Truppen im Marineministerium

überrascht worden, erschossen waren, wurde auch an ihm Gerechtigkeit geübt.

Zwei von den Ungeheuern waren gleich auf dem Schauplatz ihrer verruchten Thaten, noch mit dem Petroleumeimer in der Hand, füsilirt worden.

Als ich endlich meine Zimmer betrat, wurde ich von meinem Freunde Mirlin unendlich froh begrüßt. Er und seine Träger waren mehrmals nur mit genauer Noth dem Tode entgangen und hatten es vorgezogen zurückzukehren, um lieber mit in die Luft zu fliegen, als sich in der Mitte solcher Schurken zu befinden.

Auch der Kutscher des Herrn K . . . war heimgekehrt. Er verdankte sein Leben seiner Frau, die sich muthig zwischen ihn und die Insurgenten geworfen hatte, als diese, von Petroleusen angestachelt, ihn ermorden wollten.

In dem Getümmel hatte er sein siebenjähriges Kind verloren, dem er all seine Ersparnisse anvertraut hatte. Seine Verzweiflung war grenzenlos. Gegen Mittag fand sich glücklich auch das Kind ein; es war der Hauptschaar der Flüchtlinge aus der Rue Royale gefolgt. Diese Unglücklichen hatten uns für todt gehalten, wie wir unsrerseits die größten Befürchtungen über ihr Schicksal gehegt hatten. Zum Glück waren sie Alle unverletzt; unter tausend Gefahren hatten sie die Rue d'Alger erreicht, wo die Versailler Truppen auf sie stießen und ihren Leiden ein Ende machten.

Den Speisewirth hatte ich mit den anderen Flüchtlingen fortgewähnt; das war aber ein Irrthum. Von

Müdigkeit überwältigt, hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo er sich auf's Bett warf und sofort in festen Schlaf versank. Plötzlich erwachte er von einem heftigen Nasenstüber. Eine der Kugeln, die man uns nachsandte, als wir längs der Kolonnade hinschlichen, hatte das Fensterkreuz durchbohrt, einen Stuhl und Teppich getroffen und ihn am Kinn gestreift.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie glücklich ich war, kein ernstes Unglück verzeichnen zu müssen. Das ganze Personal war am Leben, die Einwohner des Hauses gerettet. Der Schaden an Materialien &c. war nicht bedeutend. Auch die Diebstähle und die Kosten, die die Besatzung verursacht hatte, beliefen sich nicht hoch.

Nun muß ich noch einen Irrthum der Zeitungen berichtigen — die Bundessoldaten haben nicht eine Flasche guten Weines erhalten. Der Wein, der ihnen so hübsch in die Köpfe stieg, war eine ganz gewöhnliche Sorte, die mit einigen Flaschen Branntwein vermischt, ihre rohen Begierden vollkommen befriedigte.

Aber als die Truppen den Klub einnahmen, hielt ich es für meine Pflicht, mich freigebiger zu zeigen und stellte unseren Befreiern die Kellervorräthe zur beliebigen Verfügung.

Der Kapitän der Kompagnie dankte mir dafür, nahm aber nichts weiter an als ein Frühstück und einen Viertelliter Wein pro Mann.

Gegen 2 Uhr erhielten die braven Soldaten den Befehl zum Weitermarsch; sie verließen uns, um ihr Befreiungswerk zu vollenden.

Als die Ruhe wiederhergestellt war, erfuhr ich noch folgende Einzelheiten über das Marineministerium.

Das Ministerium, wie der Klub, wurden am 22. Mai von den Insurgenten besetzt. Trotz der wüsten Nachbarschaft blieben einige der Angestellten auf ihrem Posten, wodurch sie im letzten Moment an dem Rettungswerke mitzuhelfen im Stande waren. Die ganze Position war unter den Oberbefehl eines gewissen Matheron gestellt. Das ist derselbe Mensch, den ich in meinem Bericht, als mit einem grauen Ueberzieher angethan, geschildert habe — der so häufig im Gespräch mit dem Kommandanten des 109. Bataillons gesehen wurde. Dasselbe Individuum, das mir den Befehl, den Klub zu räumen, übermitteln ließ. Um das Vertrauen, welches die Banditen des Stadthauses in ihn gesetzt hatten, zu rechtfertigen, hatte Matheron im Ministerium Munition aller Art aufgehäuft: Patronen, Granaten, Kisten mit Kartätschen, Petroleum, Pulverfässer 2c. All diese Dinge hatte er, auf Stroh gebettet, an Orten aufgestellt, die für die furchtbare Explosion, die er beabsichtigte, sobald er gezwungen sein würde die Position aufzugeben, am geeignetsten waren. Von der entsetzlichen Katastrophe, die uns drohte, macht man sich am besten eine Idee, wenn man bedenkt, daß — nach der Einnahme des Ministeriums — nicht weniger als 15 Trainwagen erforderlich waren, um die Munitionskörper fortzuschaffen.

Als der Augenblick der Gefahr nahe war, hielt Matheron es für klug, sich aus dem Staube zu machen;

dem wildesten seiner Bande, einem gewissen Girardot, überließ er die Sorge, das verbrecherische Werk zu vollenden.

Letzterer machte sich gerade daran das Ministerium in die Luft zu sprengen, als ein braver Beamter, der Materialienverwalter, den Versuch machte, die Bestie zu zähmen. Es gibt wilde Thiere, die man mit einem Stückchen Zucker gefügig macht und wieder Andere, auf die ein Hundertsoustück eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Herr X . . . versprach Girardot Geld und daß ihm das Leben geschenkt werden würde, wenn er den teuflischen Plan aufgäbe. Erst weigerte er sich, dann ließ er sich überreden. In demselben Augenblick stürmten die halb berauschten Insurgenten, die noch im Ministerium geblieben waren, mit dem Schreckensruf: „Sie sind da! Sprengt in die Luft!" nach allen Richtungen davon.

Doch schon war's zu spät. Unsere braven Soldaten drangen von der Rue Royale und der Rue St.-Florentin gleichzeitig ein und nahmen diese Mordbrenner gefangen, die zum größten Theil sofort erschossen wurden.

Girardot wurde dem Gericht übergeben und nach Versailles gebracht.

Matheron, den man einige Tage später ergriff, soll nach Brest abgeführt worden sein.

Vierzehntes Kapitel.

## Vom Konkordienplatz nach dem Père-Lachaise.

Ein Spaziergang durch das brennende Paris. — Die Brände in der Rue Royale. — Das Finanzministerium. — Die Rue de Rivoli. — Das Stadthaus. — Auf dem Père-Lachaise. — Die Granaten. — Die Pelotonfeuer. — Die Mauer der Insurgenten. — Achtzehn Jahre später.

Während sich die Truppen in Paris schlugen, verfolgte die Versailler Einwohnerschaft, mit leicht begreiflicher Aufregung, die verschiedenen Phasen des Kampfes. Jeder von uns hätte sich am liebsten hinter der Armee her in die brennende Stadt gestürzt, um nach dem Stand seiner eigenen Angelegenheiten zu sehen; denn keiner war ja sicher, daß — in dem Ocean von dichtem Rauch, der über Paris wogte, — nicht auch aus seinem eigenen Mobiliar ein Funkenregen zum Himmel emporstieg.

Da man uns jedoch gesagt, daß es viel klüger und verständiger wäre, die große menschliche Reinigung sich

allein vollziehen zu lassen, begnügten wir uns damit, die Ankunft der Gefangenen ansehen zu gehen, denen gegenüber wir nicht immer die richtige Haltung bewahrten.

Gegen Ende der „Blutigen Woche" sagte ich mir eines schönen Morgens, beim Aufstehen: „Es geht nicht anders, ich muß mich mit meinen eigenen Augen von der Lage der Dinge überführen."

Während ich mich ankleidete, kam einer meiner Freunde zu mir, Arthur Meyer, der heute Chef-Redakteur des „Gaulois" ist und den ich gegen Ende der Belagerung ganz aus dem Gesicht verloren hatte.

Er kam aus dem Gefängniß, oder richtiger, aus den Krallen der Polizei, die ihn unter merkwürdigen Umständen verhaftet hatte.

Im Augenblick, als er in Calais an Land ging; — er kam von Chislehurst und überbrachte Herrn Conti Instruktionen des Kaisers — nahm ihn ein Polizeikommissär beim Kragen und führte ihn nach dem Bureau.

Man muß annehmen, daß der offizielle Haß gegen das Kaiserreich noch nicht bis in die Polizeibureaux vorgedrungen war, denn die Beamten hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihm zu sagen: „Wenn Sie kompromittirende Papiere bei sich haben, so zerstören Sie dieselben."

Von da wurde er nach Boulogne gebracht, wo der Unterpräfekt ihm erklärte, daß er den Befehl habe, ihn

unter Bedeckung von zwei Polizisten, nach Versailles zu spediren, was denn auch geschah.

Während der Fahrt forderten die Polizisten Meyer mehrmals auf, sich aus dem Staube zu machen. Da er aber ein reines Gewissen hatte, zog er es vor, in ihrer Gesellschaft zu bleiben. So führten sie ihn denn nach Versailles, nach dem improvisirten Bureau der Polizeipräfektur und dort wurde er, ohne die geringste Aufklärung, in Freiheit gesetzt.

Meyer, der es nie begriff, warum der Regierung so viel daran lag, ihm die Reisekosten der Tour zwischen Calais und Versailles zu ersparen, fand mich grade bereit, den Pilgerstab zu ergreifen, um mich in den Pariser Glutofen zu stürzen. Er war sogleich bereit, mich zu begleiten.

Eine Stunde später befanden wir beide uns am Kreuzungspunkt der Straßen Royale und St.-Honoré. Die Straßen selbst waren verödet, nur an diesem Kreuzweg hatten sich sämmtliche Einwohner dieses Viertels, die den Muth hatten ihre Häuser zu verlassen, versammelt und halfen tapfer der Feuerwehr, welche bemüht war, die vier Feuerherde zu löschen, die die Gebäude der Rue Royale — sowohl nach der Seite der Madeleine, wie nach dem Konkordienplatz zu — verzehrten.

Der Anblick dieser Brandstätten war ein höchst eigenthümlicher. Gewöhnlich lockt schon der unbedeutendste Schornsteinbrand in Paris eine solche Menge Neugieriger herbei, daß die Polizei einschreiten muß, um

den Verkehr nicht ins Stocken gerathen zu lassen. Und nun sah man fast Niemand, außer der Nr. 15 gegenüber, von wo die Löscharbeiten geleitet wurden. Die Flammen und Funkengarben, die aus diesen ungeheuren Herden aufstiegen, schienen manchmal bis zum Firmament empor zu lodern; dann wieder krochen sie, vom Winde niedergeschlagen, an den Trottoirs entlang, so daß die Bäume knisterten und die Blätter prasselten.

Vor Nr. 15 jammerten mehrere Weiber und bemühten sich, die Retter nach der Straße des Faubourg-St.-Honoré zu ziehen, wo eins der ersten Häuser, auf der Seite der graden Nummern, in Flammen stand. Sie behaupteten, daß die Bewohner des betreffenden Gebäudes sich in den Kellern verbarrikadirt hätten und noch darin wären, ohne zu wissen, was draußen vorging.

„Es ist ihr Tod,“ riefen sie, „und welch' ein entsetzlicher Tod. Kommt! kommt und helfet! Uns bleibt nur noch Zeit die Kellerfenster einzuschlagen.“

Nachdem wir einige von den Löschmannschaften überredet hatten, den armen Frauen zu folgen, gingen wir weiter und wandten uns dem Finanzministerium zu.

Eine Riesenbarrikade füllte den Raum zwischen der Ecke des Tuileriengartens und dem Marineministerium so vollständig aus, daß es ohne eine halsbrecherische Gymnastik unmöglich war, hier durch zu kommen. Es blieb uns nichts anderes übrig als umzukehren und durch die Rue St.-Honoré zu gehen. So gelangten wir ans Ministerium.

Wenn die Brandstätten, die wir eben gesehen, uns schon gewaltig erschienen, welch ein Eindruck ward uns erst vor dem Finanzpalast zu Theil, der eine so beträchtliche Ausdehnung hatte, daß er sich von der Cambonstraße bis zur Rue de Castiglione erstreckte!

Trotzdem das Feuer schon nachließ, war die Gluth noch derart, daß die Steine, in die die Tuileriengitter eingelassen waren und an denen wir, einer hinter dem anderen, entlang eilten, noch brennend heiß waren.

Nachdem die Möbel, die Tapeten, das Holzgetäfel vom Feuer ergriffen waren, hatte sich dasselbe — im Finanzministerium, wie in der Oberrechnungskammer — auch den Büchern und Aktenstößen der Archive mitgetheilt. Eine solche Unmasse von Papier verbrannte, daß Stückchen, in Quadratgröße von etwa 4 — 5 cm, sich wie schwarze Schmetterlinge in die Lüfte erhoben und länger als acht Tage ganz Paris und sogar die Bannmeile bedeckten.

Diese kleinen Fragmente flatterten, vom Winde und Luftzug getrieben, hoch empor und jedes Mal, wenn sie an einer Brandstelle niedersanken, trieb der nächste Windstoß dies düstere Gewölk wieder in die Höhe, das Zeugniß der letzten und schrecklichsten Convulsionen von Paris, immer weiter entführend.

Man hat Stückchen angebrannten Papiers sogar zehn Meilen von der Hauptstadt entfernt aufgefangen.

An den Tuilerien halten wir uns nur einen Augenblick auf. Hier scheint das Feuer sich, zwischen den beiden dicken Mauern der Façade, von denen eine nach dem

Garten, die andere nach dem Karrusselplatz geht, leichter Bahn gebrochen zu haben. Man sieht keine Flammen mehr; die rauchenden Trümmer verzehren sich langsam in sich selbst.

Nun begaben wir uns nach dem Stadthause.

Am linken Seineufer wurden das Palais der Ehrenlegion, der Staatsrath, die Oberrechnungskammer mit ihren Nebenbauten, die Kaserne am Quai d'Orsay, 18 Häuser in der Rue de Lille, 7 in der Rue du Bac, 1 am Kreuzweg von Croix-Rouge, 1 in der Sèvresstraße, 4 in der Rue Vavin, 2 in der Straße Notre-Dame-des-Champs, 1 in der Rue Bréa, 2 in der Rue Delambre, ferner die Lazarethe des Luxembourg und noch andere Gebäude, von den Flammen zerstört.

Der Himmel schien in Brand zu stehen; er warf seltsame Lichtreflexe auf das rechte Ufer, die sich ausbreiteten wie die Strahlen eines Nordlichtes und diese unheilvolle Borealsonne leuchtete mehrere Nächte über Paris: das in Strömen vergossene Blut schien den Himmel gefärbt zu haben.

Wir kommen jetzt an die Stelle der Arkaden, die von der Rue de Rivoli als Durchgang nach dem Karrusselplatz dienen — ein Haufen von Leichen, die das Trottoir bedecken, versperrt uns den Weg. Es waren arme Teufel, die tapfer gekämpft haben mochten; aber unter ihnen gab's wahrscheinlich auch viele Neugierige, die ihre Sucht, bei Allem dabei zu sein, theuer genug bezahlt hatten. Der Pariser ist der Gaffer par excellence, denn unter den Opfern unserer Volkskra-

walle finden sich immer ebenso viel Zuschauer wie Mitwirkende.

Einer der Unglücklichen, der, dicht an die Mauern gedrückt, zu fliehen und den Karrusselplatz zu erreichen gehofft hatte, war von zwei Kugeln in seinem Lauf aufgehalten worden; er lag unter dem Gewölbe und auf dem Trottoir zur Rechten, mit dem Gesicht auf dem Boden und die Arme so weit von sich gestreckt, daß sie den Fahrweg berührten.

Vier Gassenjungen im Alter von etwa zwölf Jahren kehrten ihm, eine reiche Beute erhoffend, die Taschen um. Sie nahmen ihm grade das Portemonnaie; aber, welche Enttäuschung! „Nur vier Sous! Ein Sou pro Kopf!" Da wir stehen geblieben waren, um an der Quelle den Cynismus der Pariser Gamins zu studiren, die nicht nur die Todten beraubten, sondern noch auf deren Kosten faule Witze machten, bemerkte ich, daß der Schlingel, der die vier Sous genommen, aus dem Portemonnaie auch ein kleines zusammengefaltetes Zettelchen hervorzog.

„Gieb mir das. Dies Papier ist für mich," sagte ich.

Mit größter Bereitwilligkeit reichte der Junge mir den Zettel, denn er und seine Kameraden fanden es, von ihrem Standpunkt aus, ganz natürlich, daß ich auch meinen Theil an der Beute haben wollte.

Das Papier hatte keinen besonderen Werth; aber jedes, unter solchen Umständen erlangte Dokument wird

für den Sammler interessant. Deshalb setze ich es auch hierher:

„Ordre, den Bürger Emil Fournoy, Gardist im 114. Bataillon, gegenwärtig im Stadthaus stationirt, von Barrikade zu Barrikade begleiten zu lassen. Wird er nicht erkannt, so ist er unter dem Vorwande der öffentlichen Wohlfahrt in Haft zu behalten.

„Der dem Delegirten-Kabinet beigegebene „Polizeikommissär P. Henry."

Stempel der Mairie des 1. Arrondissements.

Auf dem Platz des Théâtre-Français lagen mehrere Leichen im Graben der Barrikade. Ein Kind saß, leise weinend, auf einem Stein. Diese stille Verzweiflung war herzbrechend.

„Was fehlt Dir, mein Kleiner?"

Keine Antwort.

„Sprich doch, was ist Dir, mein Junge? Können wir etwas für Dich thun?"

Mit leiser Stimme, ohne die Augen aufzuschlagen, versetzte das Kind, mit dem Händchen auf einen Leichnam deutend: „Sie haben mir meinen Papa erschossen, als er ausging, um Brod zu holen."

Wir erreichen endlich das Stadthaus: Auf dem ganzen Wege Spuren des Kampfes. Dort, wie in den Tuilerien, ist die Brandstiftung nicht nur als ein Verbrechen, sondern als ein nie wieder gut zu machender Vandalismus anzusehen.

Wie weit der Weg auch zu jeder Zeit, namentlich

aber jetzt in dem verwüsteten Paris ist, kommen wir doch endlich nach dem Père-Lachaise.

Nur vor wenigen Stunden hatte hier die sterbende Commune den letzten Seufzer ausgehaucht.

Welch ein Schauspiel erwartete uns? . . . Das in seiner ganzen Fürchterlichkeit zu schildern — dazu gehört eine beredtere Feder als die meine!

Der größte Theil der Opfer war schon fortgeschafft worden; mehrere jedoch lagen noch da, auf ihren Zügen die Spuren der Leiden zeigend, die dem Tode vorangegangen waren. Andere waren gar nicht zu Boden gefallen. Sie hatten sich, um zu sterben, an irgend ein Grabgitter gelehnt; dann kam der Tod und der Körper sank vorn über, so daß die Beine sich an einer Seite des Gitters, der Oberkörper auf der anderen befand.

Die Erde war so mit Blut getränkt, daß sie nicht alles aufzusaugen vermocht hatte und an der Oberfläche eine braunrothe Farbe zeigte.

Die von Granatsplittern getroffenen Denkmäler hatten den Boden mit Marmor- und Steintrümmer nüberſäet, zwischen denen Käppis, Breviere, Feldflaschen, Waffen und Kleidungsstücke jeder Art umherlagen.

Grade als wir die Pfade, die zum oberen Theil des Friedhofes führen, hinanschritten, begegnete uns eine Abtheilung Infanterie, die die Todten aufhoben und forttrugen.

Meyer und ich überließen uns dem Zufall, der uns nach dem malerischesten Theil des Leichenfeldes, dem

Kreuzweg Michelet führte. Das ist ein echt strategischer Punkt, denn hier münden acht Alleen; deshalb hatten die Insurgenten hier auch eine Batterie aufgefahren.

Noch standen die Kanonen in ihrer Position, nach der Richtung des Triumphbogens; in den nahe gelegenen Kapellen, deren Thüren aufgebrochen waren, um sie in Magazine zu verwandeln, lagen Haufen von Kanonenkugeln und Granaten.

Die Todten, deren tiefen Schlummer der Donner der Kanonade gestört hatte, mußten wohl sehr erstaunt gewesen sein, das kleine Monument, unter dem sie auf ewig ruhten, in ein Kriegsarsenal verwandelt zu sehen.

Die fanatischen Communards hatten — nach dem Fall der Säule — den Vorschlag gemacht gehabt, nach dem Invalidendom zu gehen und die Asche des Großen Mannes in's Wasser zu werfen, der „an den Ufern der Seine, in der Mitte des von ihm so sehr geliebten französischen Volkes" ruhen gewollt; des Volkes, von dem er eine Million hatte tödten lassen und das in diesem Augenblick den schlechten Geschmack zeigte, seine Liebe nicht zu erwidern.

Der Vorschlag war nicht durchgegangen; aber jetzt, wo sie auf dem Père-Lachaise die Kapelle Morny's *), eines Bruders Napoleons III., in Händen hatten, ihren — während des Kaiserreichs aufgesammelten — Groll

*) Herzog von Morny, Sohn der Königin Hortense und des Grafen Flahault, lebte von 1811—1865.

Anm. d. Uebers.

nicht an seinen sterblichen Ueberresten auszulassen, das hätte man nur weiseren und unparteiischeren Leuten zumuthen können, als es die Communards waren!

So war denn auch die Thüre der Kapelle mit einer dicken Eisenplanke eingeschlagen und das ganze Leichengeräth geplündert und hinausgeworfen. Die Fliesen, welche die Gruft zudeckten, waren in Stücke zerschmettert; der Sarg, aus der Nische, in der er stand, herausgehoben, lag in der Tiefe der Gruft umgestürzt, von Fliesentrümmern, die hinuntergefallen waren, umgeben.

Während Meyer einige gemachte Veilchen, die den kleinen Altar geschmückt hatten, sammelte, um — was er später auch that — dieselben der Herzogin von Morny als Huldigung darzubieten, kam ein Infanterist, der einen mit Granaten beladenen Handkarren zog, den ziemlich steilen Abhang, der sich neben der Kapelle Morny hinzieht, heruntergefahren. Von dem Gewicht seines Wagens mitgerissen, vermochte er denselben nicht aufzuhalten und schoß mit einer Schnelligkeit auf uns zu, die bei jeder Umdrehung der Räder zunahm.

Er schrie, wie die Kutscher daherrasender Wagen es zu thun pflegen, um die Vorübergehenden zu warnen.

Den Wagen aufzuhalten, daran war nicht zu denken; ebenso gut konnte man sich einem Schnellzug in voller Fahrt, entgegenwerfen.

Wenn Meyer und ich uns heute wieder in derselben Lage befänden, zweifle ich nicht, daß unsere Beine noch Kraft und Elastizität genug besitzen würden, uns

aus dem Bereich dieser neuen Kriegsmaschine zu entführen.

Damals waren wir achtzehn Jahre jünger; in weniger Zeit als es bedarf, um dies niederzuschreiben, hatten wir uns hinter die nächsten Kapellen geflüchtet.

Von einem ebenso menschlichen, als unvernünftigen Gefühl getrieben, war der Infanterist von der graden Linie abgewichen und auf uns zugekommen; ein Rad prallte gegen das Trottoir, der Wagen stürzte um und die Granaten rollten in allen Richtungen umher.

Was Meyer in dem Augenblick empfand, weiß ich nicht. Mich durchzuckte ein stechendes Angstgefühl. Was half es, daß wir uns hinter Mauern gerettet! Wenn die Granaten explodirten, wurden wir von den Splittern in Stücke gerissen.

Durch ein wahres Wunder explodirte kein einziges der Geschosse; wir konnten den armen Soldaten unter seinem Karren hervorziehen — seine Hände, die Kniee und das Kinn bluteten; er war aber so glücklich, der Gefahr entronnen zu sein, daß er, wie er sagte, keine Schmerzen fühlte.

Während wir dem Infanteristen aufhalfen, hörten wir nicht weit von uns Pelotonfeuer. Es kam von der Höhe.

Einige Minuten später defilirte eine Kompagnie Infanterie, von einem Kapitän befehligt, an uns vorbei.

Der Sekondelieutenant ging neben seinen Leuten her; er war todtenblaß und nahm sein Käppi ab, um sich den Schweiß zu wischen. Die Kompagnie gehörte

zum 65. Marschregiment. Das Gesicht dieses Lieutenants, der — wie ich später erfuhr — bei Saarbrücken vier Wunden erhielt, frappirte mich. Einige Zeit danach brachte mich der Zufall mit ihm in Berührung und ich erinnerte ihn, unter welchen Verhältnissen ich ihn zum ersten Male gesehen. Nun erzählte er mir Folgendes:

„Meine Kompagnie erhielt den Befehl, aus Mazas 144 Insurgenten zu holen, unter denen sich mehrere Artilleristen aus Vincennes, die zur Commune übergegangen waren, befanden. Sie sollten nach einem Bestimmungsort gebracht werden, den wir ihnen nicht nennen durften.

„Der Kapitän und ich begaben uns nach dem Gefängniß, wo uns, nach den üblichen Formalitäten, die 144 Mann ausgeliefert wurden; unsere achtzig Soldaten nahmen sie — mit aufgestecktem Bajonett — in die Mitte. Nun begriffen die Gefangenen, welches Schicksal ihrer harrte.

„Fast Alle wurden von nervösem Zittern ergriffen. Sie brachen in laute Klagen aus, stürzten auf die Kniee, rangen die Hände und riefen: „Gnade, Ihr Herren, Gnade! Was haben wir denn gethan, daß wir erschossen werden sollen?“

„Die Einen verloren vollständig den Verstand und setzten sich zur Wehre, so daß sie mit Kolbenstößen zur Vernunft gebracht werden mußten. Die Anderen, ganz betäubt und halb bewußtlos, marschirten wie Hammel hintereinander her.

„Wir kamen auf den Friedhof, erstiegen die Höhe und gelangten an die berühmte Mauer.

„Unter unseren Gefangenen gab es mehrere Freimaurer, die sich mit den Insignien ihrer Würde bekleideten und dadurch denjenigen ihrer Brüder zu imponiren hofften, die sich zufällig unter ihren Henkern befanden. Einer von ihnen gab mir seine Schärpe, seine Uhr, sein Portemonnaie und ein Abschiedsbriefchen an seine Frau und seine Kinder. Daß ich diese traurige Mission treulich ausführte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Später reute mich das, denn die unglückliche Frau hatte die Stirn zu behaupten, daß ihr Gatte dreihundert Franken bei sich gehabt hätte, als er erschossen wurde.

„Als wir an die Mauer gelangten, fanden wir Marineinfanterie dort vor; es wurden Freiwillige aufgerufen, um drei Hinrichtungspelotons zu bilden. Ich muß gestehen, daß sich die Soldaten nur so dazu drängten. Ihr Korps hatte besonders viel durch den Aufstand zu leiden gehabt und nun setzten sie den flehenden Bitten der Insurgenten ein unerbittliches: „Nein! Kein Pardon. Ihr habt unsere Brüder gemordet; jetzt ist die Reihe an uns!" entgegen. Mir wurde die schreckliche Rolle zu Theil, die Verurtheilten abzuzählen und in Fraktionen zu je zwölf aufzustellen.

„Jede Fraktion wurde einem der drei Pelotons gegenüber gestellt. Der Offizier hielt den Degen in die Höhe, drei Salven krachten zugleich los und 36 Mann waren mit einem Male gerichtet.

„Viermal wiederholte sich das, um die ganze Schaar zu erschießen und die drei Fraktionen zu je zwölf Mann, die zuletzt herankamen, hatten 36 Leichen vor sich.

Nur wenige starben würdevoll, mit Ausnahme der Artilleristen, die ihre Jacken aufrissen und die nackte Brust tapfer den Kugeln darboten."

Dem Blutbad auf dem Friedhof des Père-Lachaise kommt an Furchtbarkeit nur noch das bei Quiberon gleich. Beides sind Schandflecken für Frankreich — Schandflecken, die der Regierung zur Last zu legen sind. Selbst der blutgierigste Tyrann würde sich noch besonnen haben, ehe er Offiziere zu erschießen befahl, die sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergaben und die er mehrere Tage am Leben gelassen hatte.

Die Versailler Nationalversammlung ersparte den Communards wenigstens die Qual des Wartens.

Konnte sich die Menschheit nun für befriedigt erklären? Ich glaube kaum. Man muß den Schauplatz dieser beklagenswerthen Tragödien gesehen haben, um den ganzen Jammer ermessen zu können.

Quiberon*) ist eine tief gelegene, sumpfige, von hohen Stechginsterbüschen eingeschlossene Wiese; in einiger Entfernung erheben sich die kolossalen Steine aus Karnac, die den Eindruck eines antiken Friedhofs überwundener Titanen machen. Zum Gedächtniß der Erschossenen ist ein kleines kuppelförmiges Monument

*) An der Westküste Frankreichs, im Departement Morbihan gelegene Landzunge. Anm. d. Uebers.

errichtet worden, das sich über einer tiefen Gruft, in der ihre Gebeine bunt durcheinander ruhen, erhebt. Ein Wächter hebt eine Steinplatte auf, läßt eine Laterne an einem Seil in die Gruft hinab und nun sieht man von Kugeln durchlöcherte und beschädigte Todtenschädel aufgereiht. Diese düstere Inscenirung harmonirt vollkommen mit der Erinnerung an diese verbrecherische Menschenschlächterei.

Auf dem Père=Lachaise ist der Eindruck ein ganz anderer. In diesem Jahre stieg der Wunsch in mir auf, den Schauplatz des entsetzlichen Brudermordes in friedlicher Einsamkeit wiederzusehen. Zwei Tage nach der Kundgebung, während welcher Lucas von der Mauer herab auf die Umstehenden schoß, besuchte ich den Père=Lachaise.

Es war am 30. Mai. Eine herrliche Frühlingssonne übergoß den ganzen Friedhof mit goldigem Licht und verlieh dem banalen, ja oft lächerlichen Anblick, der ihn auszeichnet, etwas Heiteres.

Der Père=Lachaise steht im grellsten Widerspruch zu einem italienischen Campo=Santo. Jedes religiöse Gefühl ist hier verbannt. Und das entkleidet ihn der Poesie, der Feierlichkeit. Kaum hat man einige Schritte gemacht, so wird man von dem Denkmal des Erfinders, Schöpfers und Besiegers der Commune — dem Denkmal des Herrn Thiers — förmlich erdrückt. Dieser Mann, dessen Eitelkeit in's Maßlose ging, hat sich ein Denkmal setzen lassen, gewaltiger als die Kapelle, als die kleine Kirche des Père=Laichaise, als das Haus Gottes!

Gott kommt in der That hier erst nach Herrn Thiers. Hat sein Monument einen pomphaften oder einen pumpenhaften Stil? Nein, es hat den Stil sui generis, den Stil Foutriquet. *) Es giebt der philiströsen und akademischen Symphonie an diesem letzten Zufluchtsort der Pariser Rentiers den Ton an.

Man sucht inmitten dieser Verschwendung korinthischer Säulen und halbrunder Nischen, die dem Bahnhofsbau entlehnt zu sein scheinen, vergebens die Büste des kleinen Bürgers mit der goldenen Brille, den Henri Monnier **) populär gemacht hat.

Man fand denselben gewiß nicht episch genug; daher setzte man an seine Stelle einen Genius, der einen riesigen Säbel schwingt:

„Ce sabre est le plus beau jour de ma vie. Je l'accepte pour défendre nos institutions et aussi pour les combattre.“ ***)

So müßte man dies anspruchsvolle Bild übersetzen;

---

*) Spottname, den das Pariser Volk Thiers gegeben; entspricht dem deutschen „Knirps“. Anm. d. Uebers.

**) Schöpfer des Joseph Prudhomme, in dem der Typus der gravitätischen, einfältigen, sich in schwülstigen Reden ergehenden Philister lächerlich gemacht wird.

***) „Dieser Säbel ist der schönste Tag meines Lebens (diese und ähnliche schöne Sätze hat Monnier seinem Joseph Prudhomme in den Mund gelegt). Ich nehme ihn an, um unsere Institutionen zu vertheidigen und zugleich auch zu bekämpfen.“ Anm. d. Uebers.

freilich ist es noch weniger prunkend als die Devise, die in Riesenbuchstaben darüber steht:

**Veritatem Coluit, Patriam Dilexit.**

Da ziehe ich die berühmte, im Voraus von Rochefort verfaßte Grabschrift vor:

C'est Adolphe Thiers qu'on me nomme:
Sacré nom d'un petit bonhomme!

Wenn man den Friedhofsbeamten Glauben schenken darf, wird dies prunkvolle Denkmal nicht ewig dauern. Bei der nächsten Insurrektion droht ihm ein Dynamit-Attentat.

Im Schatten dieses, einem Zwerge errichteten Riesendenkmals (denn an ihm war nichts groß als seine Eitelkeit — Vanitatem Co Luit), entdecke ich mit Hilfe des Lorgnons, das armselige Grab Alfred de Mussets, mit seiner noch armseligeren Trauerweide und der wenig ähnlichen Büste.

Etwas weiter entfernt liegt die Begräbnißstätte der unglücklichen Generäle Clément Thomas und Lecomte, von einer bewaffneten Frauengestalt (die Stadt Paris darstellend) überragt, welche die Palme der Märtyrer in der Hand hält.

Tiefer unten erhebt sich eine abgebrochene Pyramide, zu Ehren der unbekannten Todten des schrecklichen Jahres.

Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Beschreibung des Père-Lachaise zu geben; ich beschränke mich daher auch nur auf die Gräber derjenigen, welche

in dem Drama der Commune eine Rolle gespielt haben. Im Allgemeinen will ich nur noch erwähnen, daß der Luxus, auch auf diesem Felde der posthumen Eitelkeiten, große Fortschritte macht. Es ist ein auffallender Unterschied zwischen den alten Grabmälern, die sich um die Ruhestätte Héloïsens und Abälards schaaren — übrigens ein unechtes Denkmal, welches im Jahre 1828 von Châlons-sur-Marne nach dem Père-Lachaise überführt wurde — und den modernen Gräbern, die sich um Herrn A. T.*) gruppiren.

Alle Todten der Commune befinden sich in dem modernsten und prachtvollsten Theile des Friedhofes. Zuerst stoßen wir auf Gustav Flourens, der keine eigene Grabstätte hat.

Zwischen Pierre Flourens, Physiologe, geb. den 14. April 1794, † 6. Dezember 1867 und Aline Gabrielle Clément, Wittwe Pierre Flourens', geb. 2. August 1807, † 28. Febr. 1879, liest man: Paul Gustav Flourens, 4. Aug. 1838, † 3. April 1871.

Ein Unbekannter hat mit Bleistift darunter geschrieben: Ermordet! . . . Und ich werde ihn rächen! Dahinter liegt ein fortgeworfener Kranz von rothen Immortellen mit der Aufschrift: Les Égaux du 4e.

Nicht weit davon liegt, von einer Menge bürgerlicher Gräber fast erdrückt, Jules Vallès, 1833—1885,

*) Adolph Thiers.

mit der Grabschrift: „Ce qu'ils appellent mon talent, n'est fait que de ma conviction.“ Dieses Talent war vorzugsweise ein beschreibendes, was also die Ueberzeugung damit zu schaffen hat, ist mir unerfindlich. Ein großer Artemisienbusch verbirgt halb ein Joch und ein Paar Holzschuhe, die aber recht unnatürlich aussehen, da sie aus Bronze sind. Dies Mausoleum ist von einer treuen Seele gestiftet, deren Anfangsbuchstabe S., mit dem Wort soeur, in einen Immortellenkranz eingewunden ist. Daneben liegen Kränze von den deutschen und holländischen Sozialisten.

Von hier steigt man zu dem Kreuzweg Michelet hinauf, wo die acht Alleen sich schneiden. Das ist, wie ich schon erwähnte, der interessanteste und wichtigste Theil des Friedhofes, wegen der Todten, die hier den ewigen Schlaf schlafen.

Ich führe nur kurz Folgende an: Honoré de Balzac, die Gräfin von Faverolles, Delphine Cambacérès, Casimir Delavigne, Barye, Buloz, Eugène Delacroix, Frau Chenavard, deren elegantes Mausoleum von einer herrlichen Bronzeurne geziert wird und endlich der Herzog von Morny, der recht bürgerlich in einer Kapelle, die in einem unbeschreiblichen Stil ausgeführt ist, ruht. Nur sein Wappen ist interessant.

Gegenüber erhebt sich das schöne Monument, welches — durch internationale Sammlungen — zum Andenken Jules Michelet's errichtet worden ist. Der Genius der Geschichte breitet schützend die Hand über ein Kinder-

medaillon, unter welchem die Worte stehen: Lazare Michelet, 1850. Darüber die schöne edle Inschrift:

**L'Histoire Est Une Résurrection.** *)

Zwischen dem Herzog und dem großen Geschichtsschreiber, unter einer Barrikade von Pflastersteinen liegt der unglückliche Delescluze, der auf dem Platz des Château-d'Eau den Tod fand. Er war ein Jakobiner von strengster Rechtschaffenheit; in Folge seiner beschränkten Ideen hatte er den Beinamen Tête de Bois**) erhalten. Auf seinem Grabe erhebt sich eine verhüllte Urne, an die sich ein aufgeschlagenes Buch lehnt; auf den beiden offenen Seiten liest man den Abschiedsbrief, den er seiner Schwester schrieb.

Dies Grab in Barrikadenform bezeichnet die Stelle des letzten Kampfes der Commune gegen die Versailler; die Spuren davon sind noch auf den umliegenden Gräbern zu sehen.

Von diesem Theil des Friedhofs schaut man auf das schönste Panorama von Paris. Unglücklicherweise sind die herrlichsten Aussichtspunkte — durch die Treffsicherheit der modernen Artillerie — auch zugleich die wichtigsten strategischen Punkte, die zuerst der Beschießung ausgesetzt sind. Die Batterie des Père-Lachaise wurde von der Versailler Batterie des Montmartre, den die Commune nicht zu halten vermochte, beherrscht. Ihr Feuer erlosch und die Position, welche sie vertheidigte, wurde von den Versaillern im Sturm genommen.

*) Die Geschichte ist die Auferstehung vom Tode.

**) Holzkopf.

Da sie keine Gnade übten, wurde der Kampf zwischen dem Gräberlabyrinth — in der Richtung nach Vincennes, bis zu dem großen Raum, der für die Massengräber reservirt war — fortgesetzt.

Heute ist dies der lachendste, hübscheste Theil des Friedhofs, weil die menschliche Eitelkeit ihn nicht durch Monumente verunstaltet und lächerlich gemacht hat.

Eine herrliche Vegetation bedeckt die großen gemeinsamen Grabstätten. Man glaubt kaum, sich auf einem modernen Friedhof zu befinden, sondern auf einem antiken Begräbnißplatz, wo die Gräber, in unsichtbaren Krypten verborgen, vom Tode nur die Verjüngung sehen lassen, an der er schweigend und geheimnißvoll arbeitet.

Der Blick, den man von diesem reich mit Bäumen bestandenen Plateau hat, ist ebenso schön und lachend, wie der vom Kreuzweg Michelet aus. Eine strahlende Sonne beleuchtete den letzten Tag der Commune Die armen Flüchtlinge, welche die Umfassungsmauer zu gewinnen suchten, um den Versailler Kugeln zu entgehen, konnten die beiden Säulen des Place du Trône sehen und den ganz in Licht gebadeten Wartthurm von Vincennes, an dessen Fuß ein anderer hinkender Foutriquet den Herzog von Enghien hatte erschießen lassen.

Eine Trauerweide, die viel kräftiger und stattlicher ist als die des Dichters, bezeichnet genau die Stelle, wo die letzten Kämpfer der Commune fielen. Unwillkürlich sucht der Blick in der Umfassungsmauer die Spur der unerbittlichen Kugeln. Die Zeit, oder auch die Hand der Menschen, hat sie verwischt.

Nichts würde andeuten, daß dieser Winkel, in dem die Natur so mild lächelnd erscheint, von dem Blut einer der verruchtesten Schlächtereien dieses Jahrhunderts gefärbt ist, wenn nicht die Erinnerungsspenden wären, welche die Ueberlebenden der Commune an der Mauer befestigt haben. Man sieht Immortellenkränze von unverbesserlicher Kahlheit, die von Arbeitern und communistischen Zeitungen gestiftet sind.

Links breitet sich eine Art rother freimaurerischer Trophäe aus, die zugleich düster und grotesk ist. Sie besteht aus einer horizontalen Fläche mit einer phrygischen Mütze, auf welcher, kreuzweise übereinander gelegt, sich ein Anker und ein Steuerruder abheben.

Möge das erklären wer da wolle! Ich ziehe den einfachen Kranz, mit der Inschrift: „Meinem Sohne!" bei weitem vor.

Diese unbekannten Todten hatten Mütter, denn die meisten dieser armen jungen Kerle schlugen sich um der täglichen Löhnung von 30 Sous willen. Warum sollte man ihnen also diesen Winkel, den sie mit ihrem Blute getränkt haben, mißgönnen?

Ein Komitee Ueberlebender wollte ihn mit Prellsteinen einhegen, die durch Ketten verbunden sind, damit der Boden nicht so zertreten würde; aber die Steine wie die Ketten sind von der Friedhofsverwaltung wieder fortgenommen worden. Ist die von Thiers hinterlassene Rache noch nicht zufrieden, oder verweigert die Stadt Paris diesen armen rebellischen Kindern die paar Quadrat-

meter Terrain nur, um sie an reiche Bankiers theuer zu verkaufen?

Das wäre eine Schmach für Paris und für Frankreich! Hoffen wir also, daß unsere schwache Stimme gehört werde, daß man die unbekannten Erschossenen des „Schrecklichen Jahres“ in ihrem friedlichen Schlummer nicht stört. Haben sie nicht dasselbe Recht wie Delescluze, der unter seiner prunkenden Barrikade in Frieden ruht?

Mit Bezug hierauf, lasse ich den Brief eines Bruders von Ferré folgen, der sein ganzes Leben dem Zwecke weiht, die Errichtung eines Denkmals für die gefallenen Insurgenten zu erlangen:

„Levallois, den 29. Juni 1888.

„Mein Herr!

„Meine Geschäfte hinderten mich, Ihr werthes Schreiben früher zu beantworten. Bitte, entschuldigen Sie gütigst diese unfreiwillige Verzögerung.

„Ich gebe Ihnen hiermit in Betreff des Monumentes der Insurgenten die geringen Aufklärungen, um die Sie mich bitten.

„Vor vier oder fünf Jahren thaten sich die Sozialisten aus Paris, nebst einigen radikalen Republikanern zusammen; sie wählten aus ihrer Mitte ein Komitee, das sich die Aufgabe stellte, durch Subscription ein Denkmal auf dem Platz zu errichten, wo die Verbündeten erschossen waren. Die Stadt Paris hatte ihre Genehmigung ertheilt.

„Nachdem die Subscription geschlossen, das erforderliche Material gekauft und auf den Friedhof verbracht war, wurde die Errichtung des Monumentes, auf Befehl des Herrn Seinepräfekten, inhibirt.

„Seit drei Jahren schwebt die Sache. Gegenwärtig haben zwei Deputirte den Auftrag — bevor eine Eingabe bei der Kammer gemacht wird — Herrn Floquet, dem Minister des Innern, einen Besuch abzustatten, um ihm den Fall vorzutragen. Sobald ich etwas Neues darüber weiß, werde ich Sie davon in Kenntniß setzen.

„Empfangen Sie, mein Herr, freundliche Grüße von „H. Ferré."

„No. 4, Place Châteaudun
in
Levallois-Perret."

Ich fürchte, daß das Neue, was mir Herr Ferré in Aussicht stellt, lange auf sich warten lassen wird: Floquet ist nicht mehr Minister und seine Nachfolger haben ganz andere Dinge im Kopfe.

# Epilog.

So bin ich denn mit meinen Aufzeichnungen, deren einziges Verdienst die Wahrheit ist, zu Ende. Was für eine Moral ist daraus zu ziehen?

Mir fiel es ein, eine Frau nach der Moral dieser Geschichte zu fragen, welche eine Rolle in der Commune spielte, die seitdem eine Art weiblichen Blanqui's geworden ist und deren Autorität alle noch lebenden Mitglieder der Commune anerkennen — Louise Michel.

Louise Michel ist, meiner Ansicht nach, der Typus eines jener Mönche aus dem Mittelalter, die sich geißelten, ihr Brod mit ihren leidenden Brüdern theilten und dann sich zum Inquisitionsgericht begaben, um Todesurtheile zu verkünden. Sie waren aufrichtig und stets bereit, ihr Leben für die Menschheit zu opfern, die sie vernichteten, um sie zu bessern.

Louise Michel schreibt mir Folgendes:

„Herrn von Hérisson.

„Levallois, 13. April 1888.

„Mein Herr,

„Die Ehrfurcht vor der Wahrheit, die Sie dadurch an den Tag legen, daß Sie die Besiegten nach den Ereignissen fragen, die bisher nur offiziell von den Siegern berichtet wurden, bürgt mir dafür, daß meine Antwort in Ihrem Buche unverstümmelt und unverkürzt ihren Platz finden wird. Daher zögere ich auch nicht, Ihren Wunsch zu erfüllen.

„Der Fortschritt, der sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt, entledigt sich bei jeder Umwandlung seiner gröbsten Formen.

„Sein letztes Wort wird er nie sprechen, denn das menschliche Ideal weicht in dem Maße zurück, wie der Horizont sich erweitert, und was in einer Epoche uns als ein Utopien erschien, wird in der nächsten Epoche zur Wirklichkeit.

„Zwischen den communalen Freiheiten des Mittelalters und den Communen von Paris, Lyon, Marseille und Carthagena im Jahre 1871, besteht ein ebenso großer Unterschied, wie zwischen den genannten Communen und der freien Menschheit einer freien Erde. Dahin aber kommen wir doch noch!

„Nach dieser ersten bewußten Periode werden sich die Etappen bis in die Unendlichkeit folgen und ich hoffe, der Unterschied zwischen uns und den Menschen dieser höheren Kulturepochen wird ein größerer sein,

als der, den man findet, wenn man bis zur grauen Vorzeit zurückgeht und die Höhlenbewohner mit unseren Zeitgenossen vergleicht.

„Die Pariser Commune von 1871 entstand aus dem Zorn gegen die Feigheiten, den Verrath, die Unfähigkeit derjenigen, welche damals regierten und die noch heute regieren, oder zu regieren versuchen. Die seit 20 Jahren — seit ewig — unterdrückte Freiheit brach sich Bahn und am 18. März sahen wir uns in demselben Augenblick als Herren der Situation, als wir für die Freiheit zu sterben wähnten.

„Diejenigen, welche das Heldengedicht von 1871 erlebten, wissen wieviel Unzufriedene sich den Revolutionären anschlossen. Die Strömungen waren dem Fortschritt günstig, die Winde hauchten Freiheit aus und die Regierung war überdies so verachtet, daß die Commune sich fast ohne anderen Kampf, als den des 18. März, einsetzte.

„Aber, von Gefahren umringt, von Verrath unterwühlt, war sie nur lebensfähig, wenn sie gleich in den ersten Tagen auf Versailles losgerückt wäre. Das war der Gedanke der Minorität und bis jetzt haben die Minoritäten stets recht gehabt.

„Théophile Ferré, der ganze Wachsamkeits-Ausschuß des Montmartre, das ganze Viertel des Montmartre selbst, die Wiege und der Herd der Revolution, war für schleunigen Abmarsch. Man beging den Mißgriff, der Majorität zu folgen.

„Ein anderer Fehler war die Achtung vor ge-

wissen Dingen. Hätte man die Bank in die Luft gesprengt, so wären viele Menschenleben gerettet worden.

„Lieber doch die Monumente, die bestehenden Einrichtungen in alle vier Winde verstreut, als die Menschen!

„Gegen diese vollendete Thatsache gibt es keinen Einwand. Man muß tabula rasa machen mit allem, was früher Fortschritt war und was jetzt unnatürlich ist.

„Die Tortur war ein Fortschritt, sagt Chaccaria. Mit dem Fortschreiten der Jahrhunderte mußte die Tortur fallen, da wir uns nicht mehr in der wilden Epoche befanden, wo die Tortur schon einen Fortschritt gegen die Metzelei bedeutete.

„So muß mit unserem unnatürlichen sozialen Gerüst auch alles verschwinden, was in barbarischen Zeiten Fortschritt war, was aber jetzt Verbrechen ist.

„Ohne Zweifel werden die Kriege zwischen den Nationen ebenso aufhören, wie die früheren Fehden von Ort zu Ort. Das waren die Ideen der Internationale von 1871.

„Viele von uns gehörten derselben an; deshalb war aber doch der Unwille über die Niederlage nicht weniger groß. Wäre die Commune nicht so rasch erwürgt worden, so hätte man — statt den Preußen Millionen zu bezahlen — den Versuch gemacht, die Forts wie Schiffe zu entern.

„Vielleicht war es unmöglich, daß die Commune

— in der Mitte zwischen der Invasion und dem Verrath — länger bestehen konnte und dann schauten auch zu viele von uns auf das Jahr 1789 zurück!

„Eine Revolution muß vorwärts gehen, ohne den Kopf nach rückwärts zu wenden.

„Man soll sich aller Vorwürfe gegen vollendete Thatsachen enthalten, aber sich bemühen, nicht in dieselben Fehler zurückzuverfallen.

„In den finstern Maitagen war die Commune heroisch. Diejenigen, welche sich von dem brennenden Stadthause nach den letzten Barrikaden begaben; die Männer des Père-Lachaise und viele Andere, deren Blut die Erde trank, haben es bewiesen.

„Paris ließ — in dem rothen Schein der Feuersbrünste — seinen Henkern bis zum Tode Zweifel an ihrem Siege.

„Es ist noch nicht zu Ende," sagten wir Freitag unsern Besiegern in Satory, als sie hinter einander zwei Kanonenschüsse hörten und darüber erblaßten.

„Es waren die letzten.

„Nein, es ist auch noch nicht zu Ende! Die Idee hat sich weiter verbreitet; die mit Blut begossenen Samenkörner sind aufgegangen und die Internationale des Menschengeschlechts wird dereinst kommen.

„Das ist die Schöne, auf welche die Welt wartet, sagte Pierre Dupont.

„Und die Gruppen der Menschen werden, wie die Gruppen der Gestirne, nach dem Weltengesetz ihrer Bahn folgen. Und dies Gesetz wird die Ord-

nung des Lebens und des Friedens sein, anstatt der Ordnung des Todes.

„Wir haben noch immer die Regierung des vierten September. Dieselben unfähigen Köpfe, dieselbe Narrheit, dieselbe Feigheit, die sie blutdürstig macht — es ist nicht einmal eine Republik, sondern ein als Republik verkleidetes Kaiserreich, das sich gegen das Volk so benimmt, wie der Wolf des Märchens gegen Rothkäppchen.

„Es ist die Todesstunde der Macht. Sie hat in ihren letzten Stunden Fieberanfälle: sie phantasirt.

„Andere Männer würden an ihrem Platze auch nichts vermögen. Unsere Uebergangsperiode muß erst eine andere Gesellschaft, eine neue Welt gebären.

„Nur könnten sie, wenn auch andere Männer nichts ändern würden, da die Macht ihrem Ende entgegen geht, sich wenigstens anständiger benehmen. Das wäre nicht schwierig.

„Unter den unheilvollen Schuften, die wir verschwinden sahen, ist eine der merkwürdigsten Typen der Gnom Thiers, dem das Volk den Beinamen „Foutriquet" gab.

„Die Macht in den Krallen eines wüthenden und boshaften Zwerges: das hat ihn zu einem Ungeheuer entwickelt und das ward uns verhängnißvoll.

„Dieser Knirps träumte, wie alle seiner Art, davon, groß zu werden. Ja, er wurde groß — im Verbrechen.

„Wie mag er gelacht haben, als man ihn —

nachdem er Frankreich ins Herz getroffen, indem er Paris vernichtete — den Befreier des Vaterlandes nannte, weil er mit dem Gelde Anderer die Kriegsentschädigungen zahlte.

„Wie mag er ferner gelacht haben, als er aus denselben Säckeln sein Haus (nur viel reicher) wieder aufbauen ließ, für dessen Zerstörung er so viel Menschenleben geopfert!

„Der Humus unserer Epoche ist fruchtbar an giftigen Gewächsen. Foutriquet ist ein solches Gewächs. Man wird dasselbe nicht eher los, als bis man den Humus entfernt.

„Sie fragen mich, weshalb ich verhaftet wurde? Ich wurde gar nicht verhaftet. Ich stellte mich freiwillig, weil man meine Mutter statt meiner gefangen genommen hatte. Das war ein unfehlbares Mittel. Es war am 26. Mai.

„Und was ich für Theil an den Ereignissen von 71 genommen? . . Ich machte es wie die Kameraden, die sich mit aller Kraft, mit ganzem Herzen in die Bewegung stürzten und . . . . bis ans Ende ausharrten.

„Mich hat der Tod nicht gewollt, wahrscheinlich weil ich ihm nicht aus dem Wege ging; vielleicht wird er das nächste Mal nicht so vergeßlich sein. Einmal hat doch jeder Glück.

„Was thut's! Jeder von uns hat Besseres zu thun, als sich zu einer Zeit mit seinem eigenen Ich zu beschäftigen, in der der Horizont sich von der

neuen Morgenröthe färbt — der Eocänformation des Menschengeschlechts.

„Italien, Spanien, Portugal werden bald Republiken sein.

„In Deutschland*) endet das Kaiserreich, weil kein Kaiser mehr da ist. Wilhelm ist todt. Friedrich wird ihm bald folgen. Und wenn Bismarck das Schwert Karls des Großen sinken läßt, ist kein Arm stark genug, es wieder aufzunehmen — auch Deutschland wird dann Republik.

„Das scheidende Jahrhundert nimmt die ganze alte Welt mit ins Grab — es ist nicht schade drum!

„Louise Michel."

Brauche ich's noch zu sagen? Die Theorie Louise Michels, nach der mit der Gegenwart und folglich auch mit der Vergangenheit tabula rasa gemacht werden soll, um eine neue Zukunft zu erbauen, gefällt mir nicht.

Sie ist nicht natürlich, nicht wissenschaftlich begründet. Die Natur verfährt nicht so ruckweise. „Natura non facit saltum." Sie zerstört nicht; macht ihre Entwickelungen nicht auf reinem Tisch. Sie verwandelt ohne heftige Stöße. Durch langsame Bewegung paßt sie die Menschen ihrer Umgebung an; und ob sie wolle oder nicht, die Menschheit ist gezwungen ihr nachzuahmen. Ein Fortschritt fliegt nicht, er kriecht langsam im Staube. So oft man ihn zum Fliegen bringen

*) Damit hat's, Gott sei Dank, keine Gefahr!
Anm. d. Uebers.

will, bricht man ihm die Rippen. Das beweist die Geschichte der französischen Revolution — das beweist auch die Geschichte der Commune.

Die Revolution wollte alles zerstören und nach einem Jahrhundert findet sich, daß sie nichts zerstört, sondern nur alles verunstaltet hat. Wäre sie langsam fortschreitend zu Werke gegangen, so würde sie alles umgewandelt haben.

Die Commune hat — in großmüthigem Gedanken, das will ich zu ihrer Ehre annehmen, — der Zukunft Gewalt anthun, den Fortschritt beschleunigen wollen. Dadurch hat sie die Zukunft erschreckt und den Fortschritt zurückgedrängt. Und ihre Leute, die besten, haben durch die Macht der Dinge gezwungen, ihr Apostelamt in Verbrechen untergehen lassen müssen.

Ich bitte Louise Michel, wie den heiligen Thomas von Aquino um Vergebung, aber ich will zwischen beiden eine Parallele ziehen.

Für Louise Michel ist die Politik die Wissenschaft der idealen Bedingungen der Menschheit.

Für den heiligen Thomas von Aquino ist die Politik die Wissenschaft aller thunlichen Dinge.

Der heilige Thomas kam zu diesem Schluß, indem er von der Gottidee ausging. Die Philosophen, wie Herbert Spencer, sind, von der Idee der Materie ausgehend, eben dahin gekommen.

Und da die gewaltigen Geister aus allen Himmelsgegenden der Welt des Intellekts, auf diesem einzigen Kreuzweg zusammentreffen, muß man daraus schließen,

daß die Reisenden dort die Göttin antreffen, die niemals auf Reisen geht; die Wahrheit!

Wir wollen uns die Chirurgen zum Muster nehmen. Die alten Chirurgen liebten schön ausgeführte Operationen und ganz fortgeschnittene Glieder. Die neueren schonen, so viel sie können, die Gewebe, in die sie das Eisen hineinführen, weil ihrer Ansicht nach, der Organismus sich wieder ergänzt.

Wir wollen uns bemühen, uns zu veredlen und alles, was uns umgibt, zu verbessern. Wir wollen aus unserer Vergangenheit und Gegenwart nur ausstoßen, was auf dem Wege dieser Besserung, in sich selbst zusammenfällt.

Man muß dem Fortschritt langsam entgegen gehen; ja nicht laufen, denn wenn man läuft, fällt man auf die Nase.

Nach hundert Jahren wird die Idee der Commune, die uns vor zwanzig Jahren so ungeheuerlich vorkam, wahrscheinlich verwirklicht sein. Wollten wir sie sofort verwirklichen, so würden wir in die alte Barbarei zurückfallen.

Ich will mit einem Worte schließen, das ich dem Zahnarzt entlehne und rufe den Nationen zu, was er von den Zähnen sagt:

„Wir wollen sie nicht ausreißen: Wir wollen sie heilen!“

Ende.

Druck von Gebrüder Reichel
Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei.